143

SCHICKSALSKUNDE

IM SINNE DES KULTURWERDENS

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

LEO FROBENIUS

SCHICKSALSKUNDE IM SINNE DES KULTURWERDENS

MOTTO:

Ideo peccamus, quia de partibus vitae omnes deliberamus, de tota nemo deliberat. *Seneca.*

MOTTO:

Natura artis magistra.

R. VOIGTLÄNDERS VERLAG · LEIPZIG

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

00/14982

VERÖFFENTLICHUNG DES FORSCHUNGSINSTITUTS
FÜR KULTURMORPHOLOGIE E V., FRANKFURT A. M.

1/1/143

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

MIT 29 ABBILDUNGEN IM TEXT
COPYRIGHT 1932 BY R. VOIGTLÄNDER'S VERLAG IN LEIPZIG
DRUCK DER OFFIZIN HAAG-DRUGULIN AG. IN LEIPZIG 883

52/424 x 1

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

WALTER F. OTTO

dem Freunde, gewidmet

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

OFFENBARUNG DER KULTUR 11

DAS DEUTSCHE SCHICKSAL 23

Das Wesen des Daseins ist für den Menschen bedingt durch den Standpunkt, den er ihm gegenüber jeweils einnimmt; der Standpunkt kann außerordentlich verschieden gelegen sein; das deutsche Volk ist derzeit im Begriff, den des vorigen Jahrhunderts aufzugeben und einen neuen zu erobern.

Die Erdumspannung 23
Kulturbilanz 26
Einstellungen 31
Die deutsche Aufgabe 36

ERSTES BUCH · GRUNDLAGEN UND GESTALTEN

DAS ARBEITSPROGRAMM 41

Die Änderung des Lebensgefühles dokumentiert sich am deutlichsten in der Beachtung vordem unbekannter, weil unberücksichtigter Lebensäußerungen der Menschen; diese vermögen uns die Natur des Kulturwerdens, jenseits des historischen Zusammenhanges im Räumlichen bis zu den fernsten Naturvölkern, im Zeitlichen rückwärts bis in die Eiszeit, in ihrer eminenten Einheitlichkeit aufzuweisen.

Was die Geschichte lehrt 41
Was die Altgeschichte (Archäologie) lehrt 46
Was die Vorgeschichte lehrt 50
Was die Urgeschichte lehrt 54
Was die Ethnographie lehrt 59
Was die Ethnologie lehrt 65
Was die Kulturmorphologie lehrt 69

DIE WIRKLICHKEIT DER NIEDEREN WELT 79

Realitäten als Pädagogen

Es ist möglich, in der uns fernen Welt Unterschiede und Eigenarten in der Daseinsform zu erkennen, die auch für uns und unsere Nächsten bezeichnend sind, die uns aber als Selbstverständlichkeiten nicht bewußt werden; erst wenn die Tatsachen in der Ferne gesehen sind, werden sie uns auch in der Nähe sichtbar.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seite
Formen und Räume, Äthiopik und Hamitik 80
Gestalten (Sinnfülle) 88
Die Meister (Pflanze und Tier) 95
Kulturstil (Lebensgefühl) 101
Die Bedeutung der Räume — auch derer Europas . . 105

DIE WIRKLICHKEIT DER HÖHEREN WELT 111
Pädagogen des Irrationalen
Das Gestaltleben der höheren Kultur setzt damit ein, daß ein gesteigertes Bewußtsein sich dem Einfluß der Gestirne und dem Phänomen des kosmischen Gestaltwandels hingibt; es erfolgt für die Menschheit die Geburt des Schicksals.
Mythologische Konstellationen 111
Die Sprache der Zahlen 116
Die irrationale Zahlensymbolik 122
Die Geburt des Schicksals 126
Der Mensch als Wirklichkeit 131

ZWEITES BUCH · GRUNDZÜGE UND GESTALTSINN

ZEIT UND RAUM ALS WIRKLICHKEIT 139
Die Dominantentheorie
In der Weltanschauung der Menschheit findet damit eine erstaunliche Umbildung statt; es taucht in ihr gewissermaßen das Spiegelbild der in rationalen Tatsachen sich äußernden irrationalen Wirklichkeit auf; das, was infolge der Enge des menschlichen Bewußtseins und der Begrenztheit der menschlichen Organe unbegreiflich bleiben muß, wird nunmehr wenigstens in seinem Schatten faßbar.
Ausdruck und Anwendung 140
Materialisationen der Kultur 145
Das Paideuma im Menschen 147
Der Ablauf des Lebens 151
Die Polarität von Zeit und Raum 153
Die Lehrsätze der Dominantentheorie 156
Nachsatz 159

WIRKLICHKEIT IN DER KULTUR 161
Die Identitätstheorie
Menschliches Lebensgefühl und Kulturgestaltung lassen sich als Wesen der irrationalen Wirklichkeit erkennen, deren Mor-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seite

phologie auch den Erscheinungen der organischen Umwelt zugrunde liegen dürfte.

Plan- und Zweckmäßigkeit 161
Totalität und Identität 168
Symptomatik der Ergriffenheit 170
Der Identitätszwang 176
Das Lebensgefühl 180

DES MENSCHEN ROLLE 183

Die materialistische Weltanschauung des vorigen Jahrhunderts bot dem Menschen eine assekuranzfähige Sicherheit in bezug auf den Ablauf des irdischen Geschehens unter Ausschluß jeder Pietät vor der Wirklichkeit; die neue Zeit hat uns die Aufgabe beschert, das als Ausdruck dieses jetzt zerfließenden, materialistischen Lebensgefühls Gewonnene ins Werkzeug des Geistes zu verwandeln, der der Phänomene der Wirklichkeit, der Grundlagen des Daseins wie der Kultur bewußt zu werden strebt.

Zeit des Regiewechsels 183
Das Pathos der Tragik 187
Der Verlauf des Erdendramas 195
Pause vor dem nächsten Akt 198

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

OFFENBARUNG DER KULTUR

In der Nähe des Lagers von Mitschakila, das, am Kuiluflusse und im Kongo-Urwalde gelegen, uns vor just 25 Jahren monatelang beherbergte, befand sich ein Termitenhaufen von so eigenartiger Natur, wie ich ihn später in keinem Teile Afrikas wieder gesehen habe. Es war ein etwa 2 Meter hohes, äußerlich ungemein glattes Kegelgebilde mit wundervoll ebenmäßig geformter Kappe. Die Oberfläche dieses hemisphärischen Deckels war mit feinen Adern oder Röhren durchzogen, zarten Kanälchen, durch die die nur etwa millimeterkleinen Tiere mit rhythmischem Geräusch dahinzogen. Ein Bild größter Ebenmäßigkeit und geruhsam ungestörten Daseins. Aber etwa alle 4 Wochen (dreimal während unseres Dortseins) erfuhr diese sogar für den Beobachter unendlich wohltuende Ruhe eine explosionsartige Unterbrechung. Dann war eines schönen Morgens die ganze Oberfläche vollkommener Zerstörung anheimgefallen. Die Kanäle waren sämtlich erbrochen und lagen frei zutage. Tausende und aber Tausende von schmutzig gelblichen Geschöpfen lagen zwischen den Scherben tot umher, teils auf dem zerrissenen Deckel, teils über seinen Rand hinweg auf die rote Erde ausgestreut. So blieb das Trümmerfeld einen Tag lang liegen. In der nächsten Nacht aber kehrten diejenigen, welche derart vandalisierend und mordend getobt und sich nur tagsüber zurückgezogen hatten, wieder und vollendeten ihr Werk. Leicht war nun mit einer schnell hervorgezogenen Lampe festzustellen, wer die Wiedererbauer und wahrscheinlich doch auch die Zerstörer waren: nämlich niemand anders als irgendeine jüngere Generation von der gleichen Termitenart, die aus dem Innern des Kegels zur Kappe aufgestiegen und vom inneren Wurzelbau her über die Bewohner der Oberflächenschicht hergefallen war. Sie führten ihr Werk jedesmal radikal aus. Im Dunkel der ersten Nacht wurden die an behagliches und gleichmäßig hinfließendes Leben gewohnten Altanwohner unversehens überfallen und ermordet, ihr Adernsystem erbrochen, ihre Leichen herausgeworfen. In der folgenden Nacht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurde das Trümmerfeld aufgeräumt und — mit einem frischen, nun ein wenig höher gelegenen Kanalnetz überzogen. Eine neue Periode wohlgeordneten Lebens und Behagens setzte ein.

Anno 1905 saß ich manches Mal vor diesem Ameisenhaufen und versuchte, mir dieses Bild des Lebens in seiner Bedeutung als Symbol klarzumachen. Ich bemühte mich zu verstehen, welche ungeheuren Schrecken und Erschütterungen die unter der Kappe doch zu einer vollkommen in Abgeschlossenheit und Einheit abgerundete Welt des Lebens erfüllen müssen, wenn aus dem engen Wurzelstock plötzlich die eigene Natur emporsteigt und die ganze Daseinswelt von Grund auf und „bis zum letzten" vernichtet! Man bedenke: Alles Lebende und die Umwelt vollkommen und durch von innen her aufsteigendes eigenes Blut vernichtet! — Nur wer erst wochenlang das still rhythmisch sich abspielende, in Unsichtbarkeit und desto größerer Friedlichkeit sich abspielende Leben beobachtet und dann mit einem Vergrößerungsglas über das Feld der Scherben der Kunst, des Lebens und Glückes und der Tausende der weißlich-gräulichen Leichen gesehen hat — nur der kann sich die Wirkung der gewaltigen Gegensätzlichkeit in diesen Lebensbildern eines — Nur-Ameisenhaufens auf die Vorstellung vergegenwärtigen.

Und doch hat es mit diesem Leben eines Ameisenhaufens nichts weiter auf sich, als daß es ein in tausend und aber tausenden anderer Vorkommnisse wiederholtes Beispiel des Lebens ist — des Lebens selbst — des Lebens und seiner Erneuerung — und des Schicksals.

Seit einiger Zeit ist mir dieser Ameisenbau im Kongo-Urwalde von 1905 immer häufiger aus dem Bilderbuch der Erinnerungen aufgetaucht und zur Illustration eigenen Umweltlebens geworden. Es gibt Stunden, in denen ich den Jammer und das Todeselend der plötzlich aus ihrem Dahinträumen gerissenen Alten miterlebe — andere, die mich im begeisterten Anschluß an die in sieghaftem Jubel zur Eroberung der „neuen und äußersten Welt" aufsteigende Jugend frohlocken sehen —, aber nur seltene Augenblicke sind es, in denen ich eine besondere Sehnsucht zur Teilhaberschaft am wenn nur erst einmal eingerenkten Schienenlauf verspürte. Am häufigsten will es mir aber als tiefsinnig und bedeutungsvoll

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erscheinen, daß der Mensch mit der Möglichkeit, solche Abläufe des Lebens beobachten und durchleben zu können, begabt ist. Denn in diesem Wechsel von fast erhabener Ruhe und vulkanartiger Vernichtung und Erneuerung, in der stetigen Wiederholung der Geschicke ist ja ein so ausgezeichnetes Bild des Schicksals gegeben, daß das anspruchsvollste Erkenntnisbedürfnis kein besseres wünschen kann. Mir selbst ist es deshalb so unvergleichlich wertvoll geworden, weil es mir zum Symbol des — Wandels der menschlichen Kultur (bitte beachte: nicht der Menschen, sondern der Kultur!) geworden ist.

Denn wer aus entsprechender Entfernung herabblickt auf deren Werden, der kann ebenfalls Perioden traumhaft wohligen Sichergehens durchbrochen sehen durch gewaltsame, aus dem Innersten emporsteigende Erneuerungen, Zerschellen des Alten, Aufbau des Jungen und dann wieder — Weiterträumen bis zum nächsten Ausbruch.

Im kleinen ist es wahrzunehmen bei den Stämmen der uns fremd gewordenen „Primitiven", im großen in der Geschichte und (zuletzt „das All der Erde umfassend") in unserer Zeit. Damit nähern wir selbst — wir Menschen als Träger der Kultur — uns mit dem eigenen Schicksal dem Erlebnis des kleinen Ameisenhaufens von anno 1905. Denn der eine Termitenhaufen ist jenen ebenso Ökumene wie uns die ganze Erde, die die Zivilisation nun eben im vorigen Jahrhundert (zum erstenmal) mit ihrem Aderbau zu einer Einheit erschlossen und umschlossen hat und wodurch dem Menschen dann „Einheit der Erde" (ganz hübsch und harmlos genannt: Weltwirtschaft!) als sein und das eigene Schicksal entstand. Weltwirtschaft als Zauberbesen und kein Meister, ihn wieder in die Ecke zu bannen! — Ein neues Kapitel im großen Schicksalsbuche. Diesmal Schicksal der Ökumene, eben wie für die kleinen Bewohner der Pilzkappe meines Ameisenhaufens. Und Ökumene kann sie ebensogut sein wie ein Gestirn.

Es ist ein außerordentlich wertvolles Geschenk, wenn uns gelegentlich so ein Vergleichsobjekt wie mein Ameisenhaufen in die Erinnerung gerückt wird. So ein kleines Musterbeispielchen, das uns in Geschwindigkeit und im allerkleinsten Format das vorführt, was wir für unser Teil so langsam und so schwerfällig durchmachen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

daß kaum ein Menschenleben hinreicht, das Geschenk zu durchleben, welches jene kleinen Ameisen in der einen einzigen Schreckensnacht des vulkanischen Ausbruches oder in der andern der Wiederherstellung durchmachen. Es ist gut, sage ich, wenn uns in einer solchen Zeit, wie sie die Erfüllung der Erdkultur bedeuten muß, Beispiele im kleinen die Übersicht gewähren, die wir für die großen Geschehnisse des eigenen Erlebens nicht erhoffen dürfen. Denn indem wir vom eigenen nur Einzelvorgänge und Phasen, kaum aber je deren selbstverständliche Zusammenhänge erkennen können, verlieren wir den Sinn, den wir im allgemeinen nur dem ruhig und ebenmäßig dahingleitenden Geschicksablauf abzulesen vermögen — verlieren wir den Sinn des Daseins gar leicht aus dem Auge. In solchem Falle ist es gut, ein kleines Beispiel wie meinen Ameisenhaufen im afrikanischen Urwalde zur Verfügung zu haben. Er tritt mir daher jetzt oft vor die Augen der Erinnerung und jedesmal, wenn er sich wieder auflöst, klingen die letzten Worte seiner Ermahnung im Ohre nach: „Sinn ist in allem, und du bist ein Narr, wenn du hieran zweifelst aus keinem triftigeren Grunde, als daß du nicht von vornherein den Sinn des Geschehens wahrnimmst. Also laß es dich nicht verdrießen. Sei Mensch; schreite weiter! Mein Schicksal ist auch dein, euer Schicksal!“

Unser Schicksal!

Daß im Juli 1914 für die euramerikanische, auch okzidentale Kulturwelt genannt, eine vulkanische Katastrophennacht begonnen hat, darüber sind sich wohl alle einig. Emsig gestritten wird aber noch darüber, ob inzwischen wieder der Morgen angebrochen ist und der Neubau des zerstörten Kanalsystems begonnen hat, oder ob wir uns etwa noch mitten im Dunkel und — weiteren Erschütterungen entgegen bewegen. Des ferneren sind Meinungen zu vernehmen, denen zufolge ja noch gar nicht die ganze Erde in Mitleidenschaft gezogen und vor allem von der „Erneuerung“, die dem Zerstörungswerke folgen müsse, noch gar nichts zu spüren sei. Aber abgesehen von derartigen Meinungsverschiedenheiten kann doch von der Einheitlichkeit der allgemeinen Verwirrung und neuerlichen Unsicherheit unter den Menschen der euramerikanischen Kulturgemeinschaft gesprochen werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sehr verschieden und in tausend Varianten schillernd ist nun aber die neue Einstellung der plötzlich aus dem Geleisewerk gewohnheitsgemäßer und bequemer Anschauungsweise Herausgeschleuderten. Durch die Ereignisse werden die Geister von Tag zu Tag deutlicher geschieden, und schmerzlich berührt es, das Gebaren vieler beobachten zu müssen, die jetzt als Muster der heute so hoch akkreditierten „Führerschaft" gelten, oder das mit anhören zu müssen, was in so ernsten Zeiten noch als „weltmännische" Klugheit und als erwünschter Ratschlag breitgetreten wird:

„Man" sieht in der Tat nicht mehr klar; „man" hat noch vor 15 Jahren alles experiment- und exempelgemäß vorhersagen können: Konsum- und Geld- und Warenverkehr, Erziehungsresultate und Parteiprogramme, nationale Regungen und politische Konsequenzen; „man" konnte Virtuose der Weltwirtschaft sein; „man" kannte kein unlösbares Rätsel und im Dasein kein Geheimnis. Nun aber steht „man" ratlos dem Leben gegenüber und nimmt mit Erstaunen wahr, daß „die Dinge" sich der Berechnung entziehen und durchaus fatalerweise „ihre eigenen Wege" gehen.

Dazu eine zweite Gruppe von Beobachtung: ein großer Teil der Menschheit starrt blickgebannt in den einst so sicheren, soliden und heute vor sehenden Augen erschlaffenden Bestand an „wohlbegründeten" Anschauungen, „wohlerwiesenen" Tatsachen, „wohlerworbenen" Rechten. Wir sehen die weitaus meisten unter unseren Nachbarn in solcher Blickstarre befangen und nur wenige, die es wagen, ihre Augen mit Ernst jenen Erscheinungen zuzuwenden, die die Erneuerung bedeuten müssen, jenen Kräften, die aus dem Inneren, aus dem Kegel meines Termitenhaufens zur Weltkappe emporklimmen!

„Man" starrt auf den hinschmelzenden Materialismus und verhüllt seine Augen vor dem Aufsprießen eines jungen, sicherlich noch unbändigen Idealismus! Man ist gelähmt, und man geht zur Ablenkung in das Theater und lauscht dort allerhand schaurig kitzelnder Mär von Kulturuntergang und Rassedämmerung, von Restitution und Restauration; hieran erfrischt man sich und freut sich nachher noch bei einer Tasse Kaffee, geistreiche Freunde davon erzählen zu hören, daß Syndetikon alles leimt, klebt und kittet, daß mit Leukoplast jede Wunde verbunden werden kann und daß das Unglück der zunehmenden Arbeitslosigkeit, der immer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mehr sich verwirrenden internationalen Geldverhältnisse und der Verelendung der Rohstoffgebiete und der Industrie im Grunde genommen sehr einfach behoben werden kann. Etwa durch „Rückkehr zur vegetarischen Lebensweise" oder zum Matriarchat, durch eine geschickte Rassenmischung oder — eine neue Schulreform! Denn so weit ist die allgemeine Verwirrung gekommen, daß Zynismus wie Blasphemie, Narrentum wie Scharlatanerie gleichermaßen das Recht auf Druckerschwärze und Vortragssäle gewonnen haben!

Wie oft fragt sich der aus seiner zweiten Heimat, dem sinnvollen Erdteile Afrika, und aus dem Kreise der schlichten, natürlichen, vernünftigen Menschen heimgekehrte Wanderer — wie oft fragt er sich: ist denn dies nun der herrliche Verstand, mit dem der Geist Europas aus erhabenster Höhe und Selbstzufriedenheit herab seine segensreichen Gaben über die Erde ausstreut? Wo ist die Sicherheit dieses so hoch gebenedeiten Materialismus geblieben, jetzt, wo er nur erst in eine zarte Berührung gekommen ist mit dem — Schicksal!?

Wir haben kein Recht, uns über solche „Einstellungen" als etwa „allein Herrschende" zu beschweren. Denn wir wissen, daß Hunderte und Tausende sie gleicherweise beobachten und betrauern, und sich dennoch in ihrer starken Hoffnungsfreudigkeit nicht erschüttern lassen. Wenn diese sich und wir uns mit ihnen irgendwo treffen, so finden solche Gleichgesinnte sich schnell zusammen und einigen sich dann regelmäßig darüber, daß, ob es sich um den Brand eines Häuserblocks oder den Ausbruch eines Vulkans handle, die Bilder der Verwirrung doch immer die gleichen sein werden; auch treffen in einem andern Punkte die Meinungen derart lebens- statt dinggemäß Eingestellter zusammen: daß es nämlich niemals vordem eine der Dimension nach gewaltigere Zeit gegeben haben könne als unsere heutige. Dimensionsgemäß sowohl im Sinne der durch die Vorgänge in Mitleidenschaft gezogenen Erdräume und Völkermengen, wie auch in der Möglichkeit, sie im Zusammenhang mit einem großen Abschnitt menschlicher Geschichte und des Kulturwerdens zu beobachten. Indem wir bei solcher Gelegenheit denn in ernsthafter Weise unsere Beobachtungen über das Geschehen des Tages und der Zeit austauschen, bemühen wir uns, es als Wesensausdruck einer lebendigen Ganz-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

heit und Sinneinheit zu verstehen, dazu aber auch die neue Sehweise zu gewinnen, die dieses (bewußt ja derart vordem noch nie beobachtete) Geschehen aus seinem eigenen Wesen heraus und nur selbst lehren kann.

Wir vergegenwärtigen uns dann gern, wie klar gestaltet und stilvoll, demgemäß aber auch eng begrenzt die Betrachtungsweise des Menschen, je nach seiner zeitlichen und räumlichen Zugehörigkeit, ist — sagen uns, daß das Urteil der Menschen zunächst im wesentlichen bedingt wird durch die jezeitige und jeräumige „Einstellung", und kommen immer zu dem Schlusse, daß im letzten Grunde doch die Erforschung des Wandels der „Einstellungen" zur Erkenntnis der Geschichte der Kultur führen müsse.

Erst einmal so weit vorgedrungen, gelangen wir dann stets zu der Erkenntnis, daß dieses sich uns heute erstmalig offenbarende Wesen „Kultur" unserem Fühlen und Denken eine, wenn nicht die Gnadengabe der neuen Zeit sein müsse; weil doch ihr Anblick allein uns einmal von der Last des „Ichbildes" zu befreien vermag und weil sie allein uns als Ganzheit, Einheit, Totalität sichtbar wird und uns damit von dem uns fast krankhaft gewordenen Zersetzungszwang erlöst. Damit sind wir aber wieder da angelangt, wo einst altrömische Weisheit endete. Unser erster Leitsatz kündet sie: Weil niemand des Lebens Einheit bedenkt, sondern wir alle uns über seine Einzelheiten den Kopf zermartern — deshalb sündigen wir! — Diese große Einheit uns zum „Wesentlichen" des Lebensgefühles zu machen, das — meine ich — wäre unserem „Geheimbund der Unbekannten" gemeinsames Bedürfnis — womit wir aber unwillkürlich zu dem andern Motto kommen, demzufolge nämlich die Natur die Lehrerin der Kultur sei.

In solchen schlichten Sätzen fließt gelegentlich derartiger Besprechungen unsere Unterhaltung ersprießlich dahin. Wie es mir erscheinen will, besonders ergiebig im heutigen Deutschland, da wir die 100 Jahrfeiern von Wilhelm Raabes Geburtstag und Wolfgang von Goethes Todestag begingen. Der französische Historiker Taine hat als erster den Satz aufgestellt, daß, was in einem Jahrhundert Geist des Einzelnen sei, im darauffolgenden zum Gesamtbesitz werde. Danach ist es also an solchen Symptomen schon bemerk-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bar, daß das deutsche Volk heuer einen besonders feinen Sinn für die Problematik des Lebens hat, sich besonders eignet für ernste Erwägungen im kleinen Kreise und somit der eigentliche Vater dieses Buches: Schicksalskunde ist.

Einiges habe ich noch von mir als dem vom Geschick bestimmten Urheber vorliegenden Buches zu sagen, und zwar das, was dessen Entstehungsgeschichte betrifft. Vielleicht, daß einige persönliche Hinweise die Darstellungsart des Nachfolgenden verständlicher und die mir selbst bitter schmerzliche Mangelhaftigkeit des Ausdrucks verzeihlicher erscheinen lassen.

Das dritte jener Bändchen, deren Reihe den Aufbau der eigenen Lebensarbeit und die Entstehungsgeschichte der kulturmorphologischen Disziplin aktenmäßig vereinen soll („Erlebte Erdteile", Verlag Frankfurter Societätsdruckerei), habe ich abgeschlossen mit zwei Dokumenten, einem am 3. März 1914 aus der Sahara an meinen Vater gerichteten Brief und einer am 22. März 1915 im italienischen Abessinien abgefaßten Tagebucheintragung. Auf der Suche nach einer bestimmten Angabe blätternd, stieß ich in diesen Tagen auf sie, und indem ich sie wiederum überflog, wurde mir die unendliche Fülle der Erlebnisse eigensten Daseins und die Harmonie des inneren Wandels bewußt. Gerade diese beiden Stellen machen mir das stärker fühlbar als wohl irgendwelche anderen Erinnerungen. Wie bezeichnend sind gerade diese beiden Aktenstücke!

Der Brief an meinen Vater wurde verfaßt, nachdem ich im Laufe von 10 Jahren nur darauf bedacht gewesen war, das Wesen des Erdteils mir immer mehr zu eigen zu machen, bis ich zuletzt mich selbst ihm übereignet und damit Sättigung erreicht hatte — bis das Gefäß gefüllt war und der Inhalt zu gären begann. Die Tagebucheintragung erfolgte aber mit dem Ausklingen schwerster allgemeiner wie persönlicher Erschütterungen, denen in jener kriegerischen Zeit jeder ausgesetzt war. Ihr Inhalt gipfelte in der Erkenntnis, daß ja all die Sinnfülle und der Reichtum an Erlebnissen, die mir im Laufe des verflossenen Jahrzehnts beschert waren, nicht etwa mein persönliches Eigentum sei, auch nicht nur einer kleinen Spezialdisziplin zugute zu kommen habe; daß ich vielmehr dafür in einem höheren Sinne verantwortlich sei. Es wurde mir bewußt, daß ich einiges mitzuteilen hätte, das lediglich als Frucht eines so

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erfüllten und eigenartigen Lebens wie des meinen hatte heranreifen können — etwas, das nicht nur das Wesen der schwarzen Kinder Rotafrikas, sondern auch alle andern Dunkeln und Hellen der Erde — am meisten aber uns selbst angeht. — Solches schien mir die Forderung zu sein, die in jenen Tagen an mich herantrat. Sie fand mich gefolgsbereit.

Sehr bald aber schon mußte ich die Entdeckung machen, daß ich damit vor eine Aufgabe gestellt war, die, wenn überhaupt, nur mit Aufbietung aller Kräfte zu bewältigen war. Denn die gleichen Zeiten und Räume, die mich andere Schau, andere Einstellung gelehrt hatten, hatten mich auch der heimischen Sehweise — entfremdet. Heute — nach wiederum weiteren 15 Jahren und nach Verlauf weiterer Reisen —, heute weiß ich, daß uns, die wir Tausende von Nächten inmitten der Steppe, der Wälder und der Wüste dieses eigensinnigen Erdteiles hingabe- und aufnahmebereit verbrachten —, daß wir zwar beschenkt wurden, daß wir aber auch vereinsamten. Wen will das wundernehmen? Wer so lebte wie wir, der wurde oftmals auf lange, lange Zeiten vollkommen herausgelöst aus dem alles Heimische in ununterbrochenem Fließen verbindenden Tagesleben, aus dem Bereiche des Meinungsaustauschs mit verstehenden Freunden, aus dem Kreise all der hehren Geister, deren Schriften abendliche und nächtliche beglückende Zwiesprache gewähren! Man bedenke, wie daheim der Mensch jedes Komma seines Lebenstextes mit vielen in der Pause, am Biertisch, im Kaffeeklatsch und an der Straßenecke erörtern muß, um sich über dessen richtige Stellung auch ganz klar zu werden. Man vergegenwärtige sich den Zauber der Stunden, die verständige Männer mit ernsten Erwägungen füllen dürfen! Dies alles fehlt uns jahrelang. Und sicherlich will ich darüber nicht klagen. Denn reich, überreich werden wir ja beschenkt. Aber das, was wir erhalten, wächst eben auf ohne Beziehung zum Heimischen, erhält Sonderstil, und zwar dies naturnotwendigerweise. Daher kann unser Leben immer nur auslaufen in Stumpfsinn, Narrheit oder eben — Einsamkeit. Es kann nicht anders sein, als daß jeder von uns heimkehrt als ein Leonhard Hagebucher — wenn auch wohl jeder als ein Sondertyp —, und es ist auch fraglos, daß wir allen andern vor allem als Kuriositäten erscheinen. Den Garten der Kenntnisse, der stets in den Jahren des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wanderlebens verwildert, wieder herzurichten — diese Mühe ist nie so groß. Auch die andern, Daheimgebliebenen in ihrer Rede und Darlegung zu verstehen, bereitet bei Anpassungsbereitschaft nicht allzuviel Mühe. Aber:

selbst von den andern verstanden zu werden oder, sagen wir: sich selbst diesen verständlich zu machen, das ist für uns die Kunst, eine Kunst, die — je mehr die immer erfüllter werdenden Stunden der Einsamkeit den Wanderer bereichern, desto schwerer wird. Gewiß, auch hierin hat ein gütiges Geschick mir oftmals hilfsbereite Freunde gegeben, die bereit waren, den Text von allzu sprunghaften und afrikanischen Gedankenfolgen zu befreien — für die Arbeit an diesem Buch muß ich meinem getreuen Mitarbeiter Dr. A. Jensen meinen herzlichsten Dank aussprechen —, aber damit ist die selbstempfundene Schwierigkeit nicht behoben. Kein Zweifel, aus ihr spricht auch wieder unser und mein — Schicksal!

— welches doch auch wieder kein anderes ist als das gleiche, an dem auch ganze Völker unserer Zeit leiden. Denn darin beruht ja das Wurzelunglück, daß jede der großen Nationen, die sich aufs allerpersönlichste für das „Weltgeschick" verantwortlich halten, glaubt, sie allein hätte den Schlüssel für das Verständnis des Ganzen und der anderen. Und keinem Volke ist bisher das Wissen, daß lediglich das Verständnis für das „Du" des Ganzen und der andern noch sinnvoll ist, zum Bewußtsein gekommen. Dieses ist die Einstellung der Vergangenheit. Erbschaft! Sie muß in sich selbst zusammenbrechen. Daß ein noch so überzeugender Dichter oder Denker zum Wandel eher helfen kann, als bis er fast vollzogen ist, dürfte wohl niemand glauben.

Aber zweierlei bedeutet es, ob nämlich der Mensch dem großen Geschehen gleichgültig und verständnislos gegenübersteht oder ob er dessen Wesen von innen her miterlebt. Unsere Natur fordert das letztere. Mir selbst will es so erscheinen, als ob auch die größten Ereignisse der „Weltgeschichte" sich von den kleinsten nur unterscheiden durch die Dimensionen und daß der Mensch beim Volke der afrikanischen Steppe, der arabischen Wüste und des indischen Dschungels Gleiches erleben könne wie unter den weltbeherrschenden Nationen. Und zwar meine ich hier nichts Zivili-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

satorisches, sondern das Schicksalsgemäße. Auch scheint die Stunde, solches aus innerstem Mitteilungsbedürfnis heraus niederzuschreiben, gekommen. So lege ich denn hiermit die zweite Schrift vor, deren Abfassung mir Wiederholung der Ergriffenheit vom März 1915 abforderte.

Leo Frobenius

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DAS DEUTSCHE SCHICKSAL

Die jüngste große Kulturperiode, die der Weltwirtschaft, hat ihre Prüfungszeit erlebt: den Weltkrieg. Dem deutschen Volke wurde als Prämie das „Gefühl für Kultur", die Kulturkunde zuteil, — eine neue Problematik. Die Vergangenheit hat für das menschliche Schicksal als Großordnungen gekannt Geschichte, Staatskunde, Sprachenkunde, Religionskunde, Rassenkunde und zuletzt Völkerkunde. Sie alle hatten die Möglichkeit zur Tiefenschau. Sie alle wurden als Wege erachtet, auf denen die Klärung der Beziehung der Menschen zum Wesen des Daseins überhaupt erreicht werden könne. Zu einer eindeutigen wissenschaftlichen Erkenntnis in der Hauptfrage haben sie aber alle nicht geführt.

Nun ist uns die „Kulturkunde" geworden als ein Gebiet der Wahrnehmungen und Betrachtung von Tatsachen, die die Menschheit immer nur als Nebendinge und Begleiterscheinungen, nie aber als Ausdruck einer wesentlichen Eigenwelt betrachtet hat. Ein neues Gebiet des Sichbewußtwerdens. Ein neues bisher unberührtes Arbeitsfeld, wie es der jungen Periode der aufkeimenden Weltwirtschaft durchaus entspricht.

Wir haben es betreten und nahen uns ihm selbst in frommer Scheu, nachdem in einer großen tragischen Stunde von der Öffentlichkeit das Wort geprägt wurde: „Das deutsche Volk ist an seiner Kultur irre geworden." (1919). Ein erschütterndes Wort, das besser als jedes andere belegt, wie tief die Problematik dieser neuen Gedankenwelt verankert ist. Es ist notwendig, dem Ursprunge und Sinn solcher nicht dem Wissen, sondern dem Gemüt entspringenden Skepsis nachzuspüren.

DIE ERDUMSPANNUNG

Der deutsche Notschrei ist charakterisiert durch den Zeitpunkt, in dem er ausgestoßen wurde: am Ende des Jahrhunderts, in dem die mechanische Grundlage der Weltwirtschaft im Groben voll-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

endet war und die erste Generalversammlung der Teilhaber am Unternehmen (Weltkrieg) getagt hatte.

„Weltwirtschaft!“Ein Wort, mit dem wir die ausdehnungsgemäß außerordentlichste Leistung menschlichen Gemeinsinns benennen. Ein Werk, dessen Plan in keiner früheren Zeit hätte gedacht und auch in keiner Periode vor dem XIX. Jahrhundert hätte in Angriff genommen, geschweige denn ausgeführt werden können. Denn vordem war die Erde für alle Menschheit ein Riesenkomplex von Heimat, Bekanntem und Erreichbarem einerseits, von undurchdringbarer Fremde, unberechenbarer Ferne und unerforschlicher Unnahbarkeit andererseits. Man bedenke, wie wenig Jahrhunderte verflossen waren, seit Amerika gefunden, der Seeweg nach Indien erschlossen, wie wenige Dezennien erst, seit der Riesenkomplex ozeanischer Inseln erstmalig gesehen war. Kaum erst sind die ersten Weltumseglungen gelungen, die Beweise für die Zugänglichkeit aller Gebiete der Erde erbracht, — da erwacht auch schon dieser unheimliche Wille zur Weltwirtschaft; — der Wille erwachte, ehe noch der Plan gedacht ist (!!!); da packt es die Völker der westeuropäischen Kultur wie eine unbezähmbare Leidenschaft, wie eine heilige Raserei!

Wer sich vergegenwärtigt, wie kurze Frist erst vergangen ist, seit das Schauspiel begann, wie dann in fast diabolischer Hast sich eine Nation nach der andern „für die neue Aufgabe einstellte“ und was alles in dieser Zwischenzeit geschah, der muß bekennen, daß sich hierin ein vorher unausdenkbares Schauspiel vollzog, muß bekennen, daß der Vollzug des Werkes im Sinne des kausalitätsmäßigen Denkens nichts anderes ist als ein Wunder.

Denn: mußte nun nicht erst die Dampfmaschine „erfunden“, die Elektrizität erst richtig entdeckt und ihre Anwendung erlernt werden? Galt es nicht, für Jahrzehnte die besten Köpfe der atlantischen Kulturwelt zu bestimmen, sich fast ausschließlich dem Werke der Weltumspannung zu widmen, alle Möglichkeiten und Notwendigkeiten neuer Wirtschaftssysteme und industrieller Eroberungen zu erfassen — in völliger Hingabe, in unbeirrbarer Zwecksicherheit und in rasendem Galopp? Ja, und es wurde vollendet, dieses vorher nicht ausdenkbare Riesenwerk, vollendet in nicht mehr als einem Jahrhundert.

Um das Jahr 1900 herum war die Erde umspannt mit dem Netz

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von Drähten, Rädern, mit Dampf und Elektrizität, war der Homo Europaeus zum Bauherrn und Meister der Macht über die gesamte Erdoberfläche geworden, feierte der europäische Geist den größten Triumph weltgeschichtlichen Imperatorengeistes, des berechnenden Geistes. Der Mensch war der Sieger geworden über die Materie.

— und er schwelgte in Selbstbewunderung, in der Wonne des Herrentieres, in Selbstüberhebung.

Die Menschen einer späteren Zeit werden über solche Selbstverherrlichung lächeln. Sie werden sagen: „Wie kurzsichtig waren doch die Menschen auch in dieser großen Zeit! Wie ist es nur möglich, daß auch diese die Wirklichkeit nicht erkannten! Daß nämlich nicht der Mensch das Werk der Erdummächtigung, der Weltwirtschaft erdacht hatte, sondern daß die Menschen dies Werk im Verfolg eines übermenschlichen Planes ausführten; daß die Menschen nicht Arbeitgeber, sondern Arbeitnehmer waren; daß sie die Leistung nur vollbringen konnten in entsagungsreicher Dienstbarkeit; daß sie die Fülle und Herrlichkeit alles Nichtbegrifflichen entbehren, die Ergriffenheiten meiden und dem Denken im Zerlegen sich ergeben mußten. Wie ist es nur zu erklären, daß diese so klugen Menschen nur noch das „sinnlich Wahrnehmbare“ und „wissenschaftlich Feststellbare“ anerkannten und sich dem Wissen von der Enge des menschlichen Bewußtseins verschlossen. Wie ist es nur denkbar, daß diese Menschen nie erschraken über die Möglichkeit, daß in dem Errechneten ein Fehler sein könne!?“

Also wird gefragt werden. Aber solches Fragen gleitet ebenfalls am Problem vorüber. Denn der Mensch hat ja die Weltumspannung nicht erdacht. Das Werk lag begründet im Plane des Kulturwerdens und Kulturwachstums. Der Mensch konnte das Ungeheure nur ausführen, indem er sich eben vollkommen und in fast ausschließlicher Vereinseitigung der Idee des zu Leistenden unterordnete. Erst der Idee der Ausführung des Werkes, später diesem selbst. Denn das ist eine natürliche Erscheinung: indem der Mensch mit voller Hingabe schafft, macht er sich stets zum Sklaven der eigenen Schöpfung. Er selbst wird sich dessen selten bewußt, wohl aber die Generation, die ihm folgt.

So haben sich die drei Generationen der Baumeister in immer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stärkerem Maße der Selbstverherrlichung hingegeben. Erst wir, die Vertreter der vierten, machen die Erschütterung der Ernüchterung durch, der Ernüchterung, der Erhebung, der Befreiung von der Zwangsherrschaft des Realismus, des Rationalismus, des Materialismus. Erst wir sind die Vertreter der aufdämmernden Revolution der Seele. Und daß sie einsetzt, das bestätigte sich mir, als anno 1919 das Wort zu lesen stand: „Das deutsche Volk ist an seiner Kultur irre geworden!" Die ehrliche Enttäuschung über die Natur des Bisherigen bereitet in wesentlichen Menschen die Neubildung eines Kommenden vor.

KULTURBILANZ

Der bedeutsame Satz steht nicht nur geschrieben. Was er besagen will, das habe ich in Deutschland während der letzten Jahre, am stärksten und nachhaltigsten nach allen Vorträgen vor dem deutschen Volke, vor allem vor den wirtschaftlich weniger selbständigen Schichten erfahren. Zumal, wenn das Besprochene der Kulturproblematik galt. Besonders im ersten Notwinter 1930/31. Diese deutsche Vox populi hat ihre Ansicht, die in Dessau die gleiche ist wie am Rhein, in Westfalen die nämliche wie in Heilbronn. Sie weiß sich nicht in logisch wohlgebauten Gedankengängen auszudrücken, vermag sich aber sehr wohl und unverkennbar klar zu entscheiden für ein „ja" an dieser Stelle und ein „nein" an anderer. Diese Vox populi fordert von innen her eine Abrechnung, und in der Stellungnahme zu solcher wird sie — wenn nicht etwa durch parteiliche Sonderinteressenleitung abgelenkt — auffallenderweise nicht von den Lehren beeinflußt, die die Quintessenz geistiger Schulung der Vorkriegszeit darstellen, sondern von einem ihr selbst unaussprechlichen Bedürfnis.

Diese deutsche Vox populi beginnt eine Abrechnung einzufordern oder aufzustellen. Hierbei ist sie oft hart und selbstverständlich meist ungerecht, denn die „Stimme des Volkes" wird stets die Debetseite statt mit einer „Schuldenerklärung" mit einer „Schulderklärung" quittieren. Wie sollte sie anders. Ist sie nicht allzu viele Jahrhunderte hindurch zum „Denken in Werturteilen" erzogen? Solchem Urteile werden wir uns also noch für lange Zeit nicht entziehen können. Aber gerade diese Tatsache verdoppelt die Notwendigkeit, den Sinn der Dinge immer wieder und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

immer prägnanter zu erfassen und zu charakterisieren. Die Forderung nach einer Abrechnung ist durchaus berechtigt, und so mag hier der skizzenhafte Versuch einer solchen folgen.

Bei einer derartigen Aufstellung muß von vornherein gesagt werden, daß die Gewinnseite der deutschen Kulturbilanz des vorigen Jahrhunderts geradezu erstaunlich ist. Sie umfaßt alles Zweck-, Raum- und Stoffmäßige in Intensität und Zusammenfassung und hat sich in all diesem bis zur höchsten Virtuosität ausgebildet. Hierfür legt Zeugnis ab: das endgültige Bekenntnis zur Reichseinheit, die auf wissenschaftlich technischer Grundlage sich erhebende Industrie, unsere Schiffahrt und unser Handel, der mit dem aller Völker in erfreulichem Wettbewerb steht; die deutsche Schule, die in der Verbreitung der Menge und des Umfanges an Wissen Vorzügliches leistet; die bis zur Virtuosität gesteigerte Fähigkeit, alle sich bietenden für das Zweckmäßige notwendigen Kräfte zu verbinden und in Bewegung zu bringen, d. h. also zu mechanisieren. Ich glaube, daß man im übrigen das Recht hat zu sagen: die deutsche Kultur sei auf dem Gebiete der Intellektualität, der Kunstfertigkeit, Kenntnisse und Erkenntnisse aufzuhäufen, „anzuwenden und verstandesgemäß auszunutzen" im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts zum Meister geworden. Wille zu äußerer (oder „zentripetaler", siehe Seite 79 u. f.) Macht und Sieg des Tatsachensinnes charakterisieren sie. — Dieses Bild bedeutet im Sinne der heute die Welt beherrschenden „euramerikanischen Kultur" ein Plus, das, in nur einem Jahrhundert erreicht, bewunderungswürdig ist.

Unsere Buchung auf der Verlustseite ist demgemäß nicht leicht zu erklären. An den Anfang ist hier zu setzen die Einbuße an Produktivität auf den meisten Gebieten der Kunstübung. In den Anfang des XIX. Jahrhunderts ragt noch die Monumentalität der Dichtkunst; dann die Romantik; um die Mitte die große Realistik Freytags, unseres Wilhelm Raabe usw.; am Ende der Naturalismus und ein flackerndes Feuerwerk vieler Talente, eine Verwirrung von Linien, die durch keinerlei Stetigkeit untereinander verbunden sind, ein rasendes Tempo der Produktivität en masse, immer mehr Ethnographisches (wohl jedes deutsche Tal hat seinen Heimatethnographen gefunden) und Psychologisches, vor allem eine erstaunliche Steigerung der Virtuosität. Also Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lust der Ausdrucksfähigkeit einerseits und bis zur Akrobatik gesteigerte Geschicklichkeit in der Anwendung, im Sicheinschmiegen. — Viel anders sieht das Konto der Musik nicht aus. Hier setzt die Linie mit Mozart, Beethoven ein und verläuft bis in den Rosenkavalier. Hier vermögen wir aber die Gegenlinie des Versagens noch deutlicher zu erkennen, weil die Musik anders als jede andere Kunst als solche durch strenge Ordnung bedingt ist. Karl Maria von Weber fängt mit dem Nonenakkord die Zerstörung der Uferbildung an, Wagner setzt sie fort. Das, was heute an Musik produziert wird, hat den Satz „in der Beschränkung zeigt sich der Meister" umgewandelt in die neue Forderung, Meister in der Zerstörung der herkömmlichen Ordnung und der Verleugnung jedes der Musikalität immanent verbundenen „Wachstumsphänomens" zu werden. Der Unstil ist Programm. Entuferte Kunstfertigkeit. Organisierte oder vielmehr mechanisierte Geräusche! — Endlich zeigt das „Heute der Malerei" eine wimmelnde Überfülle von Talenten, aber keinerlei sinnvolle Stillinie. Die „Ismen" charakterisieren den Zustand. — Fassen wir alle Kunstäußerungen gemäß dem Werden durch das Jahrhundert zusammen zu einer Seinslinie „der" Kunst, so steht in deren Beginn die Fülle des Ausdrucks, an deren Ende die virtuose Anwendungsfähigkeit. Wir können uns hier mit der Feststellung der Tatsache begnügen, daß das Wesen der deutschen Kultur hierin übereinstimmt mit dem aller andern des euramerikanischen Blockes.

Die große Frage, die aber unbedingt und zwar schon hier aufgeworfen werden muß (wenn ihre endgültige Beantwortung auch erst einem späteren Kapitel vorbehalten ist), lautet, ob die deutsche Kultur denn überhaupt jede Ausdrucksfähigkeit großen Stiles verloren hat und wenn nicht, auf welchen anderen Gebieten sie wohl beobachtet werden könnte.

Allein die Betrachtung der Kunstgeschichte stellt wie gezeigt eine bedeutende Summe auf dem Verlustkonto dar. Sie beweist, daß die deutsche Kultur im Laufe des letzten Jahrhunderts einen ebenso schnellen wie deutlich erkennbaren Wandel durchgemacht hat, der sich natürlich auch auf anderen Gebieten kundtut. Ich erwähne nur einige besonders bezeichnende Symptome; die Familienbildung betreffend: die vordem sakramentale Ehe machte mehr und mehr einer mechanisch formulierten Geschlechtsgemein-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schaft Platz; die heimatsmäßig erwachsene Staatsidee verfiel einer machtbedingten Parteiwirtschaft; im Weltkriege ließen wir uns aus Furcht vor vorübergehenden Einbußen den Stil der Gegner (Stellungskrieg) aufzwingen und machten im Westen vier Jahre lang nicht einmal den Versuch, durch Auflösung der Front den uns fast allein zustehenden andern des Bewegungskrieges herbeizuführen; in der großen Wirtschaftsfrage flicken wir jahrzehntelang schon eine alte, abgenutzte und längst nicht mehr passende Steuerordnung, versuchen sie dem den westlichen Systemen natürlichen Typus anzupassen (vom Großen abwärts zum Kleinen), statt sie neu und unserer Natur entsprechend, nämlich von Heimat und Gemeinde ausgehend, aufwärts zu gestalten; von dem mechanischen Machwerk unserer sogenannten Verfassung gar nicht zu reden. Kein Zweifel: auch der Weg vom Freiherrn von Stein bis zu Bülow, Falkenhayn und Erzberger hat auf das Verlustkonto geführt.

Ziehen wir nun nach einer andern Richtung die Quintessenz aus dem klar sich dokumentierenden Wandel, so wird es deutlich, daß dieser vom Ausdrucksreichtum in die Anwendungsvirtuosität führende Gang dadurch zu erklären ist, daß die deutsche Kultur sich der Intellektualisierung und Mechanisierung hingab. Dieses sind nun aber Symptome, deren Wesen durchaus dem der deutschen Natur entgegengesetzt sind. Intellektualismus und Mechanisation entsprechen der Natur der Westkulturen, die in der französischen den Rationalismus, in der englischen den Realismus, in der amerikanischen den Materialismus zur höchsten Blüte brachte. Diese Einstellungen, die nur diesen Naturbedingtheiten sind, hat aber auch die deutsche Kultur sich zu eigen zu machen versucht und hat sich dem mit all der Intensität gewidmet, die ihrer hingabebereiten Seele eigentümlich ist. Und ebenso wie die deutsche Naturwissenschaft seinerzeit darwinistischer wurde als die englische und die Literatur naturalistischer als die französische, ebenso erging sich das Deutschtum in der Mechanisation bis zur Übermechanik. Aber eine wichtige Erscheinung läßt uns den Wesensunterschied zwischen Westkultur und Deutschkultur ganz klar erkennen: Das, was jenen Westlern einfaches Handhaben der Tatsachen ist, das wird dem Deutschtum zum heiligen Dogma, zur Überzeugungssache.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auch in allen Stilversündigungen hat der Deutsche seine seelische Hingabebereitschaft nicht zu verleugnen vermocht.

Damit aber komme ich zum springenden Punkt, zu dem Wesentlichen, was den Trägern der westlichen Kulturen an uns kaum je verständlich werden kann. Im nächsten Kapitel werde ich zeigen, daß die westlichen Kulturen Frankreichs und Englands, soweit wir ihre Eigenart geschichtlich zurückverfolgen vermögen, in der Planung des Tatsachensinnes, die deutsche aber gleich denen der Ostländer in der des Wirklichkeitssinnes veranlagt waren und sind. Tatsachensinn, echter Rationalismus und echter Realismus bedeuten also das Schicksal der westlichen, Wirklichkeitssinn und demnach auch Mystik das der deutschen Kultur. Die Aufgabe dieses Buches wird es sein, das Wesen dieser Erscheinungen möglichst bis in ihre Wurzeln hinein und ihre Bedeutung für die gesamte Kulturgeschichte der Menschheit aufzuweisen.

Hier nur das, was für das Verständnis des Kontos der deutschen Kultur, soweit es ihren Wandel im verflossenen Jahrhundert darstellt, am nötigsten ist.

Im vorigen Jahrhundert hat die Ost-Westpendelung des verflossenen Kulturwandels ihren Höhepunkt in der Steigerung der westlichen Kulturen mit der Gipfelleistung der Weltumspannung erreicht. Im Materialismus war die letzte Konsequenz gegeben. Dieser ward zum Herrn der Welt, und unter seine Tyrannis mußten sich alle Kulturen beugen. Auch die deutsche konnte sich ihr nicht entziehen. Was anderen aber, wie oben schon gesagt, nur Tatsache, nur Spiel mit Formen, nur Mechanik war, wurde den Deutschen stets zur Überzeugungssache; das an sich nur rein äußerlich Sinnvolle wurde Angelegenheit der Problematisierung. Blicken wir von Westen her über Deutschland hinweg noch weiter nach Osten, so treffen wir in Rußland und im eurasischen Flächenland auf eine entsprechende Steigerung. Das Westliche, an sich Unproblematische wurde auf dem Boden der deutschen mystischen Seele zum Objekt gestaltreicher Problematik, auf russischer und asiatischer aber zu einer derartigen diffusen Problematik. Darwinismus und Marxismus waren bei uns Sache der Überzeugung, sind dort drüben aber zum Gesetz eines strengen und starren Kultus geworden.

Solche Verehrung „fremder Götter“ mußte uns zu schweren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stilwidrigkeiten führen, wie sie eben die Abrechnung der Jahrhundertwende auf der Verlustseite zum Ausdruck bringt. In einem Punkt irrt aber eine häufig ausgesprochene Meinung. Nämlich diejenige, welche ein allgemeines Schwinden der Fähigkeit zur Pietät im deutschen Wesen wahrgenommen zu haben meint. Kein Zweifel: das deutsche Volk hat im Verlauf dieses Jahrhunderts sich mit erstaunlicher Leichtigkeit von allerhand tiefbegründetem Kulturgut getrennt und fürs erste seine Ausdrucksfähigkeit auf fast allen Gebieten verloren. Aber zum einen sind diese Gebiete durchweg solche der verflossenen Periode der Hochkulturen überhaupt, und zum zweiten hat ja die Bereitschaft der deutschen Kultur sich in dem wenn ihr auch zunächst noch so stilwidrigen mechanischen Werke der Erdumspannung derart voll und ganz hingegeben, daß alle Kraft hierzu notwendig war und demnach alle Altwerte zunächst entwirklicht werden mußten.

So geschah es, daß zuletzt in der deutschen Kultur die Selbstverherrlichung, die Anschauung des Materialismus und der Wille zur mechanischen Weltanschauung zum Siege gelangten und die Intellektualität zum summus deus wurde, — so wie der Tatsachensinn der Westkulturen es vorschrieb. Danach aber wurde dann der große Satz ausgesprochen und geschrieben: „Das deutsche Volk ist an seiner Kultur irre geworden!“ Das heißt, daß die Stunde der Besinnung auf sich selbst eintrat. Die Erkenntnis der Verirrung ist aufgegangen, und die — vox populi fordert die Wegweisung, die zunächst unser überanalysierendes und überschultes Geistesleben aus heute anerkannter Wissenschaft heraus nicht bieten kann, —

EINSTELLUNGEN

— es sei denn, daß sie sehr weit zurück in Altbestände der Kulturgeschichte greife. Diese nun bietet uns aber das Bild einer sehr beachtenswerten und lehrreichen Kurve. Es ist durchaus nicht immer so gewesen, daß die jeweils lebende Menschheit an eine Entwicklung vom Primitiven oder gar Chaotischen empor zu eigener Höchststellung geglaubt hat. Durchaus nicht, ja, vordem gab es überhaupt nur eine entgegengesetzte Überzeugung. So noch diejenige, deren Wesen für uns immer noch die Bedeutung klassischer Größe hat, die griechische.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Alle mythologischen Kulturen des Altertums setzten im Aufbau ihrer Weltanschauung eine Urzeit des Daseins der Götter, eine Periode der großen Dimensionen, der schöpferischen Fähigkeiten, ein goldenes Zeitalter. Vom Großen und Bedeutenden führte die Schicksalslinie durch die Periode der Halbgötter und Helden herab bis auf die kleinen Menschen des jeweiligen Heute und auf ein eisernes Zeitalter. Noch in der homerischen Dichtung kommt für jede bessere und höhere Erkenntnis die Stimme der beratenden Götter zum Durchbruch. Noch bei ihm sind die nackten Völker des Südens nicht etwa Vertreter niederer Gesittung, sondern „die unsträflichen Äthiopen, deren Opfer den Göttern das liebste ist". — Also der Mensch der Jetztzeit ist ein bescheidener Sproß aus hoher Vergangenheit. So ist es im wesentlichen ja auch noch in der Überlieferung der Bibel mit der Herkunft aus dem Paradies und dem Zeitalter der Riesen.

Solche Weltanschauung entspricht der Herkunft aus mythologischem Denken, das in schlichter Form den Menschen ja ebenso wie jedes andere Geschöpf der Erde als „Objekt des Geschehens" erachtete. Aus ihr spricht die Tatsache, daß der mystisch betonte Mensch der beginnenden Periode der Weltgeschichte bis in die Griechenzeit hinein sich noch als Gegenstand des Weltgeschehens und sich auch dem Fremden gegenüber durchaus nicht als höher Gestellter erachtete.

Der entgegengesetzten Einstellung begegnen wir zuerst im Orient und auch in den historischen Werken der alten Israeliten, in denen gewisse Völker sich als von der Gottheit „bevorzugte" bezeichnen. Die nächste Stufe der Anschauung kommt im späten Rom zum Ausdruck, wo in „Römer und Barbaren" eine wertbestimmende Unterscheidung einsetzt (während noch bei den Griechen die „Barbaren" wohl nur einfach „Fremdsprachige" sind). Die scharfe Aufbiegung der Linie erfolgt aber erst mit dem Christentum, das zwischen Gläubigen, d. h. also schon zur neuen höheren Weltanschauung Bekehrten einerseits und Heiden, d. h. im Glauben Niederen, Minderwertigen, Zurückgebliebenen andererseits streng wertmessend unterscheidet. Von dort aus führt der Weg über die mittelalterliche Menschheit, deren schlimmste Wertkriterien sogar die Zustimmung des päpstlichen Rom erlebten, bis zu uns, die wir zwischen Kulturvölkern und Naturvölkern,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zwischen Hochgebildeten und Primitiven unterscheiden und es als Recht, ja als Pflicht unserer eigenen Herrlichkeit erachten, jenen nicht nur den heiligen Glauben (von dem es nicht ganz sicher ist, wieviel davon noch bei uns selbst besteht), sondern auch die „Segnungen" unserer eigenen zivilisatorischen Vorzüglichkeit zu bringen.

In der Tat: es läßt sich kein schrofferer Gegensatz denken als zwischen der Weltanschauung eines Homer, der sich und seine Zeit als epigonenhaft und die schlichten Äthiopen als Lieblinge der Götter ansieht, und der unseren, die wir uns auf der Spitze der Entwicklung, als selbstherrliche und durch eigenes Können unabhängig gewordene Gottmenschen, die Träger schlichter Kulturen aber als Zurückgebliebene, als Niedere, als Hilfsbedürftige einschätzen. Der tiefe Unterschied aber beruht darin, daß die Tyrannis der westlichen Kulturen nur noch die Tatsachen anerkennt, die Sinnesempfindungen und Bewußtseinsvorstellungen zu ermessen vermögen, und demgegenüber alles diesen menschlichen Organen und Fähigkeiten Unzulängliche wegleugnet. Diese (wie dargelegt, durch die restlos auf das Werk der Weltumspannung eingestellte Willenskonzentration bedingte) Vereinseitigung führte die westeuropäischen aus dem Bereiche und Verständnis jener Kulturen, in denen das Gleichgewicht zwischen Seele und Verstand noch nicht verloren war, heraus. Sie hat auch unsere deutsche Art mit sich und aus der Beziehung zu den Kulturen unserer Natur, den Kulturen des Wirklichkeitssinnes, herausgerissen. Widerstrebend, — mit wieviel kulturellem Jammer hat dieser Vorgang die deutsche Geschichte vollgepackt! — widerstrebend sind wir dem westlichen Zwange gefolgt, bis wir endlich „kausalitätsmäßig" denken lernten, dem Mystizismus abschworen, uns dem Materialismus ergaben. Kaum hat je eine Kultur einen schwereren Gang zurückgelegt als den von der mittelalterlichen Mystik bis Immanuel Kant! Es war wohl eine der härtesten Schulungen, denen ein Volk unterworfen war. Aber für mich steht es fest, daß diese Leidensgeschichte der deutschen Kultur im großen Plane des Kulturwerdens ein wichtiges Moment ist. Sie leitet eine große Kulturwende ein, die in naturgemäßer Konsequenz des Geschehens der mechanischen Weltumspannung folgen muß. (Siehe das Schlußkapitel.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Heute schon muß jeder, der Augen hat, die die Dinge zu durchschauen vermögen, wahrnehmen, daß die Weltanschauung des Materialismus zwar die naturgeborene der Weltumspannung war, daß sie aber mit all ihren Erzeugungen gegenüber der Forderung der „Erfüllung der Weltwirtschaft" versagt. Denn sie gipfelt in der Verherrlichung der Tatsachen, des Gewordenen und demnach von vornherein in dem dem Vergehen und der Verwesung Geweihten. Das Sein kann, da es lebendig ist, nur verstanden werden als Wirklichkeit; die Wirklichkeit steht hinter „den" Tatsachen. Das Leben ist der Ausdruck der allerdings den menschlichen Sinnes- und Auffangorganen nicht mittelbar zugänglichen Wirklichkeit. Wenn also die Weltwirtschaft mehr werden soll als eine reine Mechanik der Zivilisation, und daran kann für den, der den Planbau des Kulturwerdens durchschaut, kein Zweifel sein, — dann harrt sie nunmehr ihrer „Verwirklichung" (über alles dies Näheres im Anfang des zweiten Buches), die nur ausgehen kann von einer wirklichkeitsbetonten und — dennoch auch mit dem Wesen der Vertatsächlichung verbundenen Kultur. Die Bewußtseinsform der Menschen dieser Wirklichkeitskultur muß dem Denken in den Tatsächlichkeiten der Weltwirtschaft gewachsen sein. Die einzige hierfür in Betracht kommende ist die der atlantischen, euramerikanischen am nächsten nach Osten hin benachbarte deutsche Kultur.

Widerstrebend folgte die deutsche Geistigkeit der Zucht zur Erfüllung solcher Tatsache. Wir können sie in allen Phasen des Werdens im Kampfe der Zwiespältigkeit beobachten. Sie hat nie ihre Natur als Wirklichkeitskultur verloren, aber im letzten Jahrhundert hat sie deren Äußerungen so stark zurückgedrängt, daß sie als solche nur eigentlich den Kulturmorphologen auch hierin erkennbar war. Die entsprechenden Symptome sind aber wahrnehmbar. Da ist zunächst das Festhalten an jenem Punkte der Weltkultur, in der zuletzt noch die frühe Menschheitseinschätzung der gereiften mythologischen Kultur ihre Wirklichkeitsnatur belegt: die griechisch-homerische Weltanschauung, die frührömische Auffassung des Staates als einer Idee! Die deutsche Geistigkeit war diesen Wesenheiten immer näher verbunden als irgendeine des Westlandes. Das zentrifugal gemischte Wirklichkeitsdenken hat in den Zeiten, in denen in den Westländern immer klarer der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Realismus und der Rationalismus hervortrat, eine Mystik geschaffen, deren Sinn unverkennbar ist. Sie ist auch nicht etwa verschwunden im vorigen Jahrhundert. Den englischen Dichtungen eines Dickens, in denen bei aller Virtuosität die Muse doch zur sentimentalen Richterin über „Gut" und „Böse" wird, den französischen eines Honoré de Balzac, der in wohl nie wieder zu erreichender Klarheit das Leben der Menschen wie der Dinge vertatsächlicht, gegenüber steht unser Deutscher, Wilhelm Raabe. Er, der Dichter des deutschen Philisteriums, dem Bumsdorf und Nippenburg und die Mühle der Frau von der Geduld überall in Deutschland liegt, er, der immer wieder von denen spricht, die frei durch die Welt gehen, die die Welt überwinden von der Katzenmühle aus, denen der Blick durch die Gasse sich verbindet mit dem zu den Sternen, der große Gestalter des deutschen Wirklichkeitssinnes, — des Wirklichkeitssinnes, der zuletzt doch immer wieder die Tatsachen der Welt überwindet. Wie deutlich das Geschick dieser Gestaltwelt. Um die Mitte des Jahrhunderts verstand der deutsche Geist ihn noch. Nach dem Kriege von 1870/1871 aber, als die deutsche Kultur in ihr Maturitätsexamen stieg, das sie nach 30jähriger Übungs- und Prüfungszeit auch bestand, hatte sie keine Zeit für ihn. Die Weltumspannung forderte Konzentration und Sichbeschränken auf „die" Tatsachen. Das mußte, wenn Deutschland sein Reifezeugnis gewinnen wollte, auch ihm gelten. So wurde Raabe also weggestellt — bis zum Jahrhundertende. Daß dann nach 30 Jahren Unterricht in Tatsachenakrobatik die Wirklichkeitswelt Raabes wiederentdeckt wurde, ist eines der bedeutungsvollsten Symptome der beginnenden deutschen Revolution.

Der deutschen Revolution, die eine Forderung der Anerkennung seiner Natur ist. Seiner Natur, die eine solche des Wirklichkeitssinnes und der Pietät ist, — trotz aller Meisterschaft in virtuosre Behandlung der Tatsächlichkeiten. Um aber zum vollen Bewußtsein, zur Erkenntnis dieser Idee zu gelangen, hierzu benötigte es einer so gewaltigen Erschütterung, wie sie der Weltkrieg, die erste große, aber unvermeidliche Blamage der Mechanistik, der Tatsachenberechnung und des Materialismus mit sich brachte. Erst dann konnte das herrliche Wort ausgesprochen werden: „Das deutsche Volk ist an seiner Kultur irre geworden!" Denn um ihrer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

im Plan des Kulturwerdens liegenden Aufgabe gerecht werden zu können, ist es ja nicht nur Forderung, daß die deutsche Kultur Sinn der Wirklichkeit ist, sondern sie muß solches auch im Bewußtsein der ihr dienenden Menschheit sein.

DIE DEUTSCHE AUFGABE

Das Jahrhundert der Zucht liegt hinter uns. Das deutsche Volk war der schlechteste Schüler der Weltgeschichte. Nur durch Hingabe an eine Übermäßigkeit vermochte es Grammatik und Syntax der Weltwirtschaft zu lernen. Aber sein Abiturientenexamen hat es im Weltkriege bestanden und — nun steht es dem Leben gegenüber. Eine Schulbegabung hat es nicht, aber nachdem es nun die Virtuosität des Tatsachendenkens einmal erlernt hat, wird es für die Zukunft nicht mehr nur einige wenige geben, die „frei durch die Welt gehen" dürfen, sondern es wird sich mehr und mehr auch als Gesamtes auf seine eigene Natur besinnen und die Kraft finden, die eigene Welt zu erleben und aus dieser heraus sich und der Menschheit die Herrlichkeiten der durch den Tatsachenwandel schreitenden Wirklichkeit zu erschließen. Schwer war die Zeit des Lernens, schwerer wird noch die kommende. Niemals ja kann das Problem des Lebens eine Lösung in restloser Harmonie finden. Und der Mulus, der nun auf das freie Feld des Lebenskampfes tritt, ist zunächst noch mit allen grotesken Charakterzügen seines Standes und Zustandes behaftet. Unsicherheit ist das Mindeste. Denn er schwankt zwischen geschmackloser Unverschämtheit („am deutschen Wesen wird alles genesen") und Selbstunterschätzung hin und her. Die größere Schwierigkeit wird darin beruhen, sich seines Berufes bewußt zu werden.

Im Kulturplan der Menschheit ist die Institution der höheren Bildungsanstalten nicht enthalten. Sie alle sind frei heraus in das Dasein getreten, die griechische und die römische, die altägyptische und die altsumerische Kultur. Aber für sie alle gab es nur einen Weg, den der Natur. Die Gestalten der Hochkulturen, also der Erscheinungen einer jetzt ablaufenden Periode, erwuchsen alle aus natürlicher Selbstverständlichkeit heraus, hatten keinen einzigen Lehrmeister und erfüllten nur eben den Plan des Kulturwerdens. Sie trugen alle ihren Sinn in sich und durften im engsten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zirkel bester Gesellschaft der Kammermusik frönen. Aber mit dem Abschluß der Weltumspannung ist es mit der Naturberufung und der Solomusik aus. Weltwirtschaft als Kulturerscheinung fordert Orchestrierung aller. Das heißt also, daß es mit dem Werden nach Lilien- und Veilchenart nichts mehr ist. Das Ganze von innen her verstehen zu lernen heißt es heute, — alle Einzelnen als Teile, als Einzelerscheinungen eines Ganzen zu begreifen, von diesem Einen und Ganzen selbst aber ergriffen zu werden, — das ist die Parole von heute; das ist die Aufgabe der deutschen Kultur. Denn die verflossene Kulturperiode schließt ab mit einem höheren Anspruch an unser Bewußtsein.

Die alte Zeit gebar Stile. Die kommende fordert Stilbewußtsein. Das ist es, was für die junge deutsche Kultur die Lehrzeit im neuen Berufe bedeutet.

Aber gerade wir, die wir der aufsteigenden Zukunft entgegensehen, gerade wir haben die große Gewißheit von der Planmäßigkeit des Geschehens. Wir, die wir das Werden des Geschehens durchschauen dürfen, wir wissen, daß alles durch Symptome vorher gezeigt ist. Wir wissen, daß jedes bedeutende Werden dadurch erkennbar wird, daß sich der Menschheit ein neues Problem erschließt. Ein solches haben wir hier vor uns. Noch niemals vorher hat die Menschheit das große Wesen Kultur, das Paideuma und seine Manifestationen gesehen. Eine bedeutende Problemstellung hat sich uns und nur allein dem deutschen Geistesleben erschlossen. Sich ihr widmen zu dürfen, möchte ich als unser Vorrecht bezeichnen. Als Vorrecht, das wie jedes andere schwer verpflichtet. Daß sie unserer Natur entsproß, sehe ich als Symptom uns planmäßig zuteil gewordener Aufgabe an.

Wir folgen dem Rufe der Natur. Wir vertiefen uns in das uns bescherte große Bilderwerk des Lebens. Wir greifen zurück in jene Stelle der Weltchronik, in der die Menschheit noch fähig war, die „unsträflichen Äthiopen“ als diejenigen zu bezeichnen, „deren Opfer den Göttern das liebste war,“ und erhoffen aus ihr die uns so nötige Weisheit; solche von dort zu erlangen, dürfen wir hoffen als Träger einer Kultur, die so lange echt, stilrein und ausdrucksfähig sein wird, als in ihr Bumsdorf und Nippenburg noch geachtet werden und der Gang zur Katzenmühle mehr bedeutet als eine gewohnheitsmäßige Wallfahrt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ERSTES BUCH

GRUNDLAGEN UND GESTALTEN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DAS ARBEITSPROGRAMM

Unser Wissen vom Kulturwerden der Menschheit hat sich im vergangenen Jahrhundert und besonders in den letzten fünfzig Jahren so gewaltig vermehrt, daß es allein schon eine befriedigende Aufgabe ist, den Gewinn und die Mehrung des Umfanges in großen Zügen, wenn auch noch so skizzenhaft, zu umreißen. Ohne solche Klarlegung wird keine Betrachtung der Kulturprobleme die Einseitigkeit vermeiden können. Denn jede kulturgeschichtliche Disziplin hat ihre eigene Einstellung. Indem wir sie alle in Betracht ziehen, wird uns zum mindesten die eine Erscheinung, daß nämlich die Einstellung an sich der Wegweiser aller Kulturbildung wie Kulturforschung ist, von entscheidender Bedeutung werden.

Es mag also hier die Reihe der Disziplinen, die hauptsächlich in Betracht kommen, in Kürze zusammengestellt werden[1]. Und zwar vom Standpunkte des Kulturmorphologen aus, dessen Betrachtungsweise dann unwillkürlich der Beleuchtung der im Mittelpunkt dieses Buches stehenden Frage dienen wird.

WAS DIE GESCHICHTE LEHRT

Die Einstellung des euramerikanischen Menschen in der Betrachtung seines Schicksals auf Erden war um die Jahrhundertwende eine historisch betonte. Die Vorstellung vom Wesen der „Geschichte" war in volkstümlicher Fassung etwa folgende. Als ein Riesenbau historischer Tatsachen lag unter ihm das Werden des Jetztzeitmenschen: Im dunklen Kellergeschoß Ägypten und Babylon; zu ebener Erde Griechenland und Rom (mit herrlichen Gartenanlagen vor der weiten, luftigen Veranda und den Tempelräumen des ersteren und weiten Exerzierplätzen vor den Senats- und Prunkräumen des letzteren); dann im ersten Stock

[1] Die nachfolgende Darlegung wurde erstmalig in der von mir zuletzt herausgegebenen Zeitschrift „Erdball" (Verlag Bermühler) Heft 4 und 5 (1931) abgedruckt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eine schon mehr gegliederte Kette von reichlich engen Wohnräumen für mittelalterliches Werden.

Darüber dann das Stockwerk, an dessen Aufbau die „Jetztzeit" arbeitet — in der Überzeugung, bei so festem Unterbau das Schöpfungswerk bald bis zum Himmel aufführen zu können; also ohne daran zu denken, daß die Geschichte vom Turmbau zu Babel als dumpfe Erinnerung an frühere Katastrophen doch vielleicht ein Warnungszeichen bedeuten könnte.

Wenn ich halb ironisch sage, daß die Menschheit sich mit ungeheurer Sicherheit auf die Solidität des historischen Unterbaues verließ, so muß das näher erklärt werden. Man könnte meinen, daß ich Zweifel an der Richtigkeit oder Sachlichkeit der Lehren einer Nachbardisziplin erwecken wolle. Nichts weniger als das! Die historischen Lehren der Wissenschaft werden, solange es Wissenschaft überhaupt geben wird, ebenso gewaltig und erhaben dastehen wie im 19. Jahrhundert. Das, wovon hier gesprochen wird, bezieht sich nicht auf die Herrlichkeit der historischen Tatsachen, sondern auf deren Verwendung durch die Menschheit als Baumaterial der Weltanschauung der Jahrhundertwende. Diese Menschheit Euramerikas gelangt nämlich mehr und mehr zu der Überzeugung, daß sie die höchste Spitze einer „Entwicklungsreihe" erreicht hätte; sie fühlte sich weit erhaben über alles, was je das Morgenland, Griechenland, Rom, das Christentum oder das Mittelalter bedeutet haben.

Dieses „Herabblicken" von einer arroganten Sichselbsteinschätzung aus auf die historischen Phänomene der Vergangenheit hat die Menschen dieser Zeit gehindert, mehrere Erscheinungen im Werden der Kultur und der Schicksale der Menschen zu erkennen, die für uns, d. h. für die, die den Sinn der Kulturgestaltung zu erfassen suchen, von großer Bedeutung sind. Ich verweise nur z. B. auf die Tatsache, daß alles zeitliche Werden der Geschichte verbunden ist mit einer Bewegung durch den Raum. Man nehme eine Karte zur Hand und verfolge selbst die Bahnen der Bewegung:

Die großen Linien: 1. das Aufwachsen der jungen Pflanze der Hochkulturen in Mesopotamien (Babylon); 2. die Verpflanzung des geistigen Schwerpunktes nach dem östlichen Mittelmeer (die altgriechische Kultur, Homer usw.); 3. die Verlegung der Hege-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

monie nach Rom; 4. eine kurze Rast auf der iberischen Halbinsel (die das Hinausdrängen auf die Weltmeere, die Entdeckung Amerikas usw. zur Folge hat); 5. die Verschiebung der Leitung nach Frankreich; 6. die Übernahme der Führung durch England usw. (Abb. 1.)

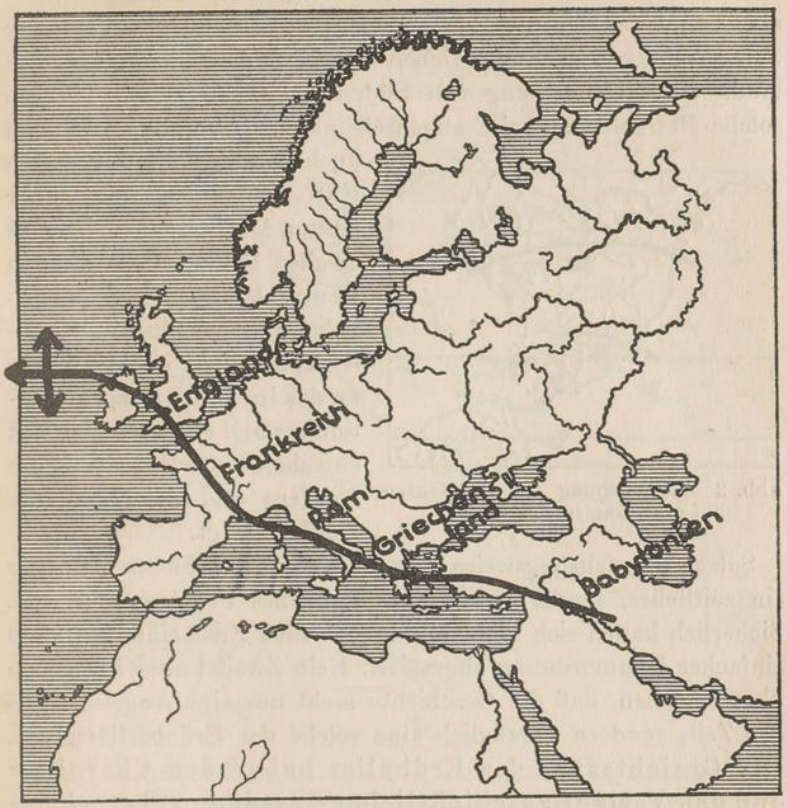

Abb. 1 Verschiebung der Residenzen der Hochkulturen

Gleicherweise findet der Beobachter eine Bewegung im Sinne der Verschiebungen der Residenzen in den Kulturkonzentrationen einzelner Länder. Man nehme Mittel- und Nordamerika: da folgen sich 1. im Süden auf Yukatan die Kulturgestaltung der Maya; 2. nach Norden weiterziehend die Kulturen der Tolteken und Azteken in Mexiko; 3. den Weg fortsetzend die europäische Koloni-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sation der Vereinigten Staaten, die erst ihr Schwergewicht in den Südstaaten, später in den Nordstaaten hat. (Abb. 2) — Oder aber Italien: 1. im Süden eine mythologische Kultur; 2. in einer zweiten Periode das Zentrum in der Tiberebene mit dem Emporblühen des staatenbildenden Rom; 3. in einer dritten Kunst und Philosophie der Renaissance mit dem Mittelpunkt in der Arnoebene und der Blüte der Stadt Florenz; 4. in der heutigen der Schwerpunkt in der industriellen Poebene mit der Residenz Mailand. Die Verschiebung von Süden nach Norden wird durch solche Betrachtungsweise augenscheinlich. (Abb. 3) — Ebenso auch in China mit der ersten Entfaltung im Süden bis zur letzten Machtstellung im nordischen Peking. Oder aber in Deutschland, dessen geschichtliches Werden einen kulturellen Höhepunkt in Anlehnung an das im Süden gelegene Mittelmeer und einen zweiten mit entscheidender Bedeutung des Nordens und der Nähe der Nordsee zeigt.

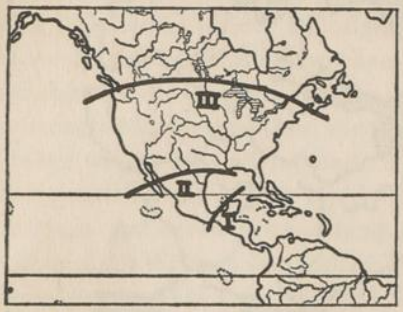

Abb. 2 Verschiebung der Residenzen auf amerikanischem Boden

Solche Betrachtungsweise lehrt also in der Geschichte nicht nur ein zeitliches, sondern auch ein räumliches Problem erkennen. Sicherlich haben sich nicht alle historischen Erscheinungen in so einfacher Raumordnung abgespielt. Kein Zweifel aber kann darüber bestehen, daß die Geschichte nicht nur eine Angelegenheit der Zeit, sondern vorzüglich eine solche der Erdoberfläche ist. Die Gesichtszüge des Erdballes haben den Charakter und den Verlauf geschichtlichen Werdens vorgeschrieben.

Eine nach anderer Richtung geleitete Betrachtungsweise lehrt eine mindestens ebenso wichtige zweite Erscheinung erkennen. Untersuchen wir die Fundamente unserer Bildung, so finden wir, daß die biblischen Geschichten des Alten Testamentes, deren Reiz für die Kinderwelt jeder Lehrer kennt, aus den Tagen des alten Babylonien und seiner Urzeit stammen — daß der Homer, die griechische Tragödie, die griechische Plastik und Architektur und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der pythagoreische Lehrsatz zum Sockel unserer Weltanschauung gehören, — daß im Bau jedes modernen Staates das alte Rom das Fundament darstellt, — daß neuzeitliche Kultur ohne den Geist des Christentums undenkbar ist, — daß der französische Rationalis-

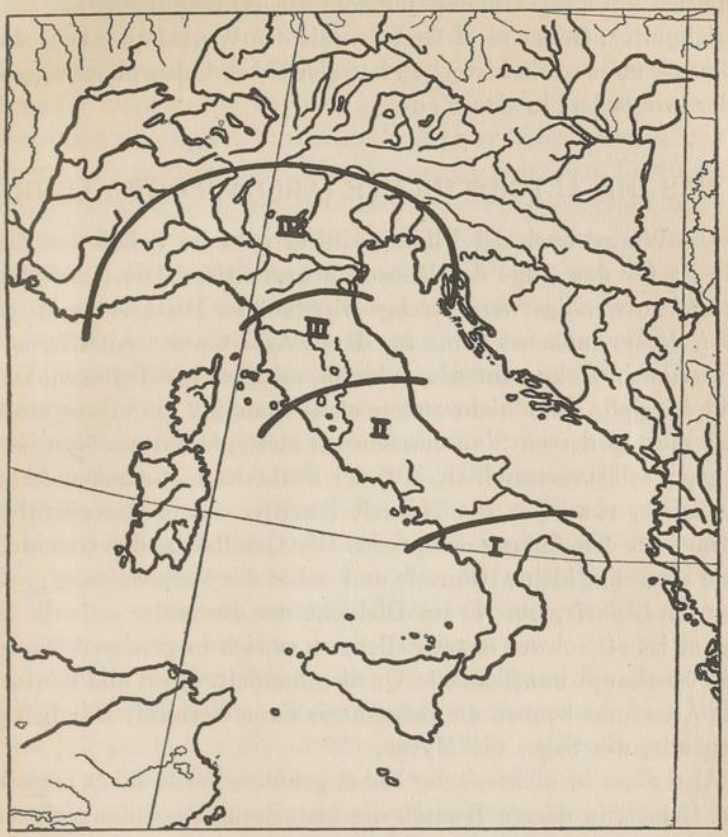

Abb. 3 Verschiebung der Residenzen auf italienischem Boden

mus und der englische Realismus zu Teilen unserer selbst wurden. Dies heißt, daß die Gestaltungen der gesamten Kulturgeschichte der Menschheit niemals zum nutzlosen Alteisen wurden oder „hinter uns" untergingen; vielmehr ist es sehr wohl berechtigt, zu sagen, daß sie ebenso in uns liegen, wie ihre Geburtsstätten geographisch betrachtet nebeneinander. Das zeigt also, daß die im Anfang dieses Abschnitts geschilderte Einstellung der Menschheit der Jahr-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hundertwende nur aus einer erschreckenden Einseitigkeit zu ihrem hochmütigen Herab- und zu diesem Zurückblicken auf etwas „in der Vergangenheit Erledigtes" kommen konnte. Die Gesamtkultur ist gleich einer Pflanze; gleichgültig, ob die jüngsten Triebe dem Himmel um einiges näher sind und die Wurzel unsichtbar ist — gleichgültig: sie ist eine Gestalt. Mit der Wurzel aber ruht diese Pflanze, ob man sie historisch betrachtet, ob kulturmorphologisch oder wie sonst, in der Erde.

WAS DIE ALTGESCHICHTE (ARCHÄOLOGIE) LEHRT

Die Wurzel auch der Pflanze Kultur ruht im Schoß der Erde. Sie ist für das Auge des Menschen unsichtbar. Die ihrer Natur gemäß notwendigerweise strenge Disziplin der Historie konnte sich also, da sie zunächst keine für deren Arbeitsweise entzifferbaren Materiale in Dokumentenform bietet, mit ihr nicht befassen. Denn jede Disziplin kann nicht anders als sich an den Sinn ihres Stoffes und die aus dessen Sinn erwachsene Methode halten. Nun ist es ja ganz selbstverständlich, daß der Fülle des historischen Aktenmaterials, soweit es die Neuzeit betrifft, eine außerordentliche Armut für den Anfang entspricht. Die Quellbäche der Geschichte sind armselige kleine Rinnsale und es hat der Mühewaltung großer Geister bedurft, um sie im Dickicht der Bergtäler aufzufinden. Ja, es ist oft schwer festzustellen, ob es sich in gewissen Wässerlein überhaupt um fließende Quellen handelt. Denn alle Kulturen des Altertums kennen als Bekenntnis ihrer Herkunft lediglich die Legende, die Sage, die Mythe.

Also diese in dichterische Nebel gehüllte Ferne blieb zunächst ein Gebiet, in dessen Bereich die historische Disziplin nicht einzudringen vermochte, bis eines Tages ein nicht so besonders gelehrter, als vielmehr vom Feuer der Überzeugung und des Forschungsdranges erfüllter Mann zum Eroberer dieses „Jenseits der Geschichte" und der eigentlichen „Altgeschichte" wurde. Der Name dieses Mannes ist Heinrich Schliemann. Die Bedeutung seiner Leistung beruht darin, daß er die bis dahin von der Wissenschaft als mythisch und als „nur erdichtet" erachteten Berichte des alten Homer als historisch hinterbaut ansah und solcher Überzeugung folgend zunächst den Hügel von Hissarlik als Standort des alten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Troja annahm und ausgrub. Was er hier, dann in Mykenä, auf Ithaka, in Orchomenos in erfolgreichster Arbeit zutage förderte, bedeutete mehr als nur den Gewinn wertvoller Funde. Die eminente Auswirkung der Schliemannschen Tat beruht darin, daß durch sie eine Bresche in die Skepsis historisierender Tatsachen-Kritik gelegt wurde. Sein Schaffen ließ die durch den Nebel mythischer Dichtung verhüllte Vergangenheit in ihrer Wirklichkeit erkennbar werden. Sie ließ den geschichtlichen Mythos als einen Niederschlag von geschichtlichen Tatsachen eines teilweise sogar jenseits der „historischen Überlieferung" liegenden Geschehens sichtbar werden und eröffnete eine neue Forschungsdisziplin.

Diese nun trat im grundlegenden Wandel der damals schon bestehenden „Archäologie" zutage. Eine „Altertumswissenschaft" hatte es schon seit dem 17. Jahrhundert gegeben. Sie bestand aber in nicht viel mehr als in einem Bergen und Verarbeiten historisch beglaubigter Dokumente. Schliemanns Erfolge führten dazu, nun auf seinem Wege weiterzuschreiten; das unendlich reiche Gebiet bis dahin nicht in Betracht gezogener „Früh-" oder „Altgeschichte" wurde erschlossen, und heute sind alljährlich Dutzende von Unternehmungen, geführt von technisch sorgfältig vorgebildeten Archäologen, damit beschäftigt, im südlichen Europa, in Westasien, in Nordafrika, in Mesopotamien, in Indien, China, Japan usw. usw. den Hinweisen alter Sagen und Volksüberlieferungen folgend Ausgrabungen zu veranstalten.

Alljährlich werden Erfolge erzielt, die unsere Kenntnis vom Werden der klassischen Menschheit verfeinern und in weitere Ferne führen. Schon die Archäologie lehrte bald erkennen, daß unserem geschichtlichen Werden ein vorgeschichtliches voranging, das ebenso organisch aufgebaut und in geregelten Bahnen sich abspielte wie das geschichtliche. Schon früh hatte sich gezeigt, daß einer verhältnismäßig jungen Eisenzeit eine Bronzezeit und dieser eine Steinzeit (Neolithikum) vorangegangen war. Aus den in verschiedener Tiefe und in verschiedenem Zusammenhang gefundenen Belegstücken wurden nicht nur Wanderwege und Umbildungsformen immer deutlicher, sondern auch der Sinn einer Sprache der Formen, deren Umbildung in nichts etwas Sprunghaftes, sondern ebensogut eine Grammatik und eine Syntax hat wie die unseres Mundes.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Sinnvolle der menschlichen Kultur, ihr bedeutungsvolles Hingleiten über die Erde wurde von Jahr zu Jahr ersichtlicher. Die Beachtung der Beziehung von Formgruppen zu sich aneinander schließenden Erdräumen ließ auch in diesen Dingen das gleiche Bild erkennen, das die historischen Tatsachen lehren, daß nämlich das Raumprinzip, wie es im Gesicht des Erdballes ausgebildet ist, das Entscheidende für den äußeren Verlauf des Kulturgeschehens ist.

Aber für den, der Augen hat, zu sehen, trat und tritt täglich deutlicher eine Erscheinung hervor, die der um die Jahrhundertwende entscheidend gewordenen Einstellung der Menschheit (Selbsteinschätzung als höchste Spitze einer aus tiefster Primitivität heraufgestiegenen Menschheit) nicht bemerkbar werden konnte. Was gemeint ist, soll mit einem exakten Beispiel belegt werden.

Im Jahre 1926 stieß der englische Archäologe C. L. Woolley bei umfangreicher Ausgrabung der Stadt Ur (der Vaterstadt Abrahams in Mesopotamien) auf einige Gräber von Königen und Königinnen, die nach der Berechnung und Annahme des Gelehrten um 3200 v. Chr. gelebt haben, d. h. also in einer Zeit, in der wir in Europa uns noch im Kulturzustande der jüngeren Steinzeit (Neolithikum) befanden. Vergegenwärtigen wir uns den Befund: da sehen wir in den Händen der Bestatteten Goldgefäße von so überzeugender Eleganz und Schönheit, daß kein moderner oder überhaupt neuzeitlicher Stil solche Vollendung zu übersteigern vermag. Da ist der aus Gold hergestellte Kopf eines Stieres mit einem Bart aus Lapislazulisteinen, der zu den ausdrucksvollsten Kunstschöpfungen der Weltgeschichte gehört. Holzarbeiten mit grazilen Intarsien, Spielbretter und Harfen; sie würden den Salon jeder kunstverständigen Dame der Renaissance oder Neuzeit würdig schmücken. Das Studium der Flöten jener Zeit lehrt uns, daß die Musikalität voll entfaltet war. Wenig später (um ca. 2776) vermochte diese orientalische Menschheit schon in Siriusperioden (= 1460 Jahren) zu rechnen, woraus zu ersehen ist, wie hoch damals schon Mathematik und Astronomie standen. Aus Mythen und legendären Schilderungen, die in der Zeit dieser mesopotamischen Königsgräber schon bestanden haben müssen, ersehen wir, daß der Staat einen fein und sorgfältig gegliederten Organis-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mus, die „Religion" eine mit allen Säften der Moral, der Ethik, des Sinnreichtumes durchflutete Gestalt darstellte. Darüber hinaus können wir noch etwas sehen, dessen Wirklichkeit in jedem den Eindruck schauerlicher Erhabenheit erweckt:

Das Grab eines dieser altsumerischen Könige bestand aus einer weiten Halle mit schmalem Zugang. Darin nun lagen hier die Leichen von Soldaten, dort einige bespannte Ochsenwagen mit Treibern, auf der dritten Seite Hofdamen, Diener usw. Und zwar alle in voller Kleidung und allesamt in einer Stellung, die nur die des Einschlafens sein konnte. Keine Geste der Verkrampfung, kein einziges Zeichen einer Gewalttat. Alle und ein jeder ein Symbol freiwilligen Entschlummerns. Alle diese Menschen müssen den Giftbecher genommen haben, müssen bereitwilligst dem Herrscher in den Tod gefolgt sein — eine Sitte, die wir ja auch von andern Völkern altertümlicher Gesittung, nie aber in so eminenter Großartigkeit, belegt finden. — Was uns das sagt?

Es belegt, daß in dieser Menschheit noch eine Pietät, eine Hingabefähigkeit geherrscht haben muß, von deren Großartigkeit und Gewalt wir uns keinen Begriff mehr zu machen vermögen. Und wenn wir uns nun des ferneren die Frage nach der Lehre, die der Gesamtbefund für uns bedeutet, vorlegen, so kann die Antwort wohl ohne weiteres aus einem Vergleich des Gehaltes jener Kultur mit dem der unseren zu ersehen sein. Gewiß: diese alte Menschheit hatte weder Flugzeuge noch Unterseeboote, noch Industrien am „laufenden Bande", hatte weder Telephon noch Telegraph (ob sie eine Börse hatte, wissen wir noch nicht), hatte auch noch keinen Shakespeare und keinen Raffael, aber ihre Dichtung im Mythos war nicht weniger erhaben als die großen Werke der Nachzeit; ihre Kunst zeigt reichen, gestaltvollen Stil; ihr Wissen bedeutet das festgefügte Fundament des unseren; ihr Staat war „Ausdruck" und lebte als Idee des Volkes (schon hier stutzen wir!); ihre Religiosität war einheitlich und durchleuchtete noch das Alltagsleben (und wie ist es bei uns?); und was nun gar die höchste Fähigkeit des Menschen, die zur Hingabe, die zur Andacht anbelangt — nun, so möchte es wohl besser sein, zu schweigen.

Ich muß an dieser Stelle betonen, daß es durchaus nicht meine Absicht ist, ein Werturteil zu fällen. Für den Kulturmorphologen gibt es kein „Höheres" und kein „Niedreres". Wenn ich diesen Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gleich ziehe, so geschieht es lediglich, um die Arroganz der volkstümlichen Weltanschauung des 19. Jahrhunderts, die sich selbst den Fernblick und die Tiefenschau mit den tausend Schleiern der blasierten Selbstzufriedenheit versperrt hat, in ihrer Armut zu charakterisieren.

Also diese Kultur, die vor etwa 5000 Jahren in Mesopotamien blühte, stellt sich uns schon als ein voll ausgestaltetes, hohes Gebilde dar. Unwillkürlich fragen wir, wo und wie sie so geworden ist. Wir können nicht anders als nach den Kulturflüssen forschen, die in das Becken Mesopotamiens mündeten und mit ihrem Eintritt den Samen der sumerischen Hochkultur dem Boden zuführten. Daß sich ein derartiger Vorgang abgespielt haben muß, das hat uns die Geschichte gelehrt: denn jede bedeutende Neugestaltung ist mit einem Hegemoniewechsel, einer Verschiebung des kulturellen Regimes auf der Erdoberfläche verbunden. Aber die Archäologie oder Altgeschichte hat uns in dieser Frage bislang eine entscheidende Antwort aus dem geographischen Gebiet unserer eigenen Geschichte noch nicht erteilt. Das ist für uns, die wir uns hier das Zusammenwirken der verschiedenen Disziplinen vergegenwärtigen, sehr wichtig. Die Tatsache des Aufsteigens der sumerischen Hochkultur aus dem scheinbaren Nichts ist für uns von größter Bedeutung, weil diese ebenso wie die ägyptische an unserem historischen Horizont liegt. Wenn man nämlich vom Niltal nach der Mündung des Euphrat und Tigris eine Verbindungslinie zieht, so stellt diese den Horizont unseres geschichtlichen Vorstellungsvermögens dar. Und zwar räumlich wie zeitlich. Diese Linie ist ein Teil des Rahmens unserer sogenannten „Weltgeschichte". Alles was außerhalb ihrer liegt, gehört dem an, was Angelegenheit der Urgeschichte und der Ethnographie ist.

Für Archäologie und Geschichte unseres eigenen Werdens ist also der bei weitem größte Teil der Erdoberfläche terra incognita. Der Forschung in diesem Sinne steht der größte Teil der Erdoberfläche noch zur freien Verfügung.

WAS DIE VORGESCHICHTE LEHRT

Die dritte für die Frage nach dem Werden der menschlichen Kultur auf der Erde bedeutende Disziplin, die Prähistorie, ist

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

noch jünger als die Archäologie (Altgeschichte), die aus einer langen, vorbereitenden Sammelperiode hervorging. Sie behandelt zunächst Belegstücke menschlicher Kultur, die keinerlei direkten Zusammenhang mit irgendeiner historisch faßbaren Vergangenheit aufweisen und zunächst nur Zeugnis dafür ablegen, daß der Mensch schon vor dem Bestehen geschichtlicher Daseinsformen auf der Erde gelebt und sich kulturell ausgewirkt hat.

Bereits frühzeitig wurden nachdenkliche Köpfe auf allerhand Waffen aus Bronze, Tonscherben mit fremdartigen Mustern, aus Stein geschnittene Geräte aufmerksam, die der Bauer beim Pflügen im Felde, der Sandarbeiter in Kiesgruben und der Brunnengräber tief unten im Boden fanden. Seit alters sind die Hünengräber Norddeutschlands bekannt, die Menhire in Nordfrankreich und mächtige Felsblockanordnungen künstlicher Natur in England. Im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts wurden derartige Einzelfunde mehr und mehr gesammelt, das Gesammelte geordnet, untereinander in Beziehung gesetzt und derart zu einem Bilde des Werdens vereinigt, welches heute in dem uns Näherliegenden einen Stufenbau von Neolithikum (Schliffsteinkultur), Bronze- und Eisenkultur repräsentiert. Als dann die archäologischen Arbeiten im östlichen Mittelmeer (Altgriechenland), Ägypten und Mesopotamien immer weiter in die Tiefe vordrangen, zeigte es sich, daß überall die Hochkulturen aus einem neolithischen oder äneolithischen (steinkupferzeitlichen) Dasein aufgestiegen sind. Das also bedeutet, daß diese Kulturen uns zeitlich gar nicht so sehr fern liegen und sich rückwärts an die durch die Archäologie erschlossenen (eisen- und bronzezeitlichen) direkt anschließen, oder deren Quellformen (als neolithische) darstellen. Diese Gruppe von Kulturen kann man deswegen ordnungshalber unter dem Sammelbegriff des „Vorgeschichtlichen" zusammenfassen, die nachher zu besprechende noch ältere als „urgeschichtliche". Alle beide beanspruchen Beachtung und Forschungsmethode besonderer Art. Aber ehe wir uns die Verschiedenartigkeit in ihrem Wesenscharakter klarmachen, wollen wir eine sehr wichtige Frage streifen. Nämlich die, ob die Reliquien aus dieser Zeit lediglich Skelettmaterial darstellen und in der Tat gar keine Zusammenhänge mit dem Leben heutiger Völker aufweisen, oder ob solche doch wohl noch aufzufinden sind. Wie ich später zeigen werde, ist

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

es ungemein wichtig, wie die Antwort hierauf ausfällt, und deshalb sei sie mit Heranziehung zweier Beispiele vorbereitet.

Bekanntlich war einer der bedeutungsvollsten Götter des alten Ägypten der Gott Horus, der in der Gestalt eines Falken Sonne und Himmel versinnbildlichte. Diese Gottheit gehört nun nicht nur dem historischen Ägypten an, sondern sie bestand, wie Ausgrabungsbefunde belegen, schon im vordynastischen, steinkupferzeitlichen Ägypten (4. vorchristl. Jahrtausend). Nun ist heute diese alte Mythologie schon seit Jahrhunderten in Ägypten von Christentum und Islam überschüttet. Und dennoch: als wir eines Tages im Jahre 1926 von unserem Lagerplatz in der Nubischen Wüste aufbrechen wollten und unsere Wagen mit großer Sorgfalt untersucht wurden, weil wir vor einer ganz besonders gefährlichen, über viele, viele Kilometer ausgedehnten Sandfahrt standen, ließen meine Ägypter in großer Besorgnis arg die Köpfe hängen. Es war eine Stimmung so schlimm, wie in grauer Morgendämmerung nur irgend möglich. Mir war dies höchst peinlich, weil Hoffnungslosigkeit der Begleiter viel öfter, als geglaubt wird, die letzte Ursache des Fehlschlagens unserer Forschungsunternehmungen ist. Also nahm ich den Einflußreichsten beiseite und redete ihm gut zu. Er aber blieb bekümmert. Es war just vor dem Aufgang der Sonne; vor uns wurde in diesem Augenblick das über dem Wüstenrand erst nur ganz feine Band des Sonnengestirnes sichtbar; der Mann sah hin, schreckte auf, wurde ganz erregt, zeigte auf das schnell aufsteigende Licht und rief: „Sidi, sieh nur! Sieh nur! Ja, du hast recht; wir werden heute in allem Glück haben. Sieh nur! Sieh nur!“ Gleichzeitig kamen auch die anderen Ägypter in höchster Erregung und mit Jubel herbei und riefen: „Sidi, sieh nur! Sieh nur!“ — Ja, und was war zu sehen? Nun, mit dem Sonnenball zusammen war ein Falke aufgestiegen, für sie ein Symbol eines von der Sonne gesegneten Tages. — Also kann man sehr wohl sagen, daß das kleine Bild des Falken-Sonnengottes, das einem Grabe des 4. vorchristlichen Jahrtausend entstammt, nicht nur ein sinnlos gewordener Téil eines entlebten Kulturskelettes ist. Durchaus nicht leblos und abgestorben! Denn manchen Ägypter von heute bewegt noch der gleiche Gedanke, der vor fünf- oder sechstausend Jahren die Bewohner des Niltales beherrschte.

Ein zweites Beispiel macht das, was hier gesagt werden soll,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vielleicht noch deutlicher. Ein alter Herr mit Namen Fritz Pogge hat den zu erörternden Fall selbst erlebt, und seine Erzählung hat einen großen Einfluß auf die Vorstellungsrichtung meiner Jugendjahre ausgeübt und mich zur Nachprüfung mancher afrikanischen Legende ermutigt. Besagter alter Herr besaß in der Zeit, als die Friedrich-Franz-Bahn von Neubrandenburg nach Rostock gebaut wurde, ein Gut mit Namen Gevezin. Auf einem der Felder Gevezins lag ein kleines, kaum mehr als $1^1/_2$ m hohes Hügelchen, das bis dahin keiner der Gutsherren beachtet hatte. Nun aber wollte es der Zufall, daß die Trasse, die die Landmesser für den Schienenstrang absteckten, genau durch das Hügelchen führte, und daß dieses hierdurch zum Ausgangspunkt großer Erregung wurde. Denn die Anwohner des Ortes Gevezin kamen nun jammernd zu dem alten Herrn Pogge und flehten ihn an, es doch um alles in der Welt zu verhindern, daß dies kleine Hügelchen durch den Bahnbau zerstört werde. Als die Leute dann befragt wurden, was es denn für eine Bewandtnis mit dem Hügelchen habe, da rückten die braven Geveziner mit der Erklärung heraus: nach dem, was sie von ihren Eltern gehört hätten, sei in alter, alter, alter Zeit an dieser Stelle einmal ein König in einem goldenen Wagen in die Erde gefahren. — Die Ingenieure gaben dem Wunsch der Geveziner nicht Folge. Das Hügelchen wurde durchstochen und, da der Oberteil aus weichem Erdreich bestand, nach der Tiefe hin aufgestochen. Es erwies sich als die Schale eines Grabes, das augenscheinlich in vollkommen unberührtem und niemals gestörtem Zustand war, in dessen Mitte aber ein kleiner Wagen aus Bronze lag, der in die früher großherzoglichen Sammlungen wanderte. Der Wagen ist ein typisches Stück der Bronzezeit. — Dies Beispiel beweist, daß die Menschheit, obwohl im Verlaufe der seit der Grabanlage verflossenen Zeit fraglos verschiedene Völker als Besitzer des Landes miteinander wechselten, die Erinnerung an ein mit dem Stück Erde verbundenes Geschehnis durch etwa vier Jahrtausende lebendig erhalten hat. Dieser Fall steht nicht vereinzelt da. Dr. Jakob Friesen, der Direktor des Landesmuseums in Hannover, teilte mir mit, daß jetzt schon eine ganze Reihe ähnlicher Belege für solche Haltbarkeit des Menschheitsgedächtnisses bekannt sei.

Derartige Feststellungen lehren uns die Erkenntnis, daß man-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ches von dem, was wir selbst an eigensten Vorstellungen und an Beweggründen in uns tragen und sich als durchaus Lebendiges durch uns auswirkt, aus alten, „vorgeschichtlichen" Zeiten stammen mag, und daß somit manches Altgut derart weit entlegener Zeit, das uns die bergende und schützende Erde erhalten hat, nicht immer nur abgestorbener Skelettrest „längst vergangener Kultur" zu sein braucht.

Aber gerade die Erschließung der vorgeschichtlichen Schätze solcher Art hat noch etwas anderes gelehrt. Wer die Keramik und ihre Ornamentik studiert, wird finden, daß in Norddeutschland im Neolithikum ein eigener, in Süddeutschland aber ein zweiter, ganz andersartiger Stil beheimatet war. Die Verbreitung der Stile läßt die gleiche Einordnung in den geographischen Raum erkennen, die als herrschendes Phänomen sich durch die ganze Kulturgeschichte Deutschlands hinzieht, die heute noch in der Verteilung der Verbreitung der Bauernhausstile kartographisch hervortritt, die sich in Dialektausbildungen äußert, und die das landespolitische Denken charakterisiert. Diesem für Deutschland so bedeutungsvollen Phänomen begegnen wir allenthalben. Oftmals wird der Kulturmorphologe vor die Frage gestellt, ob die Stile der Kultur mehr durch Gebote der Erdräume oder mehr durch die Arten von Rassen bedingt werden.

WAS DIE URGESCHICHTE LEHRT

Oben wurde die „Prähistorie" in zwei Gruppen geteilt, in die „vorgeschichtliche" und in die „urgeschichtliche". Erstere stellt diejenige Disziplin dar, die das Werden der menschlichen Kultur im Quellgebiet der historischen und archäologischen Erscheinungen erforscht und etwaige entsprechende Beziehungen aufzufinden sucht. Das heißt also, daß diese ihre Tätigkeit den Quellen zudrängend so weit ausdehnt, als es möglich ist, um irgendwelches, wenn auch noch so lockeres Verhältnis zu der (nach Sonnenjahren gegliederten) historischen Chronologie aufzufinden. Jenseits des Neolithikums (in Ägypten Steinkupferzeit = Äneolithikum) versagt nun diese Möglichkeit — wenigstens beim heutigen Stande der Wissenschaft. Jenseits des Neolithikums liegt das Paläolithikum, die Altsteinzeit, die mit ihren verschiedenen Phasen in kei-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ner Weise mehr solarchronologische Datierung zuläßt, hingegen sehr wohl eine Beziehung zu geologischem Wandel und entsprechenden Vorgängen erkennen läßt und die wir daher als Arbeitsfeld der urgeschichtlichen Disziplin betrachten.

Diese also das Paläolithikum und seine Endstation in den Bereich ihrer Forschung ziehende „Urgeschichte" ist in Frankreich infolge der im französischen Boden in besonderer Fülle gemachten Funde entstanden und im vorigen Jahrhundert bis zu einer erstaunlichen Feinfühligkeit in der Forschung ausgebaut worden. Der Laie steht gewöhnlich mit Staunen vor den Sammlungen von Steinwerkzeugen, die ihre Grundlage bedeuten. Oftmals erscheinen ihm diese „Steinsplitter" nur eben als Ergebnisse natürlicher Zerstörung, wie sie auch „in jeder Kiesgrube" beobachtet werden könnten. Nur sehr vollkommene Faustkeile und Schaber wirken auf ihn überzeugend als „Artefakt", und es gehört ein Sichvertrautmachen mit Hunderten und Tausenden von Varianten dazu, um dem Studierenden die stilistische Formsprache, die auch in ihnen lebendig ist, verständlich zu machen. Der Kenner aber sieht meist leicht die Zugehörigkeit eines Gerätefundes zu einer der urgeschichtlichen Kulturen Westeuropas, die nach zeitlicher Reihenfolge benannt werden als Chelléen, Acheuléen, Moustérien, Aurignacien, Solutréen, Magdalénien, Aziléen. In besagter Folge liegen die diese Kulturen repräsentierenden Manufakte in der Erde übereinander, das Chelléen am tiefsten und das Aziléen der Erdoberfläche am nächsten.

Alle diese Relikte gehören Kulturen an, die in Frankreich der Reihe nach über zwei Eiszeiten hinweg lebendig waren, und zwar so, daß das Chelléen der vorletzten Eiszeit bis über das warme Interglazial hinweg, das Acheuléen und Moustérien aber schon der anschwellenden letzten Eiszeit angehören, während Aurignacien bis Aziléen in deren Höhe und in der Abschmelzzeit gelebt haben. Die Bestimmung der Zugehörigkeit zu einem Stadium der Eiszeiten oder der dazwischen liegenden Wärmezeit (Interglazial) ergibt sich nicht nur aus der Einbettung in eine geologisch charakterisierte Schicht, sondern auch aus den Begleitfunden an Tierknochen, deren Auftreten und Verschwinden von der Wärmeliebe und Kältebedingtheit abhängig ist.

Wenn wir bedenken, daß es sich bei diesen Funden um Dinge

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

handelt, die in so fernen Zeiten und teilweise unter meteorologisch fast kulturfeindlichen Verhältnissen Werkzeuge lebendiger Kulturen waren, so können wir uns über die Armseligkeit und Einseitigkeit der erhaltenen Reste durchaus nicht verwundern. Was anders sollte sich über den Wechsel der Klimata und durch die Jahrtausende hindurch erhalten haben als nur das, was aus Stein, Elfenbein, Horn, Knochen und Muschel besteht? Jedes andere Material, besonders jedes der Pflanzenwelt entstammende, mußte ja der Zeit zum Opfer fallen. Um diese Tatsache kommen wir nicht herum, auch wenn wir hier ausdrücklich betonen, daß die enormen Zahlen, die ursprünglich als Altersmaß aufgestellt wurden (wie 100000 bis 500000 und mehr Jahre), inzwischen durch wissenschaftliche Forschung bedeutend herabgesetzt wurden.

Das größte Verdienst um die Normierung der Eiszeitalter (Diluvial-)-Chronologie hat sich der schwedische Geologe De Geer durch seine Gletscherforschung erworben. Durch seine Forschungen sind die Hunderttausende von Jahren zu Zehntausenden geworden. Einer solchen Normierung kann sich auch der Kulturforscher anschließen. Wir wissen uns mit vielen (z. B. dem Ägyptologen Scharff, Grundzüge, S. 10ff.) in Übereinstimmung, wenn wir das Moustérien um ca. 12500, das Ende der Abschmelzzeit um 5000 und das Aurignacien um ca. 9000 datieren. Diese Zahlen kann der Kulturforscher sehr wohl mit den Möglichkeiten des Kulturwerdens vereinen, die Riesenzahlen des „geologisch" denkenden Prähistorikers dagegen nicht.

Nun ist aber gerade der Sprung Moustérien—Aurignacien gleichbedeutend mit einer großen Zäsur. Was vorher an Kultur vorhanden war, bezeichnen wir als Altpaläolithikum. Mit dem Aurignacien aber beginnt das Jungpaläolithikum. Alt- und Jungpaläolithikum stellen zwei so verschiedene Stile dar, daß man sehr wohl nach verschiedenen Richtungen hin von einer „Gegensätzlichkeit" sprechen kann. Alles, was uns aus der älteren Kulturengruppe (Chelléen bis Moustérien) erhalten ist, spricht in monumentaler Starrheit zu uns. Ein schwerfälliges Sichergehen im Formwandel von Faustkeilen, Schabern, Kleingeräten. Eine in der Gesamtheit durch nichts unterbrochene Linie harter Formen bei noch so großer Geschicklichkeit in der Herstellung. Der Stein als Natur! Im Gegensatz hierzu die Reste des Jungpaläolithikums: schon die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„zierlichsten" Moustérienkeile wirken phantasielos gegenüber diesem Formenreichtum „langschmaler, prismatischer Klingen" (Obermaier); den älteren „Nursteinsachen" gegenüber erscheinen die Harpunen aus Horn und Nadeln aus Knochen als graziles Schmuckwerk; dann gar die „Wurfbretter" aus Elfenbein, die „Kommandostäbe" aus Horn und der Kleinschmuckkram aus Zahn, Knochen und Muschel, die menschlichen Figürchen aus Elfenbein, Pferdezahn und Speckstein! Dem Laien mag der Unterschied zunächst nicht so sehr auffallen, jedem aber, der sich zuerst längere Zeit hindurch mit den Sachen des Altpaläolithikums abgegeben hat, wird das andere Wesen des Jungpaläolithikums zum Symbol des Beweglichen und Phantasiereichen gegenüber der Starre alles Früheren (Altpaläolithischen). Diesen Eindruck muß jeder ernste Beschauer schon beim Anblick der Kleinfunde gewinnen. Wie ganz anders nun aber wird jedermann ergriffen, sobald sich ihm erst das erschließt, was dieses Jungpaläolithikum als für uns zunächst Wesentlichstes hinterlassen hat. Das ist „eine große Kunst".

Schon kleine Gebrauchsgegenstände aus Horn und Knochen finden wir mit zartlinearen, schmissig hingehauenen Figuren geschmückt, die zumeist Tierdarstellungen repräsentieren. Nun aber gar das, was die zum Teil tief in den Schoß der Erde Südfrankreichs und Nordspaniens eingegrabenen Höhlen bieten: Wandzeichnungen, Gravierungen, buntfarbige Gemälde! Fast durchgehend Tierbilder. Aber gleichgültig, ob sie im Anfange noch in einfacher, ob später in fast raffiniert virtuoser Art hergestellt wurden — stets sind sie von einer Naturwahrheit und Frische, einer Selbstverständlichkeit und Ausdruckskraft, daß wir meinen, diese Kunst vermöge (natürlich im Rahmen ihrer Stilgebundenheit) sehr wohl den Vergleich mit jeder anderen der Weltgeschichte aufzunehmen. Die Tiere sind in Zeichnungen von $^1/_2$ bis 1 m Länge, später dann und wann in noch größerem Maßstab wiedergegeben.

Diese veristische Mal- und Zeichenkunst scheint anfangs sich nur mit dem Bilde des Tieres beschäftigt zu haben. Auch haben die Forscher die Darstellungen dieser Art wohl am leichtesten erkannt. Später aber, besonders in der Magdalénienperiode, treten hier und da eigentümliche Zeichnungen auf, die nicht gut etwas anderes darstellen können als maskierte Menschen. Schon ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

früher gefundener illustrierter Mammutstoßzahn des Abri Mège zeigt Zeichnungen solcher Art. Neuerdings hat nun der Graf Bégouen in der Höhle Troisfrères (Arriège) Figurenzeichnungen entdeckt und der Abbé Breuil sie auch gezeichnet, die ungeahnte Aufschlüsse bieten. Bisher sind zwei „Gruppierungen" gefunden, die unsere gespannteste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen. Einmal eine maskierte Figur im Profil mit Enfacestellung des Gesichts, die — halb Mensch, halb phantastisch mit Geweih und Pferdeschwanz geschmücktes Tier (der sogenannte Magicien) — über einer Kette von Wildtieren thront, deren Leiber mit Speerspitzen markiert sind. Zum zweiten ist es eine Figur, unten Mensch, oben Stier, die anscheinend irgendein Instrument blasend hinter einem davonziehenden Renntier und einer im Fortsprunge zurückschauenden, brünstigen Wildkuh hertanzt. Da nun die Menschenfigur in diesen Malereien und Zeichnungen außerordentlich rar zu sein scheint (ihr Auftreten in der Kleinplastik wurde oben erwähnt), so können diese Bilder von Maskierten (?) doppelte Beachtung beanspruchen.

Mit dem bisher Gesagten wurde der in Südfrankreich und Nordspanien beheimatete sogenannte frankokantabrische Stil charakterisiert. Neben ihm besteht in Mittel- und Südspanien das Monumentenmaterial eines zweiten, dessen Erstlinge chronologisch der Zeit des Jungpaläolithikums anzugehören scheinen. Die Tierbilder dieser Kunst sind weit weniger veristisch, werden aber ergänzt durch reichliche Darstellung von Menschen, die mit ihrer Bewaffnung (Bogen, Pfeilen usw.) und Kleidung, auf der Jagd, im Kampf, beim Tanz, Bäume bekletternd usw. dargestellt sind. Der Unterschiedlichkeit im Stil der Bilder entspricht eine gleiche im Werkzeug dieser „ostspanischen" Kultur. Wir haben es hier nicht mit dem Inventar des dem Norden zugehörigen Aurignacien, Solutréen usw., sondern mit dem „Capsien" zu tun. Die Industrie dieser Kultur ist afrikanischen Ursprungs. Dies gibt uns das Recht zu sagen, daß Westeuropa in der jungpaläolithischen Zeit kulturmorphologisch betrachtet nur bis zum Nordteile Spaniens von „europäischen", das mittlere und südliche Spanien aber schon von afrikanischen Kulturen eingenommen war.

Nachdem so der Urgeschichte Europas und ihren in unserem Erdteile erhaltenen Kulturdokumenten (zur Einführung in diese

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

noch weniger volkstümliche Disziplin) einige Absätze gewidmet worden sind, können wir ihrer Bedeutung in dem zweiten, für ihre Erforschung wichtigen Raum, das ist nämlich der Erdteil Afrika, mit einigen Sätzen gerecht werden.

Auch der Boden Afrikas weist reichlich Dokumente der altpaläolithischen Kulturen, zumal in den hochgelegenen Teilen, auf. Viele Gelehrte sind der Ansicht, daß das Chelléen aus Afrika stamme, so wie ja das Capsien sogar noch über Spanien hin bis zur Grenze der frankokantabrischen Kulturen zur Zeit des Jungpaläolithikums herrschte. Diese Tatsache wird fraglos in Zukunft für die „Urgeschichte" und besonders für deren zweite Periode, die des Jungpaläolithikums, entscheidend werden. Denn in Europa starben diese Kulturen in allen bis heute faßbaren Teilen mit dem Enden der Abschmelzzeit und mit dem Aufblühen des Neolithikums (ca. 5000 v. Chr.) aus, wurden überlagert, aufgesogen oder erstickt. Anders in Afrika! Starke, geistige Organkräfte der jungpaläolithischen Kultur (des Capsien) haben nur ihr Auswirkungsgebiet aus dem Norden nach dem Süden verlegt, wurden nach Süden, in den Sudan, ja bis an die Westküste verdrängt und leben dort heute noch fort. In Südafrika aber starb die Felsbilderkunst z. B. überhaupt erst in unserer Zeit aus und lebte dort bis zum Eintreffen der Europäer. Das heißt also, daß wir möglicherweise das, was mit dem Jungpaläolithikum in Europa schon seit langem erlosch, im „Ethnographischen" Afrikas heute noch zu studieren vermögen. Damit kommen wir zur letzten der der umfassenden Kulturkunde Forschungsmaterial liefernden Disziplinen.

WAS DIE ETHNOGRAPHIE LEHRT

Die Gruppe von Kulturen, von denen wir nunmehr zu sprechen haben, steht ihrer Natur nach allen bisher betrachteten insofern diametral gegenüber, als es sich einmal bei ihr um „lebendige von heute" handelt (während alle bisher behandelten der Vergangenheit angehören), zum andern aber auch darin, daß alle geschichtlichen, altgeschichtlichen, vorgeschichtlichen und sogar urgeschichtlichen solche sind, die im wesentlichen im Raume unserer eigenen Vergangenheit beheimatet sind (d. h. also schon ihrer Raumzugehörigkeit nach mit unserem eigenen Kultursein in Beziehung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stehen), während die ethnographischen Kulturen außerhalb der geographischen Grenzen unserer selbst und unserer Vergangenheit, also unseres Gesichtsfeldes, leben. Also diese ethnographischen Kulturen sind lebendige und heutige, jene aber gewesene. Die ethnographischen Kulturen sind uns außerdem „fremde", weil ihre Natur durch die Phänomene uns nicht erlebnismäßig vertrauter Räume bedingt ist. Das aber ist das Entscheidende: Von den historischen und prähistorischen Kulturen sind wir getrennt durch eine Unterschiedlichkeit der Zeit, von den ethnographischen durch eine solche des Raumes. Das aber ist es, was es der Wissenschaft so unendlich schwer gemacht hat, beide Arten von Kultur „zusammenzuschauen", sodaß man sehr spät, sehr, sehr mühund langsam erst heute zu Betrachtungsmöglichkeiten gelangt, die „Einsicht" in die Wirklichkeit versprechen. Das ist aber deswegen entscheidend, weil lediglich aus solcher Sicht das Verständnis für das, was als Kultur und als Kulturschicksal bezeichnet werden kann, zu gewinnen ist[1].

Das eine betrachteten wir bislang als etwas übereinander Geschichtetes und Gewesenes, das andere als etwas nebeneinander Gelagertes und Seiendes. Hierin liegt, wie späterhin gezeigt werden soll, der Knotenpunkt aller Kulturproblematik.

Also die Ethnographie beschäftigt sich mit der Beschreibung uns fremder Kulturen. Eine bunte Welt ist es, die unser europäisches Heimatgebiet und unser egozentrisches Heimatgefühl umflutet; bunt und absonderlich, zumal nach volkstümlicher Vorstellung. Da sind: der stets zu Gebet, Raub und Ritterlichkeit bereite, Kamele und Edelpferde reitende Araber — der braune, unter dem Zwang hartherziger Kastenwirtschaft lebende, witwenverbrennende, sanskritsprechende, philosophierende und auch wieder „Götzenbilder" verehrende Inder — der gelbe, bezopfte, schlitzäugige, fleißige, genügsame, Bonzen produzierende, weise, „ewig kulturgleiche" Chinese — der rotbraune, skalpjagende, tomahawkschwingende, friedenspfeiferauchende, totemistisch denkende und „edle" Indianer — der känguruhjagende, bumerangschwingende,

[1] Da die Entfaltung der Kulturkunde in Wahrheit vor allem als Selbsterkenntnis sinngemäß ist, hängt sie durchaus von unserer Einstellung zu dem von ihr gebotenen Material, d. h. von unserer Fähigkeit, uns der Sprache und dem Sinn der Kulturdokumente zu erschließen, ab.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

armselige, ja „kulturlose" Australier — der kajakfahrende, schneehüttenbewohnende, pelzbekleidete Eskimo — der von Natur zur Sklavenwirtschaft verurteilte, menschenfressende, fetischanbetende, kopflastentragende, polygame Neger usw.!

Es ist nicht lediglich der Ironie wegen, wenn ich solche Musterkarte hier vorlege. Damit soll nicht nur die Mangelhaftigkeit unseres nach bequemem Klischierungsprinzip aufgebauten Volkswissens in diesen Dingen charakterisiert werden. Mit der Art dieser Aufzählung soll vor allem darauf hingewiesen werden, daß das, was uns von jenen entscheidend trennt, in deren Fremdartigkeit liegt. Die ethnographischen Kulturen sind unserem ursprünglichen Empfinden nach etwas, was unsere Neugier als Fremdartiges reizt und deshalb zunächst einmal „kurios". Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß die ethnographischen Sammlungen noch vor einem Jahrhundert in Museen zu sehen waren, die trefflich Kuriositätenkabinette genannt wurden. (Noch heute kauft man in englischen Kolonien ethnographische Gegenstände als „curiosities" und in französischen als „curiosités".) In dieser Einstellung als gegenüber etwas Merkwürdigem und lediglich die arrogante Neugierde des Europäers, nicht aber ein Wissensbedürfnis Befriedigendem beruht die ungeheure Erschwerung des Verständnisses, der Erschließung der Problematik, die die ethnographischen Kulturen uns zu eröffnen vermögen.

Die Problematik der ethnographischen Kulturen wurde uns nicht auf dem direkten Wege der Völkerbeschreibungen, sondern auf dem Umwege über die Museen eröffnet. Als im vorigen Jahrhundert die europäische Menschheit das gewaltige Werk der Erdumspannung ausführte, mußte solcher Eroberwille zunächst danach streben, auch alle diejenigen Gebiete kennenzulernen und in sein Machtbereich zu ziehen, die noch unbekannt waren und in Form weißer Flecke auf der Karte den Entdeckersinn reizten. Gerade die unbekannten Räume waren aber Wohnsitze der Völker, deren Kultur noch nicht von Europa zersetzt war. Da lag vor allen Dingen der Riesenblock Afrika als ein lediglich in den Küstenlandschaften, nicht aber im Innern bekanntes Gebiet. Ein herrlicher Tummelplatz für den Konquistadorengeist. Die Erschließung dieser Landmassen ging ja aber nicht mehr wie die analoge mittelalterliche von einem brutalen Willen nach Macht, Gold und hochwertigen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Waren aus, sondern von einem vernunftmäßigen Streben, die Eigenarten der neuerschlossenen und kolonisatorisch in Besitz zu ergreifenden Länder in der Richtung auf ihre fabrikatorische Nützlichkeit hin kennenzulernen. Diese Beobachtungsrichtung, gegeben und genau bestimmt durch das Postulat naturwissenschaftlich-materialistischer Denkweise, hat die Hemmung beseitigt, die die Einstellung auf „Kuriositätenschau" bedeutete. Genau so wie der Botaniker auf Pflanzenkunde und der Geologe auf Gesteinsforschung erzogen waren, in eben der gleich exakten Betrachtungsweise begannen die Forschungsreisenden und Kulturpioniere nunmehr, sich der Erkundung ethnographischer Tatsachen zu widmen. Wie Herbarien und Gesteinsproben, so wurden jetzt ethnographische Sammlungen in die europäischen Museen, und zumal in die Deutschlands, gesandt. Naturgemäß handelte es sich hierbei zumeist um „Niederschläge" der Kultur, also um alles, was greifbar ist, wie Waffen, Geräte, Kultgegenstände usw., die von nun an in so unglaublichen Mengen, besonders aus der Südsee und Afrika, eingeliefert wurden, daß die Leiter bedeutender Museen außerstande waren, die Massen zu übersehen und den tieferen Sinn dessen, was diese etwa auszusagen hatten, zu erforschen. Die Ethnographie war so erfüllt vom Sinn und Zweck des Sammelns, daß, wie gesagt, der Hemmungsbegriff der Kuriosität überwunden wurde. Nachdem damit die größte Schwierigkeit des Verständnisses für die Ethnographie überwunden war, erfolgte alsbald das Erwachen eines allgemeineren Interesses an den nächstliegenden „Fragen der Völkerkunde". Eine große Reihe vorzüglicher Monographien (Einzelbeschreibungen) ist in dieser Zeit entstanden. Die von Richard Andrees geleitete Zeitschrift „Der Globus", gewissermaßen die „Ahnfrau" unseres „Erdballes", bedeutet eine Aktensammlung ethnographischer Tatsachen, wie sie in diesem Sinne nie wieder wird zu gestalten sein. Und zwar dies deswegen, weil der damalige Sinn der Menschheit erfüllt war von dem Bedürfnis nach Erkenntnis der Einzelheiten, während der heutige durch das Streben nach Zusammenfassung seine Richtung erhält.

In dieser zur Zeit auf allen Gebieten der Wissenschaft zutage tretenden Tendenz, die sich gern selbst als „Wille zur Synthese" verherrlicht, liegt auch für die Kulturkunde und Kulturforschung die ungeheure Gefahr der Verwilderung. Aus Laienkreisen und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auch von Gelehrten verwandter Disziplinen ist schon sehr häufig die Ansicht zu hören, daß die Periode der Entstehung der Ethnographie in der Völkerkunde die einer geistesarmen „Sammelwut" gewesen sei, und daß die Völkerkundemuseen nichts Besseres geworden seien als Nekropolen und Kirchhöfe, ja, daß die „ethnographische Periode" die unfruchtbarste in der Entwicklung der Kulturkunde gewesen sei. Das ist durchaus irrig. Wenn wir heute in diesen wenn auch oftmals noch so unscheinbaren Dokumenten mehr zu sehen vermögen als nur Kuriositäten, wenn für uns alle diese Gegenstände etwas Verehrungswürdiges geworden sind, dann verdanken wir das der damaligen Einstellung, deren starker Auftrieb uns nicht nur eminente Schätze gerettet, sondern auch Achtung vor ihnen beschert hat.

Also vor allem: wehe dem Kulturforscher, der nicht den Sinn für die Differenzierung der Dinge, wie sie die ethnographischen Sammlungen und Beschreibungen erkennen lehren, erfaßt — der nicht lernt, daß die Sprache der ethnographischen Tatsachen sinnreich und tiefsinnig ist, und daß die wahre Vertrautheit mit diesen Dokumenten uns befähigt, Wesenseigenarten der Kultur wirklichkeitsgemäß in Worten auszudrücken! Letzteres vermögen wir aber naturgemäß nur so lange, als wir uns davor hüten, diesem geistreichen Stoff unsere etwaigen Ansichten gewalttätig aufzudrängen. Auf diese Gefahr muß ich schon hier hinweisen, obgleich sie hauptsächlich eine solche der „angewandten Ethnographie", d. h. der Ethnologie ist, deren Erörterung dem folgenden Abschnitt zufällt. Hier die Begründung:

Die Ethnographie bietet, wie gesagt, ihren Stoff in zweierlei Weise. Da ist einmal die Ausstellung der draußen gesammelten Gegenstände, dann das ethnographische Schrifttum, dessen Höchstleistung in der Monographie liegt. Wenn nun die Literatur auch meist mit dem Streben nach Illustration angelegt ist, so ist die Auswirkung der beiden Äußerungsformen der Ethnographie doch eine sehr verschiedene. Das Schrifttum gewährt uns die Vorstellung vom Lebensbild eines Volkes, das Museum den Anblick des in die Materie gestalteten Besitzes. Letzterer wird also für den Beschauer stets zum Selbsterlebnis, bedeutet demnach direkte Vermittlung, das Schrifttum jedoch lediglich indirekte. Der mit den Augen erfaßte Anblick wird gewissermaßen zu einer festen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tatsache, die durch das Schrifttum übermittelte Schilderung zu einer viel weniger sicheren, denn einmal hängt die Beschreibung von der Beobachtungs- und der Schilderungsfähigkeit des Schreibers und dann auch noch von der Auffassungs- und Interpretationsfähigkeit des Lesers ab. Kein Zweifel, daß das ethnographische Material von beiden Seiten sich ergänzen muß. Aber es ist ein ganz großer Irrtum, wenn heute aus mehreren Richtungen her gegen den Ausbau der ethnographischen Museen vorgegangen wird. Für die Kulturkunde und jeden, der nach dem Sinn des menschlichen Daseins auf dieser Erde fragt, haben diese ethnographischen Gegenstände die Bedeutung von Reliquien und werden sie für immer behalten.

Damit kommen wir zu der Frage nach der grundlegenden Bedeutung der Ethnographie für das Verständnis des Menschenschicksals auf dieser Erde. Wir können sie hier mit einem kurzen Satz beantworten: Geschichte, Altgeschichte und Vorgeschichte gehen aus vom „Wir" und vom „Ichgefühl" der Menschheit, die Ethnographie allein ermöglicht uns das „Du" im Wesen des Kulturwerdens zu erfassen. In der historischen Behandlung projizieren wir unser eigenes Wesen rückwärts. Dadurch, daß die ethnographischen Kulturen von uns zuerst durch die Kluft der „Fremdheit" und des „Kuriositätensinnes" getrennt waren und wir uns ihnen nur langsam nähern, können sie uns zum Objekt eines nicht durch eine Vorstellung von uns selbst behinderten, also freien Verständnisdranges werden. Mit diesem Hinweise nähern wir uns schon den Darlegungen des letzten Abschnittes, können aber das Kapitel Ethnographie nicht verlassen, ohne dem dieses leitenden Gesichtspunkt auch hier schon die erforderliche Würdigung zuteil werden zu lassen.

Es ist eine fast allzu triviale Erkenntnis, daß jeder Mensch automatisch dazu neigt, dem Handeln der andern diejenigen Beweggründe unterzulegen, die ihn selbst der eigenen Natur nach in entsprechendem Falle bestimmen würden. So werden des ferneren auch heute noch jedes von zwei Völkern, die einen Vertrag schließen, unwillkürlich annehmen, daß das andere den Sinn der einzelnen Sätze ebenso auffaßt wie es selbst. Des weiteren wissen wir aus der Geschichte verschiedener Wissenschaften und aus den gesamten Geisteslehren der Menschheit, daß die Menschheit in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

jeder Periode alle Überlieferungen nach Maßgabe und Stil des eigenen Lebensgefühles ausgelegt hat. Das Charakteristische nun beruht darin, daß die Menschheit sich im allgemeinen dieser Egozentrizität, deren Anschwellen eine Erscheinung der letzten paar Jahrtausende ist und die im Subjektivismus der Weltumspannungsperiode ihren Höhepunkt erreichte, nicht bewußt ist. Wir wissen zumeist nur noch etwas von unserem Fühlen und Denken.

Um nun das Wesen des Menschlichen an sich und die Phänomene des Kulturwerdens unbeirrt vom Egozentrismus begreifen zu können, muß sich uns ein absolutes „Du" aus dem Leben erschließen. Die tote Materie aller Geschichte, Vor- und Urgeschichte vermochte der Mensch sich immer nur zu eigen zu machen, indem er ihr das stets einseitige „Ich" des Lebendigen aufdrängte. Die Lebensbuntheit der ethnographischen Kulturen widersteht solchem Verfahren und kann sie auch entbehren. Mit ihr entschleiert sich vor dem menschlichen „Ich" das „Du" der Kultur. Also haben wir das Recht zu sagen, daß das Auftreten der ethnographischen Kulturen im Gesichtsfeld der Menschheit als eines der bedeutungsvollsten Phänomene im Wandel des Lebensgefühles anzusehen ist.

WAS DIE ETHNOLOGIE LEHRT

Solange die Europäer die ethnographischen Kulturen noch durch die Brille des Kuriositätensinnes (die Freude am Fremdartigen, Bedürfnis, die Neugierde zu befriedigen) betrachteten, konnten sie sich in ihrer pittoresken und bizarren Verschiedenartigkeit auswirken. Denn in allen Dingen des Lebens wird der Sinn der Antwort durch die Fragestellung bedingt. Da nun aber die Ethnographie im vorigen Jahrhundert, im Zeitalter des Realismus, der Naturwissenschaften und der Freude am Aufstellen von „Gesetzen", entstand, so mußte sie alsbald dem Drange nach systematischer Klassifikation und der Bestätigung des evolutionistischen Grundgedankens anheimfallen. Demnach wurde ihr Stoff zum Objekt der „Ethnologie" (einer Disziplin, deren Namen Heinrich Schurtz mit „vergleichender Völkerkunde" übersetzte, während ich in ihr gleichzeitig eine „angewandte Völkerkunde" erblicke). Hierdurch wurde das in den ethnographischen Phänomenen vordem besonders ausgebildete Interesse an der Buntheit und Verschiedenartig-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

keit menschlicher Geistes- und Handwerksäußerungen zurückgedrängt durch das Bedürfnis zu klassifizieren. Ein diesem sich hingebendes Studium zeitigte denn auch alsbald die Erkenntnis einer im wesentlichen bis ins einzelne zu verfolgenden Ebenmäßigkeit kultureller Äußerungen. Das, was bis dahin als Resultat urwüchsiger, in tausend Farben und Formen schillernder Phantasie und als Ausgeburt schwelgender Launenhaftigkeit erachtet wurde, bot bei näherem Hinsehen derartige Mengen von Analogien, daß die bis dahin vorherrschende Vorstellung einer lustigen Regellosigkeit verblaßte. In den verschiedensten Teilen der Erdoberfläche traf die Betrachtung auf erstaunlich ähnliche Waffen, Geräte, Architekturformen, Mythenmotive, Gesellschaftsformen, Rechtssitten, Familienorganisationen usw. Damit nun wurde der Eindruck des Buntfarbigen und Regellosen aufgehoben, das Bedürfnis zum Vergleich selbstverständlich und die Freude an der Theorie lebendig. Das Phänomen der Analogien wurde entweder der naturwissenschaftlichen Einstellung der Zeit entsprechend auf eine im produktiven Zentrum, nämlich im Menschen selbst, gelegene Gesetzmäßigkeit psychologischer Produktivität zurückgeführt (A. Bastian) oder aber durch den ebenfalls dem Charakter des Zeitgeistes gemäßen Sinn für Mechanik (Übertragung durch Völkerbewegung: Fr. Ratzel) erklärt. Es ist ungemein bezeichnend für den subjektivistischen und egozentrischen Konquistadorencharakter der Anschauung des 19. Jahrhunderts, daß beide Anschauungen schon in einem hell lodernden Kampf gegeneinander ausbrachen, ehe noch eine Einsicht in die innere Natur der in unermeßlicher Massenhaftigkeit einströmenden musealen und monographischen Schätze gewonnen war. Wir dürfen heute schon sagen, daß die Voreiligkeit beider Lehren wiederum nur ein Symptom der egozentrischen Natur des Zeitgeistes war. Für jedes naturphilosophische Fach wäre bedingungslos jede Lehre, die nicht von einer gründlichen Kenntnis der Erscheinungen und Formen ihren Ausgang genommen hätte, verurteilt worden. Jede Frage der Biologie wurde bedingt durch Tatsachen und Erfahrungen, beruhte auf der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, die man in der Natur des behandelten Stoffes erkannt zu haben glaubte.

Die Geburt der Ethnologie und die Aufstellung der ethnologischen Lehren erfolgte also in einem Stadium noch vollkommener

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Unkenntnis des behandelten Stoffes und der durch ihn dokumentierten Phänomene. Das ist leicht zu verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Menschheit dieser Zeit doch „den Menschen" als eigentlichen Produzenten, als Schöpfer der Kultur ansah, in dieser Zeit der „unbegrenzten Möglichkeiten" (nämlich im Sinne der technischen Macht),— der Zeit der Erfindungen, in der man sich überhaupt nichts anderes denken konnte, als daß der Mensch alle Kulturerscheinungen in letzter Linie aus Zweckmäßigkeitsgründen „erfunden" und so selbst „hervorgebracht" habe. Da also die Ansicht dieser egozentrischen Episode sich selbst und ihre Natur als Prototyp des „Menschlichen an sich" ansah, so erschien der dieser Zeit entstammenden Ethnologie das entscheidende Grundmaterial der Völkerkunde bekannt. Will man die Anschauung dieser Zeit in einer nicht mißzuverstehenden, wenn auch harten Weise charakterisieren, so kann man sagen, daß die Tatsachen der Völkerkunde von ihr mehr oder weniger bewußt als „Ausscheidungsprodukt" des Menschen behandelt wurden. (Wer ein typisches Bild dieses Zustandes gewinnen will, der blättere nur die psychologischen Arbeiten von Wundt durch. Auch so hervorragende Geister wie Karl von den Steinen und Heinrich Schurtz vermochten es nicht, sich dem Betrachtungszwang dieser Episode vollkommen zu entziehen.)

Nur eine rücksichtslose Operation konnte die Kulturkunde von solcher Belastung einer einseitigen Überschätzung der menschlichen Intelligenz als der allein maßgeblichen Schöpferkraft befreien und ihrer Entfaltung freie Bahn schaffen. Sie erfolgte 1898 mit der Aufstellung der naturwissenschaftlichen Kulturlehre (Näheres siehe Leo Frobenius „Erlebte Erdteile" Band I). Zwischen Mensch und Kultur wurde ein radikaler Schnitt vollzogen und zunächst für den ethnographischen Stoff eine Betrachtung im Sinne der räumlichen Verteilung aller Kulturphänomene gefordert. Der Kultur wurde das Wesen des Organischen in der Natur zugeschrieben, das sich durch die Menschen hindurch auswirkt. Als Ergebnis solcher Auswirkung wurde das Zutagetreten der „Natur" in verschiedenen Kulturformen und deren Bindung an geographisch nachweisbare Kulturkreise hingestellt. Als Arbeitsforderung der neuen Lehre stand im Vordergrund die Aufgabe, die geographische Verbreitung und den Formwechsel aller Kultur-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erscheinungen zu erkunden. Den ersten Anregungen dieser Art ließ ich dann später den in fortlaufendem Erscheinen begriffenen Atlas Africanus folgen. Endlich wurde die Notwendigkeit, die Beziehungen zwischen den ethnographischen und den historischen Kulturen festzustellen, betont.

Dieses war der Auftakt zur zweiten Etappe in der Auswirkungsentfaltung der ethnographischen Kulturen. Der entsprechend die erste einleitende hatte in der Befreiung der ethnographischen Kulturen aus dem Ghetto der europäischen Kuriositätensicht bestanden; der in der zweiten erzielte ihre Erlösung von der Interpretation durch die egozentrische Eigen- und Zeitbetrachtung. Der Eintritt in die dritte Etappe wird im folgenden Abschnitt erörtert werden. Aber es mag bereits hier auf das Bedeutsame des entsprechenden, heute schon zu übersehenden Vorganges hingewiesen werden. Ich werde nachher zeigen, daß in der dritten Etappe die ersten Aufschlüsse über das uns selbst durchflutende Kulturgeschehen zumal von den ethnographischen Kulturen ausgingen. Also zeigt sich, daß sie zu dem „Du" wurden (siehe voriger Abschnitt), aus dem uns die Erkenntnis erwuchs, daß die ethnographischen Kulturwesen uns, als jenseits des Abgrundes der Kuriositätenschätzung gelegen, zunächst am fernsten und unergreifbar waren, mit der Erdumspannung jedoch immer näher rückten und zuletzt zu unseren Lehrmeistern wurden (das typische Beispiel des Kulturgeschehens!).

Aber anno 1898 war die Gestaltung der naturwissenschaftlichen Kulturkunde noch nicht „zeitgemäß". Das Denken bewegte sich noch in der Pendelrichtung der Realistik. Professor Dr. Graebner revidierte die früher schon aufgestellten „Kulturkreise Oceaniens" (vgl. Leo Frobenius, Erlebte Erdteile, Band II), stellte eine erweiterte Reihe von Kreisen auf, ordnete sie zeitlich und schuf damit eine „historische Kulturkreislehre", die dann besonders Pater Schmidt weiter ausbaute. Diese Lehre übernahm also das methodische Verfahren der naturwissenschaftlichen Kulturlehre, strich aber die Lehre von der organischen Natur der Kultur. Hierdurch mündete die Methode in eine Mechanik. Die als feststehend erachtete Formenfolge Ozeaniens wurde dann in allen anderen Erdteilen aufgesucht und gefunden. Ein solches Verfahren konnte nur im Sinne der Geistigkeit des vorigen Jahrhunderts „erdacht" wer-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den, und wir dürfen es auf dem Gebiet der Völkerkunde als das Ausklingen der realistisch-mechanistischen Kulturepisode des vorigen Jahrhunderts betrachten.

Auf anderem Gebiete wirkten sich die Grundgedanken der „Naturwissenschaftlichen Kulturlehre" sehr bedeutungsvoll aus. Spengler übernahm die Idee von der „Organität der Kultur" und deren Dasein als eines „dritten Reiches" zur Behandlung der historischen Kulturen („Untergang des Abendlandes"). Er seinerseits nun blieb aber ebenfalls einseitig, indem er die kartographische Methode unberücksichtigt ließ und die ethnographischen Kulturen als chaotisch wieder in den Raum der Kuriositätenschlucht verwies, so daß sein Werk zum bedeutenden Abschluß der Denkweise des vorigen Jahrhunderts wurde, ohne das Wesen seiender Kultur erfassen zu können.

Jetzt aber ist die Zeit gekommen, in der aus der Durchforschung und dem Sinngewinn ethnographischer Kulturen wertvollste Erkenntnisse, die deren Zusammengehörigkeit mit den historischen Kulturen mehr und mehr erkennen lassen, erwachsen. Es sei beispielsweise und besonders auf Professor Dr. von Hornbostels Arbeit über die „Maßnorm als kulturgeschichtliches Forschungsmittel" in der Pater-Schmidt-Festschrift, auf die Schriften von Dr. Freiherr von Heine-Geldern, Wien, über südostasiatische Kulturen, auf Professor Dr. Erland von Nordenskiölds vergleichende Studien usw. usw. hingewiesen.

WAS DIE KULTURMORPHOLOGIE LEHRT

Oben wurde gesagt, daß den Forderungen des Stoffes entsprechend die Betrachtung der ethnographischen, lebendigen Kulturen zunächst einmal befreit werden mußte von dem Zwang der Interpretation durch die eigene geistige Einstellung und das mechanistisch-realistische Denken des 19. Jahrhunderts. Diese Lösung konnte wohl nur in der Weise erfolgen, daß die Kulturen als selbständige Wesen und in ihrem Werden als unabhängig vom Menschen, d. h. als Erscheinungen des Raumes, behandelt wurden. Heute ist mir zweierlei ganz selbstverständlich, einmal, daß ich die Operation nicht anders als nur derart radikal durchführen konnte, zum andern, daß mir dieses gewalttätige Verfahren ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

paar Jahre später naturgemäß nicht mehr zu genügen vermochte. Denn zuletzt ist ja auch der Mensch nicht etwa nur die Maschine der Kultur, sondern ihr geistiger Träger! Es galt also die Erforschung der Beziehungen der Kultur, die, soweit sie den Erdraum betreffen, im Jahre 1898 nicht schlecht vorbereitet waren, nun auch auf die zum Menschen auszudehnen. Es war nicht anzunehmen, daß ein heimisches Bücherstudium die Befreiung von den nun nach dieser Seite hervorgetretenen Voreingenommenheiten bringen könnte. Die Hoffnung bestand, daß, ebenso wie die erste Etappe durch hingebendes Studium der Museen und Monographien eingeleitet werden konnte, die zweite nach einer zur Gewohnheit gewordenen Beziehung zum Leben anderer Völker automatisch erreicht werden würde. Demnach trat ich im Jahre 1904 eine Forschungsreise an, die zum Beginn einer Kette von Expeditionen wurde. Die Hoffnung, die auf das „Erlebnis" ethnographischer Kulturen gesetzt wurde, hat nicht getäuscht. Der Wechsel der Bilder im Kultursein, den die arbeitsreichen Wanderungen durch das Kongobecken, durch die Länder der Westküste, des West-, Zentral- und Ostsudan, durch Kleinafrika, Sahara und Ägypten boten, brachte ihre Lösung vom theoretischen Denken einerseits, Fähigkeit zur Aufnahme des Kultursinnes andererseits mit sich. Die Fülle der Gesichte bewahrte vor Einseitigkeit und schuf zuletzt die Möglichkeit, alles als Sinn einer eminenten Einheit zu begreifen. In diesem Neusinn ergänzten sich die lebendige ethnographische Kultur und die Skeletteile der urgeschichtlichen gegenseitig und erwachten dadurch zu einer neuen Gestalt; das Historische zeigte sich — anderswo längst vergangen — als Bestandteil ethnographischer Kulturen und konnte so in seiner letzten Lebensäußerung in einem tieferen Sinne „ab ovo" lebendig erfaßt werden. Im Beobachter selbst trat aber immer deutlicher die Kultur als Ganzheit und Einheit hervor, — als ein „Es", das Leben bedeutet, das über Zeit und Raum hin ebenso im Historischen wie im Urgeschichtlichen, im Ethnographischen wie im eigenen (europäischen) Sein wirkend gestaltet.

Damit war die dritte Etappe erreicht. Sowie der Beobachtende selbst die Fähigkeit gewonnen hatte, sich der Auswirkung der Kultur als einem metaphysischen „Es" frei hinzugeben, war er auch instand gesetzt, deren organisches Dasein im „Menschlichen",

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

im Individuum, in den Gemeinschaften, in den Völkern und in der Gesamtheit zu untersuchen. Solches selbstverständlich nicht direkt, sondern indirekt, also so wie jemand, der die Bewegung der ihm durch ein dazwischenstehendes Haus verdeckten Sonne mit Hilfe des sich verändernden Schattens, den das Haus auf die Erde wirft, feststellt. Dieser Einstellung entstammte eine Gestaltkunde, die erstmalig 1921 (2. Aufl. 1925. Erlebte Erdteile Bd. IV) in der Schrift „Paideuma" veröffentlicht wurde. Die „Kulturmorphologie" war damit endgültig ins Leben getreten.

Ihren Ausgangspunkt hat die Disziplin zuletzt in einem Gedanken gefunden, den ein Wort Goethes am besten umschreibt: „Wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen." Das heißt, der Lebensablauf des Individuums ist durch die gleiche Objektstellung gegenüber der Kultur ausgezeichnet wie eine ganze Kultur, wie eine Kulturperiode, wie die Kultur an sich, deren Ablauf ihrerseits im Sinne der biologischen Phänomene der organischen Umwelt erfolgt. In dieser ist es eine vorbereitende Zeit der Plastizität und Variabilität, hernach eine „anastrophisch" eintretende Gestaltung, im weiteren Verlauf ein Anpassungsvermögen, zuletzt eine Periode der Spezialisierung, die das Ende einleitet. Im Menschenleben ist es erstens die Fülle der in Spontaneität und Isolierung sich äußernden Dämonen (im Sinne Goethes; siehe Paideuma, Kap. 7ff.) im Kindesalter, zweitens die Zeit anastrophisch einschießender Idealitäten der Reife, drittens die des Eintretens und Anwachsens der Erfahrungen (Bedürfnis nach Tatsachenhalt) im Mannesalter, bis zu endgültiger und völliger Unterordnung unter diese. Hierzu: in jeder Kulturerscheinung die Feststellung, daß sie einsetzt als „Ausdruck", d. h. Erfüllung einer „Sehnsucht", eines „Muß", eines Bedürfnisses — daß sie in einer zweiten Periode den Prozeß der Eingliederung in die Gesamtheit des Vorherigen durchmacht — in einer dritten als „sachlich" angewendet und endlich „abgenützt" wird. Dieser Verlauf des Lebensablaufes scheint in allem der gleiche zu sein und somit jedenfalls das Grundphänomen des Lebens darzustellen. Es würde zu weit führen, wenn hier auch noch auseinandergesetzt würde, wie dieser „Ablauf" sich zur Problematik von Zeit und Raum stellt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wesentlich ist es dagegen, hier auf das Hervortreten der gleichen Lebenskurve im Verlauf einer Reihe von Kulturen hinzuweisen. Wir geben diese hier kurz unter Zufügung einer kartographischen Darstellung (Abb. 4) wieder. Es ist eine „Folge" sowohl im Raum wie in der Zeit, wie vor allem im Wesen. Als die älteste dieser Gruppen muß die solare erklärt werden, die, gleichgültig, ob sie etwa von Westen kommend in Südostasien oder im vorgelagerten Inselbereich aufgeblüht, sich den Pazifischen Ozean eroberte. Es ist die mythologische Kultur, d. h. diejenige, in der die Grundlagen all der Mythengebilde Gestalt fanden, die auf Jahrtausende hinaus die „Materie" immer neuer „Dichtungen" wur-

Abb. 4 Verschiebung der Geistesperioden der Hochkulturen I/IV

den. — Die zweite ging von einem im Westteil des Kontinentes Asien gelegenen Ausdruckszentrum aus und gewann die Herrschaft über die südlichen und zentralen Landmassen Asiens, sowie über den Osten Europas. Diese Kultur wird als die der „hohen Religionen" zu bezeichnen sein. Ihr Ablauf beginnt mit Zoroaster und endigt mit dem Islam. — Die dritte nahm ihren Anfang in der großen Zeit des Griechentums, trat also ihre Bahn im südöstlichen Europa an und kommt in der Geschichte der westländischen „Philosophie" zum Ausdruck. Ihr Ausdehnungsgebiet blieb das westliche Europa. — Als vierte endlich kann die „materialistische", die im Rationalismus Frankreichs, im Realismus Englands und im Materialismus Nordamerikas ihre Quelle hatte, angesprochen werden. Sie stellt die Weltanschauung der Randvölker des nördlichen Atlantischen Ozeans dar. Aus dieser Kultur wurde der Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

danke und der Wille zur Weltumspannung geboren, die der Geistigkeit des vorigen Jahrhunderts endgültig Sinn und Richtung gab (vgl. Erlebte Erdteile Bd. VII).

Das Bedeutsame an dieser Kurve ist, daß sie, wie gesagt, in allem und jedem einen sinnvoll gerichteten Verlauf darstellt, sowohl im Raum wie in der Zeit, wie im Wesen. Sie geht aus von den Ufern des Pazifischen Ozeans und endet an den Gestaden des Atlantischen. Sie beginnt ihre Auswirkung in der vorgeschichtlichen Zeit (in altmesopotamischer und altägyptischer Zeit war die mythologische Kultur schon alt!) und weist durch Vorgeschichte, Altgeschichte, durch die Geschichte und die Jetztzeit hindurch in die Zukunft. Vor allem aber gewinnt in ihr die Lebenskurve, die wir als Sinn des Einzellebens wie in dem des Ablaufes jeder aktiven Einzelkultur, wie auch wohl endlich im rhythmischen Werden der organischen Umwelt zu erkennen vermögen, ihren kulturgeschichtlich bedeutendsten Ausdruck.

In der mythologischen Kultur mit ihrem großartigen, aber in Isolierung und in Spontaneität aufleuchtenden Bilderreichtum erkennen wir das Stadium der Dämonen des Kindesalters wieder. Wie aus dem Sinnfeld der Mythologien und dem Wesen der diese „Zeit" widerspiegelnden ethnographischen Kulturen zu erkennen ist, fühlt der Mensch dieses Stadiums, dessen Stellung in keiner Weise von der anderer Lebewesen (Pflanzen, Tiere, „Gestirne" usw.) verschieden ist, sich lediglich als Objekt des Lebens. — Die religiöse Kultur tritt hervor in einer Anastrophe, einem plötzlichen Erwachen, wie die Ideale im Jüngling (Jean Paul!). Die Pietät vor dem Dasein dokumentiert sich in der Vorstellung einer Gottheit, der gegenüber die Menschheit oder die Volksgemeinschaft bevorzugtes Objekt ist. In der dritten Kulturperiode treten die Erscheinungen hervor, die im Leben des einzelnen Menschen durch die Anerkennung der Tatsachenbedeutung charakterisiert werden. Die Menschen suchen die Wirklichkeit vernunftgemäß durch Festlegung und Untersuchung der ihr entspringenden Tatsachen begreifbar zu machen. Der Mensch verdrängt die Hochwertung der Ergriffenheit durch die Übung im Begreifen, und derart wird er zum kritischen Subjekt des Daseins. Die Philosophie entfaltet sich. — Einmal auf diesem Wege angelangt, mußte das letzte Kulturstadium verhältnismäßig bald erreicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werden. Eine Spaltung war unausbleiblich. Die Begriffsbildung mußte zum dominierenden System werden, d. h. eine herrschende Stellung in einer neuen Region (der „Wissenschaft" und nachher der Technik) gewinnen, von der dann der Bezirk der Ergriffenheit in einer zwar beachtenswerten, aber nicht mehr zur Leitung zugelassenen Unterschicht, der „Kunst", losgelöst wurde. Die Überordnung der Vernunft über alles, was Seele und Gemüt anbelangt, wurde vollzogen. Der Mensch und seine Vernunft wurden in der menschlichen Vorstellung zum Subjekt der Welt. Der Materialismus trat sein Regiment an[1].

Wie schon angedeutet, können wir im Verlauf dieser Kurve die auch für den Lebensablauf im Individuum und in der Einzelkultur charakteristische Linie wiedererkennen. Das Stadium der Mythologie entspricht dem des Kindes, das der hohen Religion dem des Jünglings mit seinen das Leben ausfüllenden Idealitäten, das der Philosophie dem Abschnitt im Menschenleben, in welchem die Tatsachen zum Maß und Sinn des Daseins werden. Das gleiche Phänomen wiederholt sich im kulturellen Kräftespiel, soweit es sich beim Hinzug über kleinere Räume äußert.

Im Anfang sprach ich über die Kulturgeschichte Italiens. Diese können wir uns auch in der Weise verständlich machen, daß der erste, die Südspitze in Anspruch nehmende Teil einer betont mythologischen Kultur zufällt, wenn das „Weltbild" der Menschheit hier auch schon ein spätmythologisches ist (die pythagoreische Schule). Die in der Tiberebene und Rom verankerte Zeit trägt alle Symptome der zweiten Kultur; man ist sehr wohl berechtigt, die dem Gebilde des römischen Staates innewohnende Kultur als eine hochreligiöse und das Lebensgefühl der römischen Menschheit mit dem aller Träger jener Kultur zu identifizieren, die sich als „bevorzugtes Objekt" erachteten. Das Prinzip der Eingliederung tritt in dieser stark hervor, in der nächsten Kulturperiode (die in der

[1] „Die Naturwissenschaft fühlt sich als Herrin der Zeit, und wie sich die Philosophie jetzt selbst versorgt und nach schimpflicher Entlassung der spekulativen Metaphysik mit ganz leichten Verstandesabstraktionen, insbesondere der Kategorie der Kausalität — in deren Wesen es liegt, nie zum Ziele zu führen — ihr Bedürfnis deckt, so hat sie auch die Deutung der Vorzeit in eigene Hand genommen und sieht das Tun des Historikers als Verirrung, ja als Eingriff in ihre Rechte an." Victor Hehn in „Kulturpflanzen und Haustiere", 2. Auflage 1874.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Arnoebene und Florenz unter dem Namen der Renaissance aufblühte) das des Menschen, der zum kritisierenden Subjekt geworden ist. Endlich ist die vierte, in der Poebene und in Mailand zentrierte Kultur unserer Tage derart typischer Ausdruck des eurameri-kanischen Materialismus, daß hierüber kein Wort zu verlieren ist.

Aber nicht nur in das Werden der hohen Kulturen, sondern auch von den heutigen und historischen rückwärts bis zu den alt- und vorgeschichtlichen hinein leuchtet das aufklärende, von den ethnographischen Kulturen und ihrem Lebenssinn ausgehende Licht. Also auch das hinter oder unter allem Geschichtlichen Liegende wird von ihm durchleuchtet. In dem 3. Heft des 5. Jahrganges des „Erdballes" S. 90 und 99 habe ich die Stile der hamitischen und der altäthiopischen Kultur als Beleg einer Gegensätzlichkeit behandelt (vgl. auch Erlebte Erdteile, Bd. VII, erster Teil).

Ich zeigte, daß die äthiopische Kultur eine typische des „Denkens in der Pflanze", des Zusammensehens, des überall Verbindung Erkennenden und damit eine solche traumhaft erlebter Betonung der Mystik ist. Diese Kultur der Mystik kann einen Unterschied zwischen Realität, d. h. Stofflichkeit, und Beseeltheit, d. h. Leben, nicht empfinden. Das Leben als solches gleitet fließend dahin in ständigem Wechsel zwischen Keim und Frucht, zwischen Saat und Ernte. Der Tod als „Wissen" ist in diesem Lebensgefühl, das sich mit einem „laufenden Bande" vergleichen läßt, unbekannt. Diese Kultur lebt im Zusammenlegen und in Beziehungen. Daher ist das Leben der Sippe „ewig"[1], wenn auch im Wandel zwischen Tod und Geburt sich vollziehend. Hieraus fließt die Symbolik, die als Lebensauffassung noch Ausdruck und äußerlich schwach geformt ist. Aber wer die uralten Tierfabeln liest und wahrnimmt, wie in ihnen das Leben des Menschen von Fabelhelden kindlich naiv gespielt ist, der gewinnt eine Vorstellung von dem, wie hier die Beachtung der Beziehung, die Freude am Verbinden natürlich und dagegen ein Differenzierungsbedürfnis so gut wie „kulturwidrig" ist. Die „Naturnähe" oder noch besser „die Einheit mit der Natur" ist hier noch so selbstverständ-

[1] Vielleicht würde das Wort „ewig" besser ersetzt durch das Wort „unbegrenzt". Denn das Wort „ewig" und das Gefühl, das es ausdrückt, wurden erst spät, nämlich nach Entdeckung der „Vergänglichkeit" (Geburt des Schicksals! Siehe weiter unten) angewandt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lich, daß sie für uns nur da wahrnehmbar wird, wo der „Sinn des Lebens" sich in ihr symbolisch gestaltet.

Im Gegensatz hierzu wurde die hamitische Kultur als eine solche charakterisiert, die ihre Träger „im Tiere" denken läßt — der alles Irdische stofflich und physisch ist — der das Leben nichts gilt als nur seine Anwendung — die lediglich Realitäten anerkennt — deren Träger vor allem Irrationalen zurückprallen. Diese leben in einer „Naturnähe", die überall da, wo die Sinneswahrnehmungen entscheidend sind, verblüffend ist. Die Naturnähe ist bei ihnen angewandte Tatsache. Für sie gibt es im Tagesleben lediglich Begriffe, Ergriffenheit nur im Moment des Blutrausches, der durch körperliche Überanspannung auf hetzender Jagd, im blutigen Zweikampf und in der Erregung sinnlicher Liebe erweckt wird. Das Leben, die Liebe, die Ehre, der Blick usw., alles ist begrifflich und als Begriff eigenlebig und existenzbegrenzt. Der Sterbende wird, weil mit seinem Leben an der als berechtigt anerkannten Daseinsgrenze angelangt, verschnürt, verhüllt, fortgeschleift und unter einem Steinhaufen „vergraben", weil er als Gespenst wiederkehren könnte. Das aus dem Auge des Übelwollenden oder Sterbenden fallende „Sehen" wird zum „bösen Blick". Gespenst und böser Blick werden als „Materie" bekämpft. In dieser Kultur ist das Entscheidende die „Magie", die nur im Stofflichen denkt und mit überspanntem Realismus jedes Transzendentale bekämpft — wie das der Kultur der Mystik als Sinn zugrunde liegt.

Diese beiden Kulturen, die so ausgesprochene Antipoden sind wie nur denkbar, können wir, wie gesagt, heute noch in der Fülle ethnographischen Lebens beobachten. Beide müssen uralt sein, denn ich glaube, in der Tatsachenwelt der Felsbilder ihr Dasein bis in das jüngere Paläolithikum zurück verfolgen zu können. Das ist aber deswegen so wichtig, weil das Phänomen der Gegensätzlichkeit, das sich in ihnen verkörpert hat, nichts anderes ist als die Wiederholung einer auch in der lebendigen Umwelt in vielen Einzelerscheinungen zutagetretenden „Ordnung", nämlich derjenigen der Polarität (vgl. Paideuma, Erlebte Erdteile, Bd. IV, S. 265ff.).

Die Natur zeigt uns die Polarität am deutlichsten ausgebildet in der Zweiteilung der Geschlechter, bei der im Prinzip das Männ-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

liche das Sichbewegende und Zentrifugale, das Weibliche das Ruhende und Zentripetale darstellt. Die Untersuchung der Grundlagen männlicher und weiblicher Psychologie ergibt das gleiche Wesen, das in den Erscheinungen der hamitischen (als weiblichen) und der äthiopischen (als männlichen) Kultur zutage tritt. Der Raummangel verbietet es, diese Sätze hier mit Belegen weiter auszuführen (vgl. Paideuma, S. 265ff.).

Wie gesagt, ist es von größter Bedeutung, daß wir die „Natur" der beiden Kulturen als den Ausdruck einer auch der Gesamtnatur eigentümlichen Ordnung zu verstehen vermögen, daß diese Kulturen, die bis heute uns faßbar erhalten sind, wenn nicht alles täuscht, zurückzuverfolgen sind bis in das jüngere Paläolithikum, d. h. die letzte Eiszeit. Aber ich darf heute und hier schon der Überzeugung Ausdruck geben, daß wir von dem, was uns diese beiden Urkulturen und die im weiten Kurvenverlauf (siehe vorher) aufgebauten Hochkulturen zu sagen vermögen, noch sehr viel mehr Aufklärung erhoffen dürfen. Für die Lösung der in dieser Arbeit gestellten Aufgabe ist das aber so wichtig, daß ich auf die Gefahr hin, voreilig zu erscheinen, einige Andeutungen wage.

Wir können sagen, daß der Stil der Kulturen in einem höheren Sinne durch den Raum bedingt sein muß und daß er bleibend ist, gleichgültig durch welche verschiedenen Arten, in diesem Raum. Die regenreichen Tropen und Subtropen werden stets mystisch betonte Kultur tragen; ein Land wie die Vereinigten Staaten stets eine Jägerkultur (gleichgültig ob Bisons oder Dollars gejagt werden). So sind also die beiden Urkulturen ihrem Wesen und Stil nach in den ihnen zugehörigen Räumen nicht ausgestorben, haben sich vielmehr in dem diese Räume erfüllenden Lebensgefühl erhalten. So kommt es denn, daß die Länder Westeuropas, die in den Eiszeiten Heimat der vorherrschend magischen Kultur waren, deren Blütenblätter uns noch an einigen Stellen in der hohen Felsbilderkunst erhalten sind, zum Quellboden des Tatsachensinnes wurden, der im Rationalismus Frankreichs und Realismus Englands seine letzten Ausdrucksformen fand. — Andererseits ist die Frage, ob der Heimatboden der Kultur der Mystik in Afrika oder in Süd- oder Südostasien zu suchen ist, noch nicht zu beantworten.

Fassen wir nun die Wurzelerscheinungen der großen Kultur-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kurve, die ich oben schilderte, ins Auge, so ist in den verschiedensten Episoden das sinnvolle Hervortreten der Grundcharaktereigentümlichkeiten der beiden Urkulturen (magische und mystische) ohne Schwierigkeit wiederzuerkennen — nicht etwa im Typus ererbter Eigentümlichkeiten, sondern in dem der Wesenszugehörigkeit einmal zu einem männlichen, das andere Mal zu einem weiblichen Paideuma. Die so hervorgetretenen Merkmale geben dann in jedem Falle die Möglichkeit, den Entfaltungsvorgang und die hierbei beteiligten Faktoren zu erkennen.

Das auf solchen Tatsachen- und Wirklichkeitsgrundlagen von selbst sich aufbauende Wesen der Kultur dokumentiert sich endgültig als ein Gestaltsinn fast unfaßbarer Dimensionalität und Herrlichkeit. Dieser Gestaltsinn macht, wenn nur erst einmal ergriffen und begriffen, die Beziehung aller Anteile, sowohl der Räume (geographische Beziehungen) wie der Menschen (resp. der Völker), wie der Zeit, ohne weiteres verständlich. Was aus ihm spricht, ist in allen Teilen das, was Goethe in einem höheren Sinne Natur nannte. Von der Gewalt dieser Erscheinung ergriffen, wird alles sowohl bedeutend wie auch wesenlos — beides, weil in dieser Betrachtungsweise ein jedes zum Teil und auch zum Sinnbild einer allumfassenden Totalität wird, unter deren Eindruck dem Menschen wieder die Fähigkeit der Ehrfurcht, die unter der Herrschaft des letzten Jahrhunderts euramerikanischer Kultur in die kümmerlichsten Winkel zurückgedrängt wurde, zuteil werden kann.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DIE WIRKLICHKEIT DER NIEDEREN WELT

Realitäten als Pädagogen

Die Erdumspannung führte einen Strom ethnographischer Neuigkeiten in Bibliotheken und Museen. Ein naturwissenschaftlich geschulter Laie suchte sie zu klassifizieren, zu ordnen. Zum mindesten im Sinne der Einstellung zur Weltgeschichte, d. h. indem „den Primitivsten", der „Urform der Kultur" und damit ihrem „Ursprunge" überhaupt, nachgespürt wurde.

Es ist eine besonders reizvolle Aufgabe, diejenigen Blätter der Geschichte der Völkerkunde aufzuschlagen und zu lesen, die dieses Unterfangen schildern. Aus einer verblüffenden Naivität heraus gingen die Bearbeiter solcher Themata von der Ansicht aus, daß das „Primitivste" auch das „Einfachste", das Älteste und Ursprünglichste sein müsse. Die Tatsache, daß dieses Einfachste fast stets in elender und armseliger Umgebung, in mageren Steppenländern und Öden, in Polarländern und am Rande der Ökumene gefunden wurde, erweckte keine Bedenklichkeit. Die Frage, ob gerade diese Kulturärmlinge ihren Stil nicht etwa durch Verkümmerung erhalten hätten, taucht auf den ersten Seiten dieser Geschichte einer jungen Disziplin ebensowenig auf, wie eine ernsthafte Erörterung der anderen, ob unsere Einstellung zu diesen Dingen nicht etwa einer Revision bedürfe.

Als dann gegen Ende des Jahrhunderts der Zustrom neuer Materialien bis zur Überschwemmung anschwoll, hatte alle Welt zuviel zu tun mit Ordnungsarbeiten, mit eiligster Einfuhr und Bergung hinter Museumstüren und Bücherrücken, um sich der Problematik widmen zu können. Die ersten Anregungen zu anderer Einstellung, die ich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab („Ursprung der Kultur", Bd. I), wurden kaum angehört, zurückgewiesen und mißverstanden. Wie auch dann noch das Übermaß neuen Wissensstoffes sogar bedeutende Geister mehr erschreckte als zur Einsicht drängte, dafür diene als Beleg mancher Ausruf meines Lehrers Heinrich Schurtz[1].

[1] Heinrich Schurtz schreibt in seinem Werke „Altersklassen und Männerbünde", Berlin, Georg Reimer 1902, S. 5/6: „Die Völkerkunde und die Kul-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist kein Zufall, daß es der Erdteil Afrika war, der das Bedürfnis, die eigene Einstellung zu ändern, erweckte (vgl. Erlebte Erdteile, Bd. I). Auf seiner Fläche hat sich in erstaunlicher Klarheit das „Nebeneinander" der Dinge erhalten — dank seiner prachtvoll klaren Konstruktion, — dank seiner entlegenen Lage, nämlich abseits der wogenden Kulturgeschichte der letzten drei Jahrtausende. So wurde uns Afrikas Kulturbestand zum Öffner der Augen, — derselbe Erdteil, dessen Kulturen heute noch die einst von der Natur empfangene Lehre widerspiegeln. Im Abschnitt „Was die Ethnologie lehrt" wurde schon von diesen „Urkulturen" gesprochen. Es genügt aber nicht, dieser wichtigsten Fundamente einer aufkeimenden Erkenntnis nur im Vorübergleiten zu gedenken.

Die Erscheinung: hier Kultur der Mystik, dort Kultur der Magie fordert unsere vollkommene Aufmerksamkeit, denn ihr Wesen eröffnet wie bisher kein anderes, den Einblick in die geheimnisvollen Vorgänge der Kulturbildung überhaupt. Indem also eine eingehendere Darlegung der hier zutage tretenden Formen wie Gestalten eingefügt wird, sei die Gelegenheit benutzt, an solch vortrefflichem Beispiel die Arbeitsweise der kulturmorphologischen Kreislehre und Forschungsmethode zu explizieren.

FORMEN UND RÄUME, ÄTHIOPIK UND HAMITIK

Die Kulturmorphologie, die ich in ihrer Forschungsmethode und in ihren Ergebnissen von der in der Völkerkunde früher und noch

turforschung können der großen zusammenfassenden Betrachtung weniger entbehren als irgendein anderer Wissenszweig; wäre sie nicht möglich, dann möchte man wohl an allem wahren Wert der Arbeiten auf diesen Gebieten verzweifeln. Überall mischt sich das Launenhafte, Subjektive in die gesetzliche Entwicklung ein, alles schwankt und schillert in tausend Farben, alle Regeln werden durch Ausnahmen zersetzt, bis endlich das niederschmetternde Bewußtsein, nie auch nur die kleinste feste Wahrheit erreichen zu können, die einzige Frucht unermüdlicher Arbeit zu sein scheint, bis das bittere Gefühl aufsteigt, daß es hundertmal besser sein würde, irgendein schlichtes Handwerk zu treiben als mit diesen täuschenden, unfaßbar unter den Händen zerfließenden Problemen zu ringen. Da ist es denn ein erhebender Trost, von der Höhe eines weiten Umblicks endlich doch das trügerische Schimmern und Fließen zu festen Linien, zu bedeutsamen Zügen gerinnen zu sehen, die zu überdenken und zu deuten wohl die Aufgabe eines vollen Menschenlebens sein kann."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

heute üblichen Betrachtungsweise unterscheide, soll hier in ihren Grundlagen und Hilfsmitteln kurz skizziert werden:

Weder monographische Untersuchungen über einzelne Völkerschaften (das Wesen der Kultur eines Volkes läßt sich nur in Vergleich mit den Kulturen anderer Völker gewinnen), noch vergleichende Studien, die ein einzelnes Kulturelement untersuchen, können uns jemals eine Antwort auf die für diese Wissenschaft allein entscheidende Frage: Was ist Kultur? geben.

Eine wesentliche Forschung kann nicht dabei stehenbleiben, festzustellen, daß irgendein bestimmter Stamm eine Summe von „Formen" aufzuweisen hat (von Wirtschaft, Gesellschaft, Glaubensdingen, Rechtsverhältnissen, Handwerk, Architektur, Waffen, Geräten usw.); denn das Vorhandensein oder das Fehlen solcher Formen ist ja nicht zufällig, sondern steht mit einer Fülle anderer Kulturerscheinungen im Zusammenhang. Zum Beispiel benachbarte Stämme haben ähnliche „Formen" kultureller Erscheinungen oder haben wesentlich verschiedene Formen, wofür es dann „historische" Gründe gibt; oder an vielen Stellen der Erde kommen viele der Formen ebenso vor, wofür nach sinnvollen Zusammenhängen gesucht werden muß. Es ist aber nicht so „einfach historisch", daß die Formen nur durch geschichtliche Einflüsse erklärbar sind; denn oft kamen Völker mit anderen Formen in Berührung, ohne sie zu übernehmen. Hierfür muß es Gründe geben, die wieder in der Kultur dieses Volkes verankert sind und die nur aus ihrer Kultur abzulesen sind. Der Formenbesitz eines Volkes ist also weder zufällig noch durch Aufweisung einfacher Tatsächlichkeiten zu erfassen, sondern er muß einen tieferen Sinn haben, der nur aus der Betrachtung der Kultur als einer Gesamterscheinung heraus zu begreifen ist.

Diesen zunächst unbekannten tieferen Sinn im Kulturbesitz eines Volkes nennen wir das „Paideuma" dieser Kultur, um an die Stelle des manchmal in ähnlicher Bedeutung verwandten Wortes „Kulturseele", das aber durch Mißbrauch in der Literatur verbraucht ist, einen neuen Begriff zu setzen. Das Paideuma ist ein kulturpsychologischer Begriff, unter dem die geistige Struktur eines Volkes verstanden sein soll, sofern sie aus dem kulturellen Verhalten abgelesen werden kann.

Aber wenn ich von kulturmorphologischer Betrachtungsweise

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

spreche, so meine ich mehr damit; denn das Paideuma zeigt überall seine eigene Gesetzmäßigkeit. Die Kultur lebt und stirbt, ersteht aufs neue und wandert durch Kulturräume nach ihren eigenen Bedingungen, so, als ob der Mensch nicht da wäre, der eben nur das Werkzeug ihrer Gestaltung ist. Ihre Bedingungen sind die, denen auch die Lebewesen unterworfen sind. Die Kultur ist organisch, und der Mensch ist das Objekt ihrer Selbstgestaltung.

Im folgenden ein Beispiel kulturmorphologischer Betrachtungsweise: der Ausgangspunkt sind die „Formen" der Kultur als das zunächst tatsächlich Greifbare. In der von mir 1898 als Grundlage der Kulturmorphologie aufgestellten Kulturkreislehre werden hauptsächlich Verbreitung und damit Wanderungen der Kultur untersucht, wie sie sich an dem Niederschlage der Formen als Symptome dieser Ausbreitung erkennen lassen. Es werden nun nach der Methode der Kulturkreislehre möglichst viele solcher Symptome auf Leerkarten verzeichnet, wobei jedem Symptom eine eigene Karte gewidmet werden muß. Der Vergleich der so sich einstellenden Raumbilder untereinander führt dann zu Ergebnissen, denen zunächst natürlich kein anderer Wert als der beizumessen ist, den doch eben nur „tote Formen" in Anspruch nehmen können. Diese „allerwichtigste" Einschränkung wird durch einen Vergleich mit der Arbeit des Paläontologen leicht verständlich gemacht. Die Petrefaktenkunde weist eine Unmenge von „Versteinerungen" auf, die zum weitaus größten Teil Abdrücke von Hartteilen wie Muscheln und Knochen sind. Die Weichteile, ja bei allen Muschel- und Schneckengeschöpfen die Tiere selbst, sind nicht versteinert, uns also nicht erhalten. Demnach gehört die Kenntnis der lebendigen Tierwelt dazu, um die Natur dieser Geschöpfe, deren Existenz und Varianten uns durch die „Petrefakten" erhalten sind, zu erfassen.

Fast genau dasselbe stellen unsere Kartenbilder dar. Fürs erste wenigstens! Die Karten können immer nur die Verbreitung von „Formen" zeigen. Auch die Verbreitungskarten von Sitten und Gebräuchen dürfen nicht anders gewertet werden als die von materiellen Kulturgütern. Ein heute leicht verständliches Beispiel hierfür: Nehmen wir an, wir stellten eine Verbreitungskarte aller „Republiken" in Europa her! Das Ergebnis würde über das Wesentliche in der Natur der Völker, die sich in solcher Staatsform

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ergehen, gar nichts aussagen. Le Bon hat in vorzüglicher Klarheit dargestellt, daß die Republik in der französischen Kultur psychologisch fast das Entgegengesetzte darstellt zu dem „gleichen" Begriff der Nordamerikaner. Des ferneren ist eine Republik, die wie die römische aus einer Stadtkultur erwächst und später in einem Kaiserreiche endet, eine ganz andere als eine solche, die wie die heutigen zentraleuropäischen dem Kaiserreich folgen! „Republik" ist also ein toter und leerer Begriff. — Genau die gleichen Verschiedenheiten bieten sich allerorts. Diese französische Kultur ist rein gesetzgeberisch aus einer matriarchalischen zu einer patriarchalisch gerichteten geworden, ebenso die arabische und die chinesische. — Solche Feststellungen, die verhundertfacht werden können (— eine Erscheinung wie der komplizierte Totemismus birgt Hunderte von Möglichkeiten einer Irreleitung! —), sollten jeden davor schützen, den Raum- resp. Kartenbildern eine höhere Schätzung als die einer Formsprache beizulegen. Die Warnung, die ich nach dieser Richtung im Jahre 1904 aussprach (in der Berliner Anthrop. Ges. — Vgl. hierzu Erlebte Erdteile Bd. I, S. 64), waren leider in den Wind gesprochen.

Um alles dieses an einem einfachen Beispiel zu belegen, gebe ich hier eine kartographische Analyse der beiden Kulturen, der äthiopischen und der hamitischen, die uns in diesem Stück beschäftigen. Es wird sich dabei zeigen, daß beide Kulturen in vielen ihrer Symptome durchaus gegensätzlich sind. Die äthiopische Kultur hat das Pfahlbett (Abb. 5), den Pfahlrostspeicher (Abb 6), den Pfahlbau als Wohnung (Abb. 7). Das Leben der Äthiopen ist charakterisiert durch den rituellen patriarchalischen Brautraub (Abb. 8), die Nichtachtung der Jungfernschaft (Abb. 9), und durch das Besitzrecht der Sippe auf die Witwe (Leviratsehe) (Abb. 10).

Demgegenüber finden wir bei den Hamiten den Zweikampf für Weib und Ehre (Abb. 11), die Forderung der Jungfernschaft (Abb. 12). Von sonstigen Symptomen wäre im Gegensatz zum äthiopischen Pfahlbau der hamitische Kuppelstil (Abb. 13) und ferner die lederne Frauentracht (Abb. 14) zu erwähnen. In dieser Kultur liegt bei der Frau der Bau des Zeltes und der Hütte (Abb. 15) und die Herstellung und Verwendung des Leders (Abb. 16). Als weitere Symptome für die hamitische Kultur mögen noch das „fette Weib" (Abb. 17), die Armabzeichen der Jäger und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

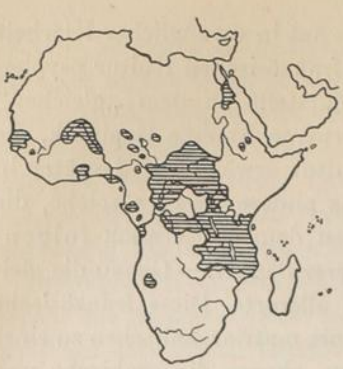

Abb. 5 Das Pfahlbett

Abb. 6 Pfahlrostspeicher

Abb. 7 Pfahlbauten für Wohnung

Abb. 8 Der patriarchalische Brautraub

Abb. 9 Nichtachtung der Jungfernschaft

Abb. 10 Die Witwe als Sippenbesitz (Leviratsehe usw.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Abb. 11 Zweikampf für Weib und Ehre

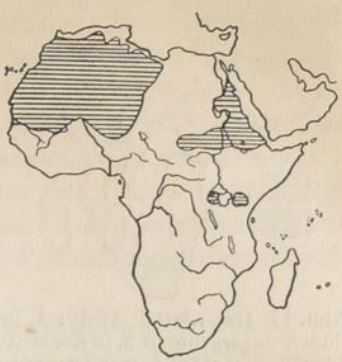

Abb. 12 Forderung der Jungfernschaft

Abb. 13 Hamitischer Kuppelstil

Abb. 14 Lederne Frauentracht:
1. in älterer Zeit Doppelschurz
2. in jüngerer Zeit Lederpagna

Abb. 15 Bau des Zeltes und der Hütte durch die Frau

Abb. 16 Die Herstellung und die Verwendung von Leder durch die Frau

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

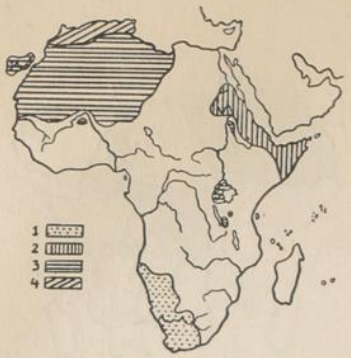

Abb. 17 Das „fette" Weib: 1. im Süden naturgeboren 2. in der Mitte Ideal 3. gezüchtet 4. in Kleinafrika im steinzeitlichen Felsbild erhalten

Abb. 18 Armabzeichen der Jäger und Krieger: 1. in älterer Zeit Tätowierung 2. in jüngerer Zeit Armringe, zumal aus Stein

Abb. 19 Papillot. Besehnung der Bogen

Abb. 20 Felsbilder: 1. Arbeit noch lebender Felsbilderkunst 2. althistorische monumentale Felsbilderkunst 3. Urheimat der steinzeitlichen Felsbildnerei (Capsien)

Abb. 21 Sprache: 1. Südhamitische 2. Osthamitische mit Fulbe im Westen 3. Westhamitische Sprachen

Abb. 22 Vorherrschaft der Waffe: 1. in älterer Zeit des Bogens 2. in jüngerer Zeit des Speeres

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Krieger (Abb. 18), die papillote Besehnung der Bogen (Abb. 19) und die Felsbilder (Abb. 20) erwähnt sein, sowie noch die hamitische Sprache (Abb. 21) und Vorherrschaft der Waffen (Abb. 22).

Das äußere Bild dieser Karten zeigt einen prinzipiellen, unverkennbaren Sinn: alles hier als äthiopisch bezeichnete Kulturgut ist über das äquatoriale Afrika verbreitet, fehlt also den saharischen Nordländern, dem Nordosthorn und Süden, zumal Südwesten. Über die von ihm freigelassenen Flächen ist das sogenannte hamitische Kulturgut gelagert. Die Verbreitung beider schließt sich gegenseitig aus.

Aber die Gruppen der Symptome schließen sich nicht nur raumgemäß gegenseitig aus, sondern sie sind sich auch innerlich so gut wie gegensätzlich. Das Haus der äthiopischen Kultur wächst aus der Erde empor, das der hamitischen ist in die Erde versenkt. Wir würden dies letztere an einem anderen Kartenbilde, dem der Erdhöhlenbauten, noch deutlicher sehen, aber dessen letzte Ausarbeitung ist noch nicht vollendet. Vor allem aber haben wir im äthiopischen Haus eine feste Verbindung mit der Erde, — also ein Symptom der Bindung durch Feldbau, — in der hamitischen Zelthütte ein solches nomadischer Beweglichkeit. Dieses Charaktermerkmal ist auch insofern noch sehr bedeutsam, als verschiedene Symptome den Weg der Wanderung von Nordwest nach Nordost und von dort nach Südafrika belegen. Dies wurde im „Unbekannten Afrika“ und in „Monumenta Africana“ (E. E., Bd. VI) näher ausgeführt.

Soweit sich die Kartenbilder auf die Verbreitung materieller Kulturgüter beziehen, bereiten sie dem unmittelbaren Verständnis keine Schwierigkeiten. Aber schon die Verschiedenartigkeiten der Tracht fordern eine Erklärung, die nur das Leben selbst zu bieten vermag. Solcher Anspruch steigert sich beim Anblick der Verbreitungsbilder von Sitten, die das Verhältnis der Geschlechter zu einander angehen, und wird zur strengen Forderung, wenn sich zeigt, daß die Beziehung zu den Verstorbenen sich als eine so schroff entgegengesetzte zeigt, wie es hier der Fall ist.

Indem wir das äthiopische und das hamitische Volksleben ins Auge fassen, versuchen wir weitere Aufklärungen zu gewinnen und die Gestalten zu verstehen, zu deren Wesen diese Formen gehören.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sinnfülle

Vergessen wir dieses nie: Es ist eine einfache Sache, ein Gestein, ein Tier, eine physische Tatsache zu beschreiben; aber eine Kultur zu schildern, das ist eine Kunst, in der wir immer noch Stümper sind; eine Kunst, in der erst eine Zeit, deren Erkenntnisse fortgeschritten sind, Meisterwerke erleben kann. Das darf natürlich nicht davon abhalten, sich immer wieder von neuem, und wenn auch nur handwerksmäßig, an der Sache zu versuchen. Auch heute wieder.

Denn „eine Kultur", wie sie hier zu behandeln ist, ist ja nicht nur die Erscheinung, die ein Volk bietet, sondern die Gestalt einer innerlich wie äußerlich deutlichen Gemeinsamkeit von etwas, an dem alle Glieder teilhaben. Es sind viele verschiedene Völker zum Teil außerordentlich abweichenden Niveaus der verschiedensten historischen Vergangenheit und kaum vergleichbarer Lebensbedingungen, die an dem gleichen Kultursinn teilhaben. Zur hamitischen Kultur gehören: unverfälschte Barbaren der nubischen Wüste; streng islamische Tuareg; zum Ackerbau übergegangene Berberstämme (z. B. die Kabylen); unter Äthiopen hordenweise hinziehende Fulbehirten; verarmte Jägerstämme der ostafrikanischen Ödsteppe, z. B. die klugen Hottentotten usw. usw. Fast noch größer ist der Reichtum an Spielarten, die Teilhaber der äthiopischen Kultur sind: von den kleinen Völkchen der Urwaldgebiete, die Sammelwirtschaft betreiben, über die beispiellos stilrein lebenden Kleinbauernstämme des Sudan bis zu den fein durchorganisierten der Städte und Staaten Mittelafrikas. Diese müssen differenzierter sein als die ersteren. Denn wie sich aus der Schilderung des Stils ergeben wird, ist der hamitische Stil seiner Natur nach ebenso gegen Aufnahme fremder Kulturmomente gefeit, wie der äthiopische für deren Aufnahme prädisponiert. Eigentlich hat die hamitische Kultur nur den ihm genetisch verwandten Islam resorbiert; die äthiopischen Kulturen erlebten ihre Steigerungen aber unter erythräischem, syrtischem und atlantischem Einfluß, also von Osten, Norden und Süden her. Man kann sagen, daß die Spielformen der hamitischen Kultur mehr infolge der Besonderheiten der Räume, die äthiopischen mehr unter historischen Einflüssen variierten und differenzierende Steigerungen er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lebten. — So groß nun aber auch die Mannigfaltigkeit der Spielarten beider Kulturen ist, ebenso deutlich stehen die Stile ihrer Erscheinung vor uns, und es ist lediglich die Frage, ob ihr Monograph auch über die Darstellungsfähigkeit verfügt, die dazu gehört, sie auch im Leser vorstellungsgemäß zu gestalten. —

Die äthiopische Kultur ist bedingt durch die Pflanze, gleichgültig, ob sie dem Sammler oder dem Bauern seine Nahrung zuteil werden läßt. Die Sammlervariante der äthiopischen Kultur ist so gut wie ausgestorben. Auf der Expedition habe ich ihre Vertreter im „großen Walde" getroffen. Andere vagieren noch in den tieferen Westenküstenländern. Einen wesentlichen psychologischen Unterschied zwischen diesen Sammlern und echten Bauern vermochte ich nicht festzustellen.

Die siedlerische Grundlage der vollentfalteten äthiopischen Kultur ist das Sippengehöft. Es ist der feste Mittelpunkt, von dem das Leben ausgeht. Rundherum liegen die zugehörigen Felder. Bald hier, bald dort, je nach der Brauchbarkeit und Verbrauchtheit des Bodens. Nur das bestellte Land ist „Besitz". Alles Unbenutzte und in Brache Liegende ist „Niemandsland". Dies nun bedeutet, daß das „Raumgefühl" der äthiopischen Kultur durch festliegende Zentren und Ausstrahlung ins „Unbegrenzte" charakterisiert ist. Es ist also zentrifugal dirigiert.

Die natürliche Gesellschaftsgrundform der äthiopischen Kultur ist also die Sippe (womit hier das Wesen der patriarchalischen Ordnung gemeint ist). In ungetrübten und stilreinen Formen leben alle Nachkommen eines Stammvaters nebst den dazugenommenen Frauen in einem Gehöft beisammen, etwa vier Generationen umfassend. Die Einwohnerzahl der Gehöfte ist sehr verschieden. Die Sippen schwanken zwischen 10 und 250 Köpfen. Der älteste Mann ist Leiter, — vorausgesetzt, daß er noch geistig frisch ist. Er gibt alltäglich das zum Brei notwendige Korn heraus, für Feiertage die etwaigen Schmucke und Kleider, bestimmt (nach Beratung im Kreise der Alten) Beginn von Saat und Ernte, Jagdunternehmungen, Ansatz der Steppenbrände, die Jugendweihen. Einen Privatbesitz gibt es nicht. Alles ist Eigentum der Sippe.

Die Sippe hat eine natürliche Ordnung; die der Altersklassenordnung. An der Spitze die Alten, die daheim sitzen, die Hühner

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

füttern, kleine handwerkliche Beschäftigung betreiben; alles mannbar Kräftige ist dem Landbau verpflichtet — bis zu kleinen Buben herab (in der Höhe der Saat- und Erntezeiten greifen auch die Frauen kräftig zu); an etwaigen Kriegs- und Jagdzügen nehmen nur Männer und eingeweihte Jünglinge teil (es gibt aber eigentlich nur Raufereien zwischen erzürnten Sippen, und auch diese werden zur Saat- und Erntezeit unterbrochen); die Weiber und Kinder weilen zumeist daheim, verrichten die Speisebereitung, holen Wasser und Holz, sorgen für Sauberkeit, bestellen kleine Gemüsegärten. — Alle Streitigkeiten in der Sippe werden durch die Alten geschlichtet. Die Ordnung ist so selbstverständlich, die Zucht so natürlich, daß schwere Händel selten sind; bösartige Charaktere werden durch humorvollen Gesamtwillen niedergehalten; immerhin unterscheiden die Sippen untereinander sehr wohl gut und schlecht abgestimmte, fröhliche und sauertöpfische, frische und matte Typen.

Die Geschlossenheit der Sippe ist überall Ausgangspunkt. Unter dem Einfluß fremder Besitzgrundsätze hat vielfach die Auflösung in Familien stattgehabt. Aber wo auch immer wirre Zeiten und Zustände eintreten, hebt stets wieder das Gefühl der Sippenzusammengehörigkeit sein Haupt empor. Durch die Verehelichung der jungen Männer wird das Sippengefüge nicht beeinträchtigt. Die Wahl der Braut geht vom Jüngling aus, der sich mit der Maid in stummverhältnisvoller Art einigt, den sippenväterlichen Konsens einholt und sie dann in zeremonieller Weise mit seinen Freunden raubt.

Das Tagesleben der Sippe wird durch die Jahreszeiten bedingt. Im allgemeinen kann wohl nur gesagt werden, daß die äthiopische Kultur, solange sie sich ungestört auswirken kann, einen geradezu erstaunlichen Bauernfleiß großgezogen hat. In Saat- und Erntezeit brechen die Männer mit Tagesanbruch zur Arbeit auf. Die kleinen Buben begleiten die Väter mit Instrumenten, die kleine Nachbildungen sind. Gesprochen wird den ganzen Tag über so gut wie nichts, wenn das gesellschaftliche Geräusch auch noch so emsig klappert. Aber der Bube sieht es, wie der Vater am Kreuzwege seine kleine Gabe niederlegt, vor und nach der Feldbearbeitung kleine zeremonielle Handlungen verrichtet, wie er hier einem Baum, dort einem Vogel oder Käfer bedeutungsvolle Beachtung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schenkt, wie er daheim dem Schädel des Großvaters seinen Gruß entbietet und irgendeiner Pflanzung besonders liebevolles Bedenken zuteil werden läßt. Es gibt keine vorschriftsmäßige Erziehung und Belehrung. Alles vollzieht sich stumm. Ich habe auch nie beobachtet, daß die Kinder viel fragen. Das Wissen um die Dinge wächst aus dem täglichen Gebrauch und der Beziehung der Bräuche untereinander ungezwungen auf. Die stumme Voraussetzung von der selbstverständlichen Fülle des Lebens und der Umwelt an Geheimnissen bildet die Grundlage des Lebens. Dieses erfährt aber eine Steigerung, wenn in der Reifezeit ebenso unerklärte wie sinnvolle Mysterien den Burschen den Übergangspunkt vom geschlechtslosen Kind zum fruchtbaren Jüngling markieren. Unerklärt und doch sinnvoll klar ist der Jubel, wenn nach der Verehelichung des so Geweihten die „Vaterstunde" eintritt, wenn das Kind, das nur Nachkomme des Mannesstammes ist (die Mutter ist geweihtes Durchgangsgefäß), geboren wird, — weitergesponnenes Dasein des Sippenlebens. Solches fordert die Natur. Wehe und Jammer, wenn ein junger Mann stirbt, noch ehe er einem Kinde das Leben gab!

Anders dagegen, wenn der Greis das Leben quittiert. Das ist Natur und besteht zu Recht. Sein Ende wird festlich begangen. Die Bestattungsformen der äthiopischen Kultur sind tausendfach variiert. Aber alles läßt das Bestreben erkennen, die Beziehung mit dem Verstorbenen aufrechtzuerhalten. Die bezeichnendste Form ist die, daß die Leiche in einer künstlichen Ganghöhle beigesetzt wird, daß man die Zeit des Körperverfalles abwartet und dann dem Skelett das Cranium entnimmt. Der Schädel wird an einen bestimmten Ort gebracht, der in einem geheiligten Haine, einem hohlen Baum oder auch in einem besonderen Winkel des Gehöftes besteht. Von nun an nimmt diese Heimstätte verflossenen Lebens an allen großen Festen seiner Sippe teil, erfährt andächtiges Gedenken bei Saat und Ernte und gelegentlich der Sippenvermehrung.

Nach dieser Richtung kann die stille und andächtige Beachtung, die diese Reliquie erfährt, als Symbol des Lebensinhaltes aller äthiopischen Kulturvarianten gelten: es ist in allem und jedem religiös betont. Die Grundlage aller äthiopischen Lebensführung ist dadurch charakteristisch, daß alles von frommer Scheu erfüllt ist; und das „Profane" ist noch nicht bewußt abgetrennt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die hamitische Kultur ist bedingt durch das Tier, welche Stelle es auch immer einnimmt, als Objekt der Jagd sowohl wie der Viehzucht. Der Niveauunterschied zwischen Jägern und Viehzüchtern ist nur ein wirtschaftlicher und daher auch politischer, keineswegs ein weltanschaulicher; d. h. er weist eine innere Vertiefung nicht auf. Machtpolitisch stehen die Tuaregvölker an der höchsten, die isolierten Clane der fast verschwundenen Mahalbikultur (vgl. Erlebte Erdteile Bd. VII) auf der untersten Stufe einer Leiter. Die Hottentotten sind schon einem patriarchalischen Bekenntnisse verfallen, und Buschmänner und Waldpygmäen schwanken in kultureller Abhängigkeit zwischen Äthiopen- und Hamitentum.

Das Raumgefühl jedes Clans (womit hier das Wesen der matriarchalischen Ordnung bezeichnet wird) oder Clanverbandes der hamitischen Kultur ist scharf umgrenzt. Ob nun das Jäger- oder das Viehzüchterhandwerk die Gruppe auszeichnet, stets sind der Bergrücken, dies Talufer und der Abgrund oder Steppenrand sorgsam beachtete Scheide, die zwei Weide- und Jagdgründe trennt. Das gilt auch für solche Gegenden, in denen die klimatischen Verhältnisse zu zuweilen wochenlangem Trieb zwischen Trockenzeit- und Winterzeittriften zwingen. Die Wohnorte sind stets Zeltlager, die je nach Weide- und Wassergelegenheit verlegt werden. D. h. also, daß die Lage der Wohngelegenheit im Raume keinerlei Rolle spielt, daß die Grenzen entscheidend sind und das Raumgefühl demnach ein zentripetales (d. h. ein von der festen Grenzschale nach innen gerichtetes) ist.

Die Wirtschaftsform schwankt zwischen Jagd und Viehzucht. Jagd- und Weiderecht sind dem ganzen Clan oder einer Clangruppe gemeinsam, das Besitzrecht ist aber von vornherein nach Persönlichkeiten geordnet. Frauen haben ebensogut wie Männer ihr Eigentumsrecht. Das erlegte Wild gehört dem Jäger, die Zeltdecke der Frau, die sie hergestellt hat. Diese Besitzgliederung im Clan zeigt also von vornherein eine ursprüngliche und innere Teilung in Familien und Personen, die dem Sinn der äthiopischen Sippe anfänglich fehlt. Jede Form des Besitzes muß aber im Clanwesen der hamitischen Kultur durch Kampf errungen, gesichert oder verteidigt werden. Denn der Lebensstil ist hier der des Kampfes, der ebenso für Männer wie für Frauen das A und O der Existenz bedeutet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Clanordnung ist matriarchalisch, d. h. der Sproß rechnet nicht zum Vater-, sondern zum Mutterstamm. Das Weib fühlt sich mehr den Blutsangehörigen (Eltern und Geschwister) zugehörig, als dem Geliebten oder Gatten. Es ist ebenso selbständig wie der Mann. In jedem Stadium des Lebens will es erobert werden. Um ein Mädchen zur Gattin zu gewinnen, muß der Bursche viele Monate hindurch gefährliche Brautritte unternehmen, muß schwierige Aufgaben (Kämpfe mit Löwen usw.) lösen und zuletzt noch mit irgendeinem Vetter der Braut lebensgefährliche Waffengänge bestehen. Zu solcher Heldenhaftigkeit und Ausdauer erzieht das Mädchen den Jüngling durch sorgfältige Behütung ihrer Jungfernschaft und bezahlt gewissermaßen mit einer Ersthingabe in der Hochzeitsnacht. Hat er dann endlich sein Weib genommen, so ist er ihres unbestrittenen Besitzes nie froh; sie ist stets bereit, jedem Mutigeren und Stärkeren das an sich nur dem Gatten Zustehende zu gewähren, resp. dem Ehemann durchzugehen. Also ist auch das Glück des Ehelebens nur durch ständige Kampfbereitschaft gesichert.

Kampf ist die Parole im Lebensstil der hamitischen Kultur. Sie hat sich nur da in voller Reinheit erhalten, wo harte Lebensbedingungen die Form des Daseins ausmachen, in Öden und Halböden, in denen das Wild spärlich vorhanden und flüchtig ist, wo Herden anspruchslosen Viehs (Ziegen, Kamele, Esel) knapp ihr Nahrungsrecht finden. Es ist typisch, daß unter echten Hamiten und zwar auch unter solchen, die schon Viehzüchter sind, nur der Bursch etwas gilt, der imstande ist, zwischen Morgen und Abend im Laufe eine Gazelle zu Tode zu hetzen. Bei vielen kleinen Clanen der Mahalbikultur hängt die Existenz von dem Sieg der menschlichen Kraft, geistigen Gewandheit und Überlegenheit über das Jagdtier ab. Die Fährtenspürkunst ist in einer uns Europäern einfach mysteriösen Weise ausgebildet. Das Jagdwesen als Prinzip ist auch auf das Wesen der Viehzucht übergegangen, und geschickter, ja raffinierter und tollkühner Viehraub ist ein hochgeachtetes Männerhandwerk. Allerdings hat diese Einstellung auch eine spezifische Ausbildung eines hochstehenden Begriffes von Ehre mit sich gebracht. Wenn eine ganze Rotte von Räubern mit ihrer Beute von dannen zieht und nur wenige Verfolger sie erreichen, so heißt es Haltmachen und das Besitzrecht durch Zwei-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kämpfe entscheiden; durch Zweikämpfe, deren einzelne Phasen einem Kodex unterworfen sind, dessen Strenge jedem Duellkomment gleichkommt.

Die Ausbildung der Jugend ist in solchem Lebensstil vorgeschrieben. Das Mädchen wird zu hoher Wertschätzung und Pflege seiner körperlichen Reize, zu Ausbildung seiner spezifisch weiblichen geistigen Fähigkeiten und auch zur geschickten Handhabung von allerhand Kunstfertigkeiten erzogen. Der kleine Knabe muß schon beizeiten das schwierige Amt des Ziegenhütens übernehmen und bereits in jungen Jahren mit seiner Ehre für die Heimbringung der ihm anvertrauten Tiere einstehen. Der Vater und der mütterliche Oheim beobachten die Entwicklung der Sprossen mit großer Aufmerksamkeit und leiten sie zu ununterbrochener Achtung ihrer „Ehre", zum Interesse für scharfsinnige Rechtsentscheidungen und zur Übung in körperlichen Künsten an. Allmorgendlich umstreifen die Alten mit den Jungen ihr Weidegebiet, studieren Fährten und beobachten Naturvorgänge. Die Erziehung ist eine durchaus intellektuelle, auf Verfeinerung des Begriffs- und Beobachtungsvermögens und Ausbildung physischer Fähigkeiten gerichtet. Nur der „Tüchtige" hat Aussicht, einmal eine Stimme im Rate der Männer zu erhalten und vielleicht einmal Leiter des Clans zu werden.

Das menschliche Leben erfährt in der hamitischen Kultur eine zum Teil unerhörte Steigerung aller das physische Dasein bedingenden und für den struggle for existence erwünschten Anlagen und Begriffe. Aber auf keinem Gebiete konnte ich eine entscheidende Beachtung oder gar Entfaltung der Ergriffenheiten wahrnehmen. Nur das Leben und das Lebendige hat ein Recht; das Tote und das Sterbende werden abgelehnt. Sowie ein Mensch, und sei es der liebste (Sohn, Gattin, Mutter usw.), das Leben auszuhauchen beginnt, wendet die Mitmenschheit sich von ihm ab und wird zu seinem Feinde. Eine große Reihe in ihrer Grausamkeit erschütternder Sitten ist uns von den Hamiten schon seit Herodots und Agatharchides' Zeiten bekannt. Dem Sterbenden werden Nase und Mund verstopft; es werden ihm Knochen und Wirbelsäule gebrochen; er wird in ein Bündel zusammengeschnürt (zur Hinterseite des Zeltes) hinausgeschleift und in die Wildnis geschleppt; dort werden Steinmassen über ihm aufgetürmt, wonach

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dann diese schrecklichen „Totengräber" eiligst nach Hause zurückkehren.

Irgendwelche Ergriffenheit in einem tieferen Sinne kennt die hamitische Kultur nicht. Auch diejenigen Völker, die den Islam, also eine Religion, angenommen haben, kennen diesen nur als Summe magischer Maßnahmen und Formeln und als Grundlage spitzfindiger Rechtsauslegungen und als Anbeter des geschriebenen Wortes. Schon altarabische Schriftsteller haben die Tuareg wie die Blemmeyer als religionslos bezeichnet. Dagegen haben alle echten Hamiten eine große Furcht vor dem Zauber mit dem Namen, dem Blick und dem Blut (resp. mit Haaren, Nagelabschnitten, Fetzen getragener Kleider). Aber auch diese überall zutage tretenden Symptome sind lediglich Ausdruck einer gegen alles Irrationale gerichteten und der intellektuellen Begriffsbildung verfallenen Psyche.

Offiziell existiert für die hamitische Kultur lediglich ein nach den Gesetzen der Physis geregeltes Profanleben.

DIE MEISTER

Pflanze und Tier

Soweit nun also die skizzenhafte Schilderung zweier Lebensformen, deren Wesen wir uns nunmehr im Sinne der Kulturmorphologie verständlich zu machen versuchen wollen. Wir gehen dabei aus von der Betonung der Tatsache, daß es sich in beiden Lebensformen um klar ausgebildete, in sich abgeschlossene Stile handelt, d. h. um Ganzheiten, um Natur, in der nichts willkürlich und launenhaft, vielmehr jedes Einzelzug und Symptom eines im Wesentlichen gipfelnden Gestaltlebens ist. Die Aufgabe ist es, dieses Wesentliche der beiden Kulturstile herauszuschälen. Wir versuchen diese Aufgabe zu lösen, indem wir aus beiden Lebensbezirken die Punkte herausgreifen, die ihre Mittelpunkte zu bilden scheinen. Im Kulminationspunkt der äthiopischen Weltanschauung steht die Pflanze, in dem des hamitischen Lebens das Tier — und zwar nach jeder Richtung: nicht nur des Lebensgetriebes, sondern auch der Einstellungsbestimmung. Es kann nicht schwierig sein, durch Untersuchung verschiedener Sitten und Gebräuche tiefere Einblicke zu gewinnen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Daß die Pflanze in der äthiopischen Kultur die entscheidende Rolle spielt, geht ja schon daraus hervor, daß diese auf Bauerntum beruht, d. h. also, daß diese Völker der Pflanze ihre Nahrung verdanken. Nun kennen wir ja recht viele Völker, die desgleichen der Pflanze als Nahrungsspender außerordentliche Sorgfalt zuwenden, denen das Gewächs aber doch kaum mehr bedeutet als eben nur „Frucht der Arbeit". Es ist ja nur nötig, an das alttestamentarische Wort zu erinnern: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein tägliches Brot verdienen." Gewiß ist an diese aus der Seele des Nomadenvolkes heraus (alle echten Nomaden verachten die Bauernvölker in gleicher Weise) geschriebene Zeile später die Mahnung, das Brot als Gabe des Herrn zu achten, geschlossen, aber ich glaube doch nicht, daß auch die frömmsten unserer Bauern imstande sind, ohne weiteres die Bedeutung zu verstehen, die die Pflanze in der äthiopischen Kultur hat. In der Kultur, — will sagen, in deren Fühlen, Empfinden und „Denken".

Allerdings ist solches nicht leicht zu erkennen. Denn diese Menschen sind „stumm". Sie wissen nichts in der Sprache klar auszudrücken. Es gilt, ihre Gebarung zu beobachten, um den Kern der Dinge zu erfassen. Denn das, was wir „Kultur" nennen, ist vielfach Gemütsausdruck, Sprache des Gemütes; jedenfalls für Menschen, deren Kultur sich vorzüglich noch in Ergriffenheiten bewegt; als Gemütsausdruck sind aber die Handlung und die Gebarung zweifellos unmittelbare und ältere Zeugnisse als Erklärung durch die begriffsbildende Sprache; und es zeugt von der kulturmorphologischen Unmündigkeit der meisten Ethnographen, wenn sie viele Sitten und Gewohnheiten als sinnlos bezeichnen, weil die Eingeborenen sie nicht zu „erklären" oder zu deuten vermögen, ja, wenn sie überhaupt nur die Erklärung vieler Gebräuche von ihnen zu erreichen versuchen. In allen Fällen der Erfüllung des Lebens geht die Ergriffenheit der Begriffsbildung, die Handlung und Gebarung der Sprachdeutung und dem Bedürfnis und Gedanken der Erklärung voran. Das sei an zwei Beispielen erörtert.

Im Jahre 1905 kam ich im Kassaigebiet mehrfach mit den Bena Luebo, einem Sammlervolk äthiopischer Kulturzugehörigkeit, zusammen, die sich hauptsächlich von Früchten und Knollen des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nahrungsreichen Urwaldes ernähren. Eines Tages, an dem Palia Meso, ein kluger Muluba, als Dolmetscher fungierte, unterhielten wir uns erst über verschiedene Erzählungen und kamen dabei auf die bei ihnen übliche Form der Bestattung zu sprechen. Zu weiteren Darlegungen veranlaßt, wurden die Befragten verwirrt. Daß die Toten bestattet würden, das war ja selbstverständlich; aber daß es etwas wie den Tod, der alles treffen müsse, geben solle (wie Palia Meso behauptete), das war ihnen zu arg. Vom Tode konnten sie (natürlich) nichts sagen. Um nun aber doch nicht zu töricht zu erscheinen, fing ein alter Mann plötzlich zu reden an — redete, redete, redete. Ich verstand kein Wort. Palia Meso redete. Andere kamen dazu, starrten ebenso. Zuletzt erhob sich der Mann befriedigt darüber, daß er sein Geschenk verdient hatte, und ging. Was hatte er geredet? Er hatte nur genau erklärt, wie Lianen keimen, wachsen, Früchte tragen; wie die Fruchtsamen in der Erde aufgehen usw. usw. Eine halbe Stunde lang. Meine Leute staunten und lachten. Auch sie hatten nur wenig verstanden. Aber daß eine Frau, um Kinder zu bekommen, Lianenfrüchte essen muß, daß man Pflanzen nicht ganz vernichten darf u. dgl. m., ging aus der Darlegung ganz deutlich hervor (vgl. Erlebte Erdteile VII, S. 107/8). Damals verstand auch ich nur, daß diesen Menschen augenscheinlich die Lianenfrucht eine Art Symbol des Lebens ist. Aber dieser sicherlich ungewöhnlich kluge Vertreter seines Stammes war nicht imstande, die Sache näher darzulegen.

Im Jahre 1911 wanderte ich am Benue unter Stämmen gut erhaltener altäthiopischer Kultur und lernte viele sehr ursprüngliche Sitten kennen, die mir aber nie die schlichten Bergbewohner, sondern nur die schon stark vermengten Talbewohner verständlich machen konnten. Unter diesen war einmal ein mit Fulbeblut gemischtes Individuum, das folgende Angaben machte: „Ein junger Mann, der stirbt, vergeht wie das trockne Laub, das zur Erde fällt und verfault. Ein alter Mann ist wie das Sorghum (Korn). Schneidest du das Korn unreif ab, trocknest es und legst es in der Regenzeit in die Erde, so verfault es. Es kann nicht keimen. Schneidest du das Sorghumkorn reif ab, trocknest es und legst es in der nächsten Regenzeit in die Erde, so wird es Wurzel und Blätter haben, es wird heranwachsen und reife Früchte tragen. Ebenso ist der Mensch. Der junge Mensch kann nicht wiederkom-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

men. Der alte Mensch wird wiedergeboren." (Erlebte Erdteile IV, S. 118.) Die intellektuelle Mischung konnte eine Erklärung abgeben, die der Naive nie bieten kann. Ja, ich bin mir nicht einmal sicher, ob seine Deutung den Sinn der Dinge so gut mit Worten umschrieben hat, wie eben die Sitten ihn ausdrücken.

Es gewähren die Sitten selbst also genügenden Einblick, um zu erkennen, daß die Menschen der äthiopischen Kultur sich ursprünglich gemütsmäßig „im Bilde der Pflanze bewegen". Wenn hierzu dann noch gelegentlich „Offenbarungen" kommen wie die Darlegung des Fulbemischlings vom Gongala, so ist das erfreulich im Sinne einer Ergänzung. Aber ausschlaggebend sind solche Ergänzungen für uns nicht.

Eine andere schon erwähnte Sitte führt noch tiefer in den Sinn der seelischen Einstellung ein. Es ist diejenige, die einige Stämme äthiopischer Kultur üben, wenn ein Sproß des Gehöftes heiraten soll und nach vollzogenem zeremoniellem Brautraub die junge Hausgenossin zu ihrem Berufe eingeführt wird. Dann wird sie vom Sippenältesten an die Stelle geführt, an der die Schädel der Alten liegen. Auf den des Letztverstorbenen werden einige Körner aus jener Garbe der letzten Ernte gelegt, die man als „heiliges Saatgut" bezeichnen kann. Denn wenn sie der Erde anvertraut und gewachsen sind und wieder Früchte getragen haben, so werden diese zur Bereitung des heiligen Opferkorns für die Verstorbenen verwendet. Der Sippenälteste führt die junge Gattin also vor diesen Schädel, spricht leise murmelnd ein Gebet um Lebenswiederkehr im jungen Weibe, und dies nimmt dann mit den Lippen die Körner vom Cranium und genießt sie (Erlebte Erdteile IV, S. 117). Keine Sprache, es sei denn die der Dichter, wird jemals imstande sein, die Sinntiefe einer ganz bestimmt gerichteten Gemütswelt zum Ausdruck zu bringen wie eben solche Handlungsweise. Die Symbolik hat mit solchen Sitten eine „allesausdrückende" Deutlichkeit gewonnen. Das gleiche besagt es, nur etwas gröber ist es, wenn als letzte Maßnahme unfruchtbarer Ehe die Gatten sich einander zur Schwängerung inmitten eines üppigen, reifenden Feldes hingeben (so bei Gurunsi, Haussa, Dakka, Bena Lulua, Nuba und jetzt auch Sambesistämmen. Erlebte Erdteile VII, S. 146/7).

Mehrfach ist schon in der Literatur verzeichnet und konnten wir selbst von südlichen Bakete, von Kongo-Bangala, von Muntschi,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Liberianern und Ostafrikanern hören, daß mit der Geburt eines jungen Erdenbürgers eine Pflanze gesetzt wird, eine Banane, eine Palme, ein Baobab, mit dessen Gedeihen dann das junge Leben in wechselnder Beziehung gedacht ist. Dies erinnert an das sicherlich sehr alte „Lebenszeichenmotiv" der Märchenkunde. Es tritt häufig in Erzählungen auf, in denen geschildert wird, wie einer von zwei Brüdern zu großen, gefahrvollen Abenteuern in die Welt zieht; dann weist dieser auf eine Pflanze hin und bedeutet dem zurückbleibenden Bruder, deren Lebenszustand wohl zu beachten; denn solange sie frisch und grünend sei, werde auch sein, des abenteuernden Bruders, Leben ungetrübt dahinfließen; sollte sie aber zu welken beginnen und dahinsiechen, dann sei sein Dasein bedroht.

Das ist eines der aus früher Weltanschauung bis in späte Erzählungskunst hineinreichenden Motive; ein Symbol, das aus jener Kultur stammt, die den Menschen, das menschliche Leben mit dem der Pflanzen identifizierte; in welcher der Mensch „im Bilde der Pflanze" dachte. Wie weit die Bedeutung dieser Wirklichkeit geht, ist heute noch schwer zu ermessen. Man vergesse nicht, daß wir bei unserer Beobachtung auf Feststellung einzelner Sitten und Motive angewiesen sind. Aber es ist doch sehr beachtlich, daß solche Vorkommnisse als isolierte Äußerungen einer an sich nicht zur Begrifflichkeit neigenden Kultur auftauchen, die aber als solche den Eindruck ungemeiner Geschlossenheit macht.

Fassen wir diese äthiopische Kultur aber als solche auf, so muß ihre Gestalt uns eine dem Leben, wie es sich im Dasein der Pflanzen ausdrückt, sinnverwandte erscheinen. Dieses Keimen, Wachsen, Blühen, Reifen und — „immer wieder Nachwachsen", wie es das Bild des vollendeten Sippenlebens darstellt, will uns dem Wesen des Pflanzenlebens als derartig ähnlich erscheinen, daß wir dem weiter nachzuspüren uns veranlaßt sehen.

Soviel ist sicher und kann als Erscheinung einer Wirklichkeit gebucht werden: Diese Menschen leben im Sinne der Pflanze und empfinden sich mit ihr und sie mit sich selbst als identisch. Auch in einem weiteren Bereiche. Wenn die Bena Lulua ihre Kapottoknollen gesammelt haben, werfen sie einige wieder in die Erde, damit die Pflanze ihr Recht habe. Und ebenso verfahren sie mit einigen Samen der Lianenpflanze. Sie können dies nicht machen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

um einen Vorteil zu erzielen. Denn ehe die neue Pflanze Früchte trägt, sind Jahre verstrichen. Und des weiteren: Bei einem kleinen Stamme äthiopischer Kultur, den Ndeeraleuten, einem in die Berge vertriebenen Tschambastamme Kameruns, traf ich auf die Sitte, im Herbst in die Ebene, in der einst ihre Heimat lag, herabzusteigen und hier unten von den alten Feldern die nachträglich wild wachsenden Kornfrüchte zu sammeln. Im folgenden Frühjahr kehren dann die Leute mit einer hölzernen Spatenhacke zurück, schlagen einige Löcher ins Feld und werfen in diese von den im Herbst gewonnenen Körnern. Das war dann ein Opfer an die Mutter Erde (wie es übrigens die Gurunsistämme auch kennen). Von dem so gewonnenen Korn wurden nur wenige Breiklößchen gekocht, die zur Hälfte an die Verstorbenen, zur Hälfte an die Frauen verteilt werden. Diese letzteren sollen so für das Wiedererwachen des Lebens der (mit diesem Korn in Verbindung stehenden) Ahnen in ihrem Schoß vorbereitet werden. Dagegen wurde das sonst auf diesen Feldern sich von früher selbst aussäende Korn zwar, wie zuerst geschildert, ebenfalls gesammelt, aber von aller Welt genossen; ihm haftete nichts von Heiligkeit an (Erlebte Erdteile IV, S. 168/9).

Sind wir in Anbetracht solcher Ausdrucksrichtung berechtigt zu sagen, daß die Pflanze der Lehrmeister der äthiopischen Kultur gewesen sei? —

Demgegenüber die hamitische Kultur. Vergegenwärtige ich mir alles das, was ich im Laufe der Jahre mit deren Trägern, mit Tuareg und Fulbe, Kabylen und anderen Berbern, mit Bischarin und anderen Bedaui, mit Somali und Waldpygmäen erlebt oder über sie in der Literatur als wesentliche Erfahrungen anderer gefunden habe, so tritt mir nicht ein einziges aus ihrem Lebensstil herausgewachsenes Vorkommnis entgegen, daß auch nur im entferntesten dem im vorigen Absatz behandelten Anschauungsbild ähnelt.

Wenn der Äthiope in frommer Scheu sich dem Weibe widmet im Sinne der Bildung neuen Lebens, so kennt der Hamit nur die Eroberung des Genusses und Besitzes. Wenn der Äthiope sich dem Leibe des verstorbenen Angehörigen mit aller nur erdenklichen Fürsorge widmet, nur und allein getrieben von dem Wunsche, ihm so nah wie möglich zu bleiben —, so ist der Hamit ängstlich be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dacht, sich von dem Körper des Verstorbenen, und wenn es der ihm Liebste war, so schroff und gründlich zu befreien wie nur denkbar. Was dem einen zu Manen wird, wird dem andern zum Gespenst. So verläuft das ganze Leben. Den einen leitet der Sinn der Dinge, den andern der Zweck. Bewußt wie unbewußt erlebt der Mensch der hamitischen Kultur nur Tatsachen und weist jede unmittelbar ihm entgegentretende Äußerung der hinter den Dingen seienden Wirklichkeit ab.

Wollen wir den Meister, der in dieser Kultur lebt, erkennen, so müssen wir uns einem anderen Bereiche der Natur zuwenden: dem der Tiere! Wie ein Leopard vermag der Hamit die Fährten aufzuspüren. Wie ein Hund seinen Knochen beiseite bringt, daß kein Auge eines Genossen ihn erreiche, so fürchtet der Hamit den bösen Blick. Wie eine Katze ihre Exkremente verscharrt, so ängstlich beseitigt der Hamit jeden Abschnitt seiner Haare und Nägel. Wie ein großes Raubtier zieht er auf Jagd aus und fordert herrisch in diesem und jenem die Vorrechte seiner Stärke. Oswald Spenglers Raubtiertheorie paßt auf die Träger der hamitischen Kultur in allem und jedem.

So wie der äthiopischen Kultur die Pflanze, so wurde der hamitischen das Tier zum Objekt und — Erzieher und Meister.

KULTURSTIL

Lebensgefühl

Aber vergegenwärtigen wir uns nunmehr, daß es unsere Aufgabe hier nicht etwa nur ist, zwei beliebige Kulturen wie die äthiopische und hamitische kennenzulernen; — vergessen wir nicht, daß wir uns mit diesen beiden ja nur deswegen so eingehend beschäftigen, um das Wesen der Kultur als solches zu erfassen. Sie dienen uns als Beispiel und sind darum so wichtig, weil sie so gut wie sicherlich nur wenige andere die Spannungen, in denen sich die Kultur überhaupt bewegt, ausgezeichnet erläutern. Es ist also unsere Aufgabe, das Wesen dieser beiden Erscheinungen bis zum Gewinn allgemeingültiger Formulierungen klarzustellen. Ich glaube mich hierbei kurz fassen zu dürfen, da schon in früheren Arbeiten, die bei etwaiger Unklarheit nachzulesen gebeten wird, auf die einzelnen Punkte eingehend hingewiesen worden ist, wenn die Materie, allerdings in anderem Zusammenhange, behandelt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurde. (Bei den Stellennachweisen bezieht sich „U. A." auf das Werk „Das unbekannte Afrika", „E. E." auf die Reihe „Erlebte Erdteile".)

Fassen wir das Entscheidende ins Auge, so erkennen wir vor allen Dingen, daß beide Kulturen in sich geschlossene Stile darstellen. Sie sind als solche Einheiten und Ganzheiten. Der Mensch nimmt in beiden, sowohl als Individuum wie als Gemeinschaft, eine durchaus entgegengesetzte Stellung ein.

Die Gemeinschaftsform der äthiopischen Kultur ist die Sippe. Diese ist etwas Konstantes und wird durch Abweichungen der an ihr teilhabenden Persönlichkeiten kaum berührt. Die Sippe als solche ist „Idee" und als solche konstant. Sie kennt kein Gesetz, sondern nur ein Herkommen. Das Wesentliche der Teilhaberschaft ist Gemeinsamkeit in der Hingabe. Hingabe an die gemeinsame Idee, Hingabe an die Tätigkeit und auch Hingabe an das Leben (E. E. VII, S. 119, 126). Denn das Leben bedeutet ein laufendes Band, das zwischen Tod und Geburt ununterbrochen dahingleitet. Die Sippe als Ausdruck der Idee ist Produkt.

Die Gemeinschaftsform der hamitischen Kultur ist der Clan und durch Erweiterung der Clanverband. Der Clan ist zwar eine geordnete Gemeinschaft, die aber aus einer Summe selbständiger Individuen zusammengesetzt ist, indem nämlich ein jedes durch individuelle Tüchtigkeit eine Vorrangstellung in Ansehen und Gewinn zu erringen trachtet. Das Individuelle gilt sogar mehr als das Gemeinsame. Deshalb kennt die Clanwirtschaft „Gesetze" und Rechtsprechung. Das Entscheidende in ihr ist niemals die Idee, sondern die „Macht". Clangemeinschaft heißt Vereinigung einer Reihe individuell denkender und trachtender Menschen im Sinne einer Machtvermehrung. Clangemeinschaft ist die Summe von Menschen, deren jeder durch persönliche Tüchtigkeit und Kraft mit dem Leben in seiner Weise fertig werden will. Das Entscheidende ist der Wille zur Herrschaft (E. E. VII, S. 126). Das Leben hat nur solange Sinn, als der Mensch machtmäßig darin steht.

Das Wirtschaftsleben der äthiopischen Kultur ist ausgefüllt durch Beziehung zur Pflanze, welcher sie sich in allen deutlicheren Formen berufsmäßig hingibt. Die Menschen dienen der Pflanze, indem sie allen Naturgewalten Rechnung tragen. Die Dienstbar-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

keit kommt deutlich zum Ausdruck dadurch, daß das Wesen ihrer Subjekte (der Pflanzen) in symbolischer Weise mit dem eigenen in sympathische Verbindung tritt. Das Prinzip der Wirtschaft ist das der Erhaltung lebendiger Kraft.

Das Wirtschaftsleben der hamitischen Kultur ist bedingt durch das Tier, das entweder gejagt oder gezüchtet wird. Der Mensch identifiziert sich mit seinem Objekte niemals, sondern nutzt es industriell aus. Das Prinzip der Wirtschaft ist das der Schaffung gestaffelter Wertsubstanzen und drängt zu deren Summierung.

Danach nun aber das Entscheidende, die Weltanschauung, die „Natur" der Kultur als Gestalt:

Dem äthiopischen Lebensgefühl ist alles unlösbare Einheit (E. E. VII, S. 124) und im Wesen dieser Einheit das Streben aller Dinge zur Beziehung richtunggebend. „Das" Irrationale ist Voraussetzung (E. E. VI, S. 598) und bedingt im Sinne eines grundsätzlich geordneten Wandels alles Körperliche. Alles Geschehen bewegt sich im Sinne des Zusammenfließens und Zusammenlegens (E. E. VII, S. 124—126). Alles Tatsächliche ist Symbol (U. A., S. 142, 144; E. E. VII, S. 129) einer Wirklichkeit. Deshalb ist alles Körperliche durchseelt (U. A., S. 77), und daher kommt in den Kultushandlungen eine hohe Form der imaginativen Vergeistigung zur Erscheinung (U. A., S. 77, 141/42). Die Menschen dieser Kultur gleiten wie im Traum durch das Leben (E. E. VII, S. 128). Wo sie sich mit der Umwelt auseinanderzusetzen haben, gehen sie aus von einem „Du" oder einem „Es" (E. E. VI, S. 510). Der Sinn des menschlichen Daseins erfüllt sich in der Hingabe (E. E. VII, S. 119, 126). — Dies Lebensgefühl geht aus von dem der unergründlichen Weite, in die das Dasein im tellurischen Sinne weist (E. E. IV, S. 105ff.; U. A., S. 69). An sich bewegen sich die von ihm erfüllten Menschen sehr leicht im Wolkenkuckucksheim, sind demnach aber auch stets bereit, das Fremde zu überschätzen und unter Eingliederung in die natürliche Ordnung ihrer Anschauungen sich anzueignen (E. E. VI, S. 511/12). Diese Kultur bildet die Gemütstiefe aus, aber schwache Charaktere. Wollen wir alles das in kurzer Formulierung zusammenfassen, so können wir sagen, daß das Lebensgefühl der äthiopischen Kultur ein solches des Wirklichkeitssinnes und ursprünglicher Mystik ist (E. E. VI, S. 508, VII, S. 126).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eine Beschreibung des hamitischen Lebensgefühles muß ausgehen von der Tatsache, daß dieses nur das Tatsächliche und Physische anerkennt und von vornherein bei jedem ihm etwa aufdämmernden Ahnen von irgend etwas Irrationalem sofort in Abwehr- und Oppositionsstellung gedrängt wird (E. E. VII, S. 130, VI, S. 511/12). Der Wille zur Macht beherrscht alles (E. E. VII, S. 126). Das „Ich" ist Ausgangs- und Mittelpunkt des Denkens (E. E. VI, S. 128/29). Dieses veranlaßt den Hamiten, sich aus dem Dasein das ihm Begehrenswerte herauszunehmen. Zweckmäßig zerlegt er das Leben (E. E. VII, S. 125, 127). — Das Entscheidende liegt in der Ablehnung alles Irrationalen. Das Lebensgefühl des Hamiten kennt die „Religiosität" nicht (E. E. VI, S. 478/79), auch wenn er sich zu einer Religion bekennen sollte; wohl aber wird er leicht deren Fanatismus verfallen (E. E. VI, S. 504). Seine Kampfweise gegen das Irrationale ist außerordentlich bezeichnend. Wie er die Leichen Verstorbener behandelt, wurde geschildert. Der ausgesprochene Wille zum Tatsachensinn erspart dem Träger der hamitischen Kultur die Gespensterfurcht nicht. Er wird mit dem unheimlichen Gefühl nur fertig, indem er den Körper, dem der gespenstige Geist entsteigen könnte, fortschafft, fesselt, in ein Fell verschnürt, mit Steinmassen übertürmt oder den wilden Tieren zur Vernichtung aussetzt. Also übersetzt er vorstellungs- und denkgemäß auch das doch nicht zu vernichtende Gefühl für das Irrationale in intellektueller Weise zur Bildung physischer Allegorien. Als Allegorie bezeichne ich die vom Subjekt ausgehende und auf das Objekt übertragene Gleichsinnigkeit (E. E. VII, S. 129, VI, S. 508; U. A., S. 144). Die Furcht vor dem „bösen Blick", vor der Verhexung durch Namennennung, vor der Verzauberung durch Verbrennen eines Haares oder Nagelabschnittes (pars-pro-toto-Zauber), wodurch dann das dem einzelnen Teil Angetane dem ursprünglich zugehörigen Gesamtkörper widerfährt — alle diese Schrecksymptome belegen das (E. E. VII, S. 53/54; U. A., S. 144). Desgleichen der Bildzauber (U. A., S. 34, 144), der Blutzauber (E. E. VII, S. 53—55). So erfährt die Materie in dieser Kultur eine spirituelle Vergeistigung (U. A., S. 75/76). — Das Lebensgefühl der hamitischen Kultur kennt keine gleitende Ebenmäßigkeit. Daseinskampf, Machtgier, Ehrgeiz und Genußsucht drängen von einer gewaltigen Handlung zur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

andern und schleudern jedesmal von anfänglich äußerster Anspannung aller Kräfte und Erregung herab zur Ernüchterung im Rückschlag. Das ist die Bewegung von einem Lebensrausch zum andern (E. E. VII, S. 128) und bedingt mit dem zähen Festhalten in trotziger Auflehnung gegen das Irrationale in der Ernüchterung doch wieder gespensterhaft das Höhlengefühl des chthonischen Menschen (U. A., S. 69; E. E. IV, S. 105). — Der harte Lebensstil der hamitischen Kultur erzieht Charaktere; das Ichbewußtsein des Machtwilligen und deshalb Egozentrischen macht ihn unfähig, den Sinn anderer Kulturen zu erfühlen (E. E. VI, S. 511/12) oder sich ihm gar hinzugeben. — In kurzer Formulierung mag man diese hamitische Kultur als eine solche des Tatsachensinnes und ursprünglicher Magie benennen (E. E., S. 505ff., 508; IU. A., S. 116, 144).

Folgendermaßen sieht also eine Gegenüberstellung der wichtigsten Stichworte aus:

Äthiopische Kultur	Hamitische Kultur
Sinnwille	Machtwille
Symbole	Allegorien
Weitengefühl	Höhlengefühl
Traumnaturen	Rauschnaturen
Wirklichkeitssinn	Tatsachensinn
Mystik	Magie

Darüber hinaus wollen wir aber nicht vergessen, daß der Meister der äthiopischen Kultur die Pflanze, der der hamitischen das Tier war; dieses aber in verschiedenem, ja dem entgegengesetzten Sinne, welcher durch die beiden Worte Sinnwille und Machtwille angedeutet ist.

DIE BEDEUTUNG DER RÄUME
— auch derer Europas

Die beiden Kulturen, Äthiopik und Hamitik, haben sich auf unserem Wege, — vorausgesetzt, daß des Verfassers Darstellungsweise sich bewährt hat — als bedeutungsvolle und charaktervolle Erscheinungen des Lebens erwiesen. Es sind Gestalten, die heute noch faßbar sind, deren Wesen aber alle Merkmale außerordentlich weit zurückliegender Naturwerdung trägt. Sie sind noch so schlicht und weisen so einfache Struktur auf, daß die Hoffnung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

berechtigt erscheint: sie möchten uns doch vielleicht die Möglichkeit bieten, eine Problemstellung betreffend das Kulturwerden zu finden. Welches ja unsere Hauptsorge sein muß.

Aber gerade als Vorbereitung für ernstere Fragen kann die Erkenntnis rein afrikanischer Phänomene solange noch nicht befriedigen, als deren schlichte Natur noch als etwas nur ganz alten und einfachen Lebensformen Eigentümliches erwiesen ist. Betrifft das, was sich hier erschließt, nicht etwa nur jene „Allereinfachsten"? Und bieten nicht etwa die „hohen Kulturen", in denen der Mensch „noch souveräner" geworden ist, ganz andere Tatsächlichkeiten und — Wirklichkeiten? Was gehen mich, — so höre ich den selbstherrlichen Träger der modernen euramerikanischen Kultur fragen — was gehen mich, „der ich die Naturkräfte beherrsche und die Welt nach meinem Willen gestalte", die Beziehungen jener Wildlinge zu ihrer „primitiven" Kultur an?

Wer nun immer auch solche Fragen stelle, — sie sind berechtigt, und sie sollen, wenn auch noch so knapp, beantwortet werden.

Es ist selbstverständlich, daß die Existenz dieser gern so benannten primitiven Kulturen auch einmal für Europa angenommen und auch nachgewiesen werden kann. In der gleichen Weise wie der Waldpygmäe sein Wild im Bilde bannt und die Möglichkeit des Blut- und Rachezaubers durch magische Handlung aufhebt (U. A., S. 34ff.), in der gleichen Weise müssen auch die Künstler, die zur Eiszeit und im Jungpaläolithikum die herrlichen Bilder in den Höhlen Südfrankreichs malten, empfunden und gedacht haben (vgl. E. E. VII; Teil 1, Mahalbikultur!). Der raubtierartig maskierte Magier, der in Afrika die reifende Jugend weiht, ist in der Höhle von Troisfrères abgebildet als Beleg einer bis in die Renntierzeit zurückreichenden Einheit. In der Arbeit über den kleinafrikanischen Grabbau (Berliner Zeitschrift für Prähistorie 1915) wurde nachgewiesen, daß die Beutelkeramik des „westeuropäischen Kulturkreises" identisch ist mit hamitischer Hautindustrie. Solche Übereinstimmung reicht zurück bis in die Periode vor der letzten Eiszeit, bis in das „Chelléen". Dieses belegt eine von Prof. Obermaier ausgearbeitete Karte, die ich als Abb. 23 hier wiedergebe.

Wie man aus diesem Bilde ersieht, reichte die Kulturbeziehung der afrikanischen Hamitik vom Anfang an aber von Süden her

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nur bis an die Grenze Deutschlands. Deutschland war, das können wir heute schon sagen, niemals Heimatsgebiet der Hamitik. Das läßt sich an vielen Beispielen nicht nur der Prähistorie, sondern auch der Ethnographie belegen. Die Felshöhlenmalerei fehlt. Feinziselierung und Plastik haben zuweilen die Grenze überschritten und sind auch auf bestimmter Straße durch Deutschland nach Osten gewandert. Von Westen her sind „Symptome" der magischen Kultur über Deutschland hergezogen, sind auch hier zeitweilig Sitte geworden, aber das Wesen einer hier mit dem Boden immanent verbundenen anderen Kultur hat immer wieder durchgeschlagen. Die Konstanz im Wesen der Raumbilder ist geradezu erstaunlich. Wenn die Westvölker zum Buttern immer wieder zur Girbe und dem System des Schaukelns greifen, gelangt östlich des Rheins stets das System der Kirne durch. Alles, was aus dem Leder geboren ist, die Beutelkeramik, der Dudelsack, das Lederboot, der Wasserschlauch gehört dem Westland, alles Hölzerne vom Mörser bis zur Tonne usw. dem Lande östlich des Rheins. Dutzende von kleinen gleichsinnigen Merkmalen sind es, die der Kulturmorphologe zu erkennen vermag. Teils sind sie urtümlich, teils beweisen sie bestimmte Prädispositionen. Die Westkulturen neigen zum Denken in der Vier,

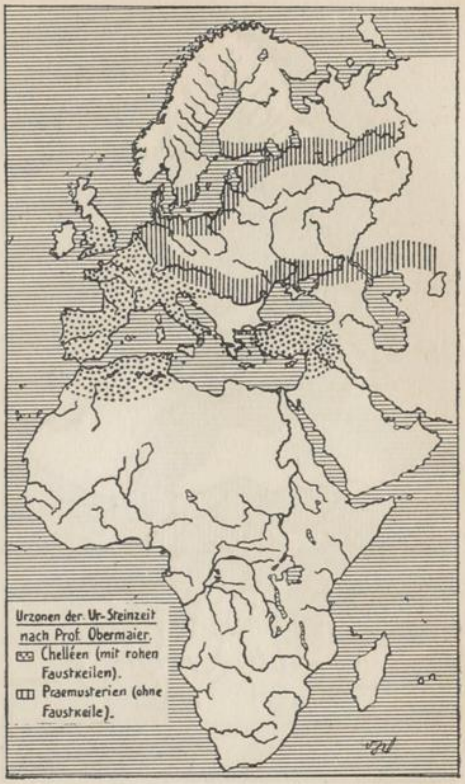

Abb. 23 Eurafrika: Urzonen nach Obermaier

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die ostrheinischen zu dem in der Drei (siehe nächstes Kapitel). Die Westvölker weichen sich bei Begegnung links, die Ostrheinler ursprünglich rechts aus. Das aber muß tiefliegende Gründe haben. denn auch nach der Einführung des Eheringes legten diese ihn an der rechten Hand, jene an der linken Hand an. Ein sehr wichtiges Symptom, denn wir müssen uns vergegenwärtigen, daß heute noch alle weiblichen Kleider nach links, alle männlichen nach rechts geknöpft werden.

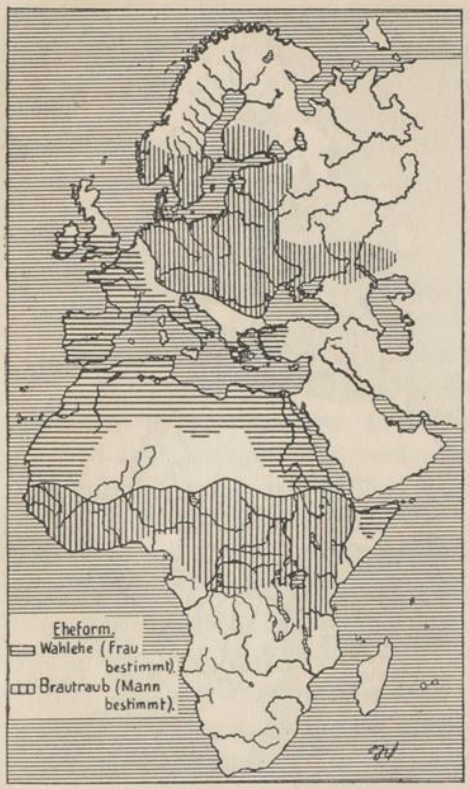

Abb. 24 Eurafrika: Brautraub und Wahlehe

Die Erkenntnis solcher Tatsachen drängt zur Untersuchung der Ordnung im Geschlechtswesen und zum Vergleich mit den beiden Grundformen afrikanischer Gemeinschaftsgestaltung. Wir sahen das Weib als leitendes Wesen im Clan, den Mann als solchen in der Sippe. Und in der Tat sehen wir die hamitische Wahlehe als Grundprinzip in den hamitischen wie in den mediterranen und westeuropäischen Kulturen. Sie wird hier bestimmt durch die Frau. Den Brautraub, eine typisch äthiopische Gebarung, aber treffen wir wieder in den Kulturen östlich des Rheins (Abb. 24). Und solche ethnographischen Beobachtungen erheben sich auf einem Fundament von Angaben aus dem klassischen Altertum, das seinerzeit schon von Bachofen zusammengestellt, heute noch besser bekannt ist (Abb. 25). Matriarchat bei den Hamiten im Mittelmeer und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Westeuropa; Patriarchat von Innerasien hinüberreichend bis an das Ostufer des Rheines. Das heißt also, daß das Hamitische auch hierin sich über Westeuropa erstreckt, während das Äthiopische im Ostrheinischen und Deutschen usw. seine Verwandtschaft hat. Es sind so einige wenige Stichworte geboten, die aber genügen dürften, um zu weiterer Forschung Veranlassung zu geben.

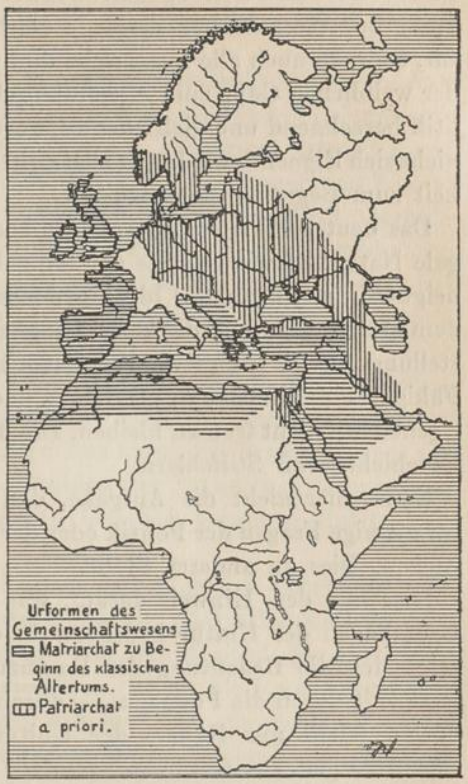

Abb. 25 Eurafrika: Matriarchat und Patriarchat

Aber das ist nur „symptomatisch" und trifft noch nicht das Wesen der Sache. Dieses erreichen wir, wenn wir uns z. B. die Tendenz vergegenwärtigen, die das Wesen der Gemeinschaftsgefühle nach historischem Verlaufe zeigt. Der französische Staat steht als ein festumrandetes Gebilde zentripetaler Struktur, also mit Ausbildung eines Mittelpunktes, vor uns. Das Deutsche Reich ist dagegen gebildet wie das Auge einer Fliege: lauter Kassetten mit „Heimatsgefühlen"; ein jedes zentrifugal gerichtet; die Gemeinsamkeit beruht nicht in einer physischen, geographischen Regelung, sondern in der Übereinstimmung der Lebensgefühle. Äußerlich und historisch kommt hierin aber das Wesentlichste zum Ausdruck.

Dies Wesentlichste nun beruht in der diametral entgegengesetzten Einstellung der Menschen dem Leben gegenüber. Der Westen verlieh dem Ausdruck im Realismus Englands, dem Rationalis-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mus Frankreichs, der Osten in der Mystik Deutschlands. Es bedarf wohl hierin keiner weiteren Ausführungen. Die Übereinstimmung mit den entsprechenden Kulturen Afrikas ist hierin eine vollkommene. Tatsachensinn in der französischen, englischen und hamitischen — Wirklichkeitssinn in der deutschen und äthiopischen Kultur! Aus dieser Übereinstimmung des Wesentlichen heraus erklärt sich nicht nur die Struktur, sondern auch alle historische und politische Auswirkung. Mit der weiblichen Gabe zum Absoluten schreitet die französische Politik berechnend und zielsicher vorwärts, lehnt alles Fremde, ihm nicht sich Eignende ab, bleibt sich stiltreu und entbehrt der Fähigkeit zum Begreifen des „Du".

Das deutsche Wesen dagegen ist bedingt durch seine zentrifugale Natur. So wie es stets zur Hingabe an das „Du" bereit ist, neigt es immer dazu, das Ideal im Jenseitigen zu suchen, das Eigne dem andern unterzuordnen, die Dinge relativ zu nehmen, die Einstellung aber in intensiver Dogmatik auszubauen. Also die große Fähigkeit, das andere zu verstehen, und die große Schwäche, dem eigenen Stil nicht treu zu bleiben. Die deutsche Geschichte ist eine Geschichte von Stilfehlern.

Es ist hier nicht die Aufgabe, den Wert solcher Erkenntnis für etwaige Fragen der Politik oder der Selbstgestaltung zu untersuchen. Dies an anderer Stelle.

Hier nur den Hinweis darauf, was solche Erkenntnis für die Grundlagen der Kultur bedeutet. In erhabener Monumentalität zeigt sich die Bedeutung der Raumzugehörigkeit und der Stilfestigkeit durch die Perioden, — durch geologische Perioden hindurch. Nicht nur Räume der Kulturen waren in der Eiszeit schon die gleichen wie heute, sondern auch die Grundzüge ihres Wesens. Im Grunde genommen hat der Tatsachensinn der dem französischen Boden zugehörigen Kultur sich im Laufe der Jahrtausende kaum geändert, mit dem Wirklichkeitssinn der Äthiopier und der Deutschen dürfte es sich nicht anders verhalten.

Demnach also hat sich uns ein Weg erschlossen, der sicher genug scheint, um ihn auf der Suche nach einer gesunden Problemstellung mit Hoffnung auf Erfolg beschreiten zu dürfen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dies ist unser Weg: Wir kommen her von der Betrachtung alter Kulturen und alter Zeiten, in denen Tier und Pflanze Lehrmeister und Vorbild des Menschen und seiner Gebarung waren; unser Gang ist gerichtet auf die Untersuchung von Kulturen und Zeiten, in denen die Gestirne das gleiche Amt der Meisterschaft übernehmen. Die Wegführung wird darin bestehen, auch wieder von der Einstellung des Menschen auszugehen. Diese muß aber anders bedingt sein als jene, die Pflanze und Tier gegenüber eingenommen wurde. Denn Pflanze und Tier wurden zu Lehrern, indem sie die Lebensform in materieller Weise bedingten, während die Gestirne in direkter Weise hierfür zunächst nicht in Betracht kommen konnten. Erst in unserer späten Zeit kann mit Ernst in Frage gezogen werden, ob nicht die Strahlen der Sonne und die mit dem Mond in Verbindung stehenden Gezeiten nutzbare Kräfte darstellen.

Also wenn die Gestirne ebenfalls in den großen Lehrkörper eintraten, so kommt hierfür sicherlich die materielle Kultur nicht in Betracht. Ihre Macht ging aus von dem Einfluß, den sie auf die Vorstellung des Menschen ausübten. Somit muß auch der Gang unserer Untersuchung anders gerichtet sein als der des vorigen Stückes. Indem wir die Untersuchung von Beobachtung der Vorstellung aus beginnen, können wir ihr das zugrunde legen, was als letzte Fassung in den Monumenta Terrarum Teil II (E. E. VII, S. 175) zur Veröffentlichung gelangte.

MYTHOLOGISCHE KONSTELLATIONEN

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß alles das, was die großen Mythologien uns bieten, schon einer späteren Zeit angehört. Es gab natürlich nicht von Anfang an Sonnenhelden und Mondheroen, überhaupt nicht irgendwelche Gestirngottheiten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Solche Gestalten stehen im Verhältnis zu ursprünglichen Vorstellungen wie etwa die Werke des Phidias zu einem neolithischen Menschenbildchen. Wie nun aber kann es gelingen, bis zu jenen Anfangserscheinungen vorzudringen?

Einige sehr beachtenswerte Erfahrungen meiner letzten Reise haben gezeigt, daß ein früher eingeschlagener Weg der richtige sein muß. Diese Bestätigung fand ich in Indien. In der Mythologie und Götterlehre des Hinduismus sind bekanntlich sowohl der Mond wie die Sonne durch männliche Gottheiten vertreten, die denn auch in figürlicher Darstellung inmitten jeder plastischen Repräsentation der „9 Planeten" als solche zu sehen sind. Diese beiden Götter sind männlich in jeder allgemein bekannten oder lokal begrenzten Sage über Götterschicksale. Ganz anders aber stellte die Sache sich dar, wenn ein Eingeborener mit Hinweis auf das Gestirn gefragt wurde, welchen Geschlechtes es sei. Angenommen, daß das befragte Individuum überhaupt darauf einging oder eingehen wollte (auch in Indien herrscht eine ausgesprochene Tendenz ins Materialistische und eine entsprechende direkt verblüffende Vernachlässigung aller Geistesinteressen), so kam unfehlbar stets die selbstverständliche Inanspruchnahme beider Gestirne als weibliche Wesen zum Ausdruck; es ist nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß von Anhängern des Hinduismus die Gestirne als männlich bezeichnet wurden; nur einige Anhänger des Ayanarkultus wichen betreffend den Mond ab. Erläuternd wurde aber mehrfach versichert, daß der Mond als weibliches Wesen dem Beobachter etwas über das Schicksal seiner Mutter, der Venusstern als ebensolches etwas über das seiner Geliebten oder Gattin zu verkünden vermöge. — So zeigte sich also, daß unter der fast alles (nur nicht den Ayanarkultus) beherrschenden mythologischen Anschauung des Brahmanismus noch eine andere Einstellung als die der Vorzeit erhalten ist, die in der Inanspruchnahme der Gestirne selbst als geschlechtlich bedingte Wesen zum Ausdruck kommt.

Die allgemeine Mythenforschung hat zu einer Auslegungskunst geführt, zu Dogmen, in denen Sonnenstich und Mondsucht arge Orgien feierten, die auch mich seinerzeit in den Bann ihrer Reize gezogen haben. Die Erkenntnis von der volkstümlichen Geschlechtsbestimmung der Gestirne hat uns den Weg gewiesen, auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem wir uns von den Gefahren der Deutung und Interpretation frei halten können. Denn auch hier wie auf so viele andere Fragen führt die Zusammenstellung der „Tatsachen" auf Karten zu vielsagenden Raumbildern. Die Geschlechtsbestimmung der Gestirne bei den verschiedenen Völkern ist keine willkürliche, sondern ist nach einer Gruppierung geschehen, die als geordnete Raumverteilung in Erscheinung tritt.

Außerordentlich beachtenswert ist es nun, daß die Geschlechtsbestimmung der Gestirne so gut wie nie — wenigstens ist mir kein Fall solcher Art von irgendeinem Volke irgendeines Erdteiles bekannt geworden — ein Gestirn allein betrifft. Die Gestirne treten als Geschlechtswesen nirgends allein auf, sondern es stehen stets deren zwei, deren Geschlecht sich irgendwie ergänzt, nebeneinander. Die Beachtung der Gestirne führt also zu einer Paarordnung. Von solcher nun kommen vier hauptsächliche Paare in Betracht, welche sind:

I. die Zusammenstellung von Mond und Sonne als zweier männlicher Wesen und als Zwillinge (= Zwillingskonstellation);

II. die Zusammenstellung des Mondes als Mann und der Sonne als Frau als eines Geschwisterpaares (= Geschwisterkonstellation);

III. die Zusammenstellung des Mondes als Mann und des Venussterns als eines Liebespaares (= Venuskonstellation);

IV. die Zusammenstellung der Sonne als Mann und des Mondes als dessen Geliebte oder Gattin (= Gattenkonstellation).

Alle vier Gruppen bieten ein selbständiges Gebiet der Verbreitung, welcher wir kurz einige Worte widmen werden.

I. Die Zwillingsgruppe der Brüder Mond und Sonne ist im wesentlichen beheimatet auf den Südspitzen der Kontinente, also auf dem Südrand der Ökumene. (In Südafrika die Buschmänner, im Norden vereinzelte Reste bei den Wambugwe, bei einigen Galla und vielleicht im alten Ägypten; gelegentlich auf Neuholland; viele Völker Südamerikas und im Gebiet südöstlich der Anden vorherrschend.) (E. E. VII, S. 264ff., Abb. 26.)

II. Das Geschwisterpaar Mond und Sonne beherrscht 1. die nördlichen Landmassen zwischen dem Rhein über Innerasien hinweg bis Grönland (beginnend mit der Edda, umfassend Litauen, Rußland, Serbien, Bulgarien, Mazedonien, Samojeden, Ostjaken, Mongolen, also ziemlich das ganze Nord- und Hochasien, Japan,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tschuktschen, Nordwestamerikaner, Eskimo und die nach Süden zu benachbarten Algonkin usw. (siehe E. E. VII, S. 256ff.); 2. hieran anschließend eine Kette vereinzelter Vorkommnisse in einer über Hinterindien und das Bandameer bis Polynesien hinein sich erstreckenden Verbreitungsbahn; 3. ein Ausläufer über Syrien und das alte Hebräertum bis Südarabien und in Nordafrika eine Ausfüllung des Raumes zwischen Mittelmeer und dem Sudan mit Ausnahme Ägyptens (Abb. 26).

III. Das Liebespaar Mond und Venus gehört heute vor allem dem äquatorialen Afrika und zwar den mittelerythräischen Varianten der äthiopischen Kultur an. Wie die letzten Forschungen er-

Abb. 26 Verschiedene Betrachtung der Gestirne
(I lunar, II solar, III fossil, IV lunar, aber nicht Sonne, sondern Venus Geliebte des Mondes).

geben haben und wie in den Büchern „Erythraea" (Atlantisverlag 1930) und „Indische Reise" (Reimar Hobbing 1930) dargelegt ist, ist die Anschauung aber in diesen Ländern nicht urheimisch, sondern gelangte dorthin mit einer von Nordosten her stammenden Kultur. Es soll nachher gezeigt werden, daß diese Vorstellung ursprünglich über Elam die Ufer des Indischen Meeres eroberte, wofür gelegentliches Auftauchen bei den Dravida spricht. Daß sie einstmals weit nach Osten und bis nach Zentralamerika wanderte, ist wahrscheinlich.

Allein schon diese Raumbilder (Karten) zeigen, daß diesen verschiedenen „mythologischen Konstellationen" eine sehr verschiedene Bedeutung nicht sowohl hinsichtlich Ausbildung der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mythologie, sondern auch der Urtümlichkeit und des Alters überhaupt zuzumessen ist. Ohne weiteres scheiden diese Konstellationen sich in zwei Gruppen: I und II einerseits, III und IV andererseits. Die I. ist nur noch auf dem Südrand der Ökumene, hier aber fest verkörpert und erweist sich mit der Existenz in Verarmung und der Lage auf den Endzipfeln als Symptom einer fossilen Kultur. Die II. ist in den Nordlandmassen ungestört und verankert. Beide liegen außerhalb des großen historischen und vorgeschichtlichen Geschehens.

Im Gegensatz hierzu zeigen die Raumbilder der anderen beiden mythologischen Konstellationen Lagerung in den Gebieten, deren kulturelle Eigenarten sowohl im Sinne der Ethnologie wie der Geschichte auf allen Gebieten Belege für mächtige Umwandlungen im Verlaufe der letzten Jahrtausende aufzeigen. Die Wanderung der hohen Kulturen von Westasien an den Ufern des Mittelmeeres entlang ist eigentlich unsere „Weltgeschichte". Die Randländer des Indischen Ozeans treten in ihrer alt- und vorgeschichtlichen Größe immer markanter hervor. Die Bedeutung des Pazifischen Ozeans mit den Kulturen Hinterindiens und Chinas auf der einen Seite, denen Zentral- und Westamerikas auf der andern und den polynesischen in der Mitte wird von Tag zu Tag durchsichtiger.

Und dennoch wird ein geschulter Blick bei ernsterer Erwägung bestimmte große Unterschiede nicht übersehen. Die großen mythologisch-weltanschaulichen Umbildungen können sich nur am Rande des Pazifisch-Indischen Ozeans ausgebildet haben. Was als poseidonische Mythologie im Mittelmeer von den Griechen angetroffen wurde, ist schon Ausfluß spätmythologischer Gestaltung. Eine „frühzeitlich hohe Mythologie" ist bis heute im westlichen, d. h. eurafrikanischen Länderblock nicht zutage getreten. Die III. (Venus-)Konstellation ist eine verhältnismäßig junge und kommt für Aufsuchung der mythologischen „Ur"-Quellen nicht in Betracht (siehe weiter unten), wenn auch wahrscheinlich erst unter ihrem Einfluß „die hohe Mythologie" ihre gewaltigste Gestaltung erhielt.

Wenn wir aber nun die III. Konstellation und alles, was sich als letzte Gipfelbildung mythologischer Größe in den Westländern gestaltete, in Abzug bringen dürfen, so bleibt doch auch für sie ein ungemein wesentlicher Rest, d. i. das, was sich uns in der at-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lantischen Kultur Afrikas und im großen nordostafrikanisch-westeuropäischen Felsbilderbuch erhalten hat. Die Mahalbikultur zeigt uns schon den vom männlichen Widder getragenen Sonnenball. Ihre Mythologie bietet als Herrn der Tiere eine männliche Sonne. Das Tagesgestirn wird allegorisch dargestellt als männlicher Löwe usw. (vgl. E. E. VII, Erster Teil). Gerade dieses Motiv des Löwen mit dem Enfacekopf aber wird uns zum Symbol einer mächtigen Wanderung. Im Westen tritt es auf in der Renntierzeit, spätestens im Magdalénien. Es muß dann auf der Mittellandbahn nach Osten gewandert sein und tritt in der westasiatischen Kultur wieder auf. (Die Beweisführung im einzelnen muß einer anderen Gelegenheit überlassen werden.)

Das heißt also, daß die Vorstellung einer männlichen Sonne schon in dieser „vormythologischen" Kultur vorhanden war und in bildlicher Allegorie von Westen nach Osten wanderte, daß sie dann hier in Westasien, vielleicht vom Ufer des Schwarzen und Kaspischen Meeres aus ihre bildmäßige Gewalt ausübte. Inwieweit solche Feststellung uns wichtig ist, wird im nachfolgenden erklärt werden.

Hier begnügen wir uns mit der Feststellung, daß das „Geschlecht der Gestirne" sich bis in sehr weite Zeiten und bis in vorzeitliche Kulturen zurückverfolgen läßt; daß solche Vorstellungen nicht launenhafter Willkür unterworfen waren; daß aus der geordneten Verbreitung vielmehr ein durch Raumeigenarten bedingter Sinn spricht.

DIE SPRACHE DER ZAHLEN

Diesen Sinn zu erörtern soll uns eine andere Materie dienen, die Zahlenkunde. Es muß jedem, der auf das Vorkommen der Zahlen in Volkserzählungen oder auf die Verwendung bei Volksgebräuchen achtet, auffallen, daß in bestimmtem Zusammenhange immer wieder die gleichen Zahlen auftauchen. Ebenso beachtenswert ist es aber, daß alle Völker mehr oder weniger deutlich bestimmte Zahlen bevorzugen. Diese Bevorzugung von Zahlen ist aber ebensowenig launenhaft und willkürlich, wie die Vorstellung vom Geschlecht der Gestirne oder aber wie die anderer Konstellationen. Auch hier wieder ergeben sich beim Nachprüfen der Verbreitung bestimmter Bevorzugungen deutliche Raumbilder. Auch hierüber ist früher schon Zusammenfassendes gesagt (E. E. VII, S. 301ff.).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das für uns hier Wichtige ist zunächst, daß die Raumbilder der Zahlenbevorzugung sich im wesentlichen mit der der mythologischen Konstellationen decken. Und zwar entspricht der I. (Zwillings-)Konstellation die zwei als bevorzugte Zahl, der II. (Mondgeschwister-)Konstellation die drei und der IV. (Gatten-)Konstellation die vier. Daß wir der III. (Mond-Venus-)Konstellation wahrscheinlich die sechs, vielleicht auch die sieben und die zwölf werden zuzuschreiben haben, darüber nachher mehr (Abb. 27).

Die erste Tatsache der Bevorzugung bestimmter Zahlen und die zweite, daß deren Verbreitung mit derjenigen der mythologischen

Abb. 27 Die Erdräume der Urzahlen
(I die Herrschaft der 3; II das Übergewicht der 4; III die 2)

Konstellationsvorstellungen übereinstimmt, ist aber für uns bei weitem nicht so wichtig wie die dritte: daß nämlich den verschiedenen Zahlen eine ganz verschiedene Sinngabe gewidmet ist; und zwar dies ganz besonders die Zahlen drei und vier betreffend.

Beginnen wir mit der Vier. Nach Osten hin deckt sich das Bild ihrer Verbreitung mit der IV. (Gatten-)Konstellation. Denn dem Westen zu ist sie wohl neuerdings erst durch das siegreiche Fortschreiten der III. (Venus-)Konstellation stark verdrängt; sie beherrscht aber immer noch Ägypten, ist mit den syrtischen und den erythräischen Kulturen in den Süden eingedrungen und kommt sogar in der modernen Literatur der Westvölker immer wieder zum Durchbruch. Damit ist schon ein sehr wichtiges Merkmal der Verbreitung ausgesprochen: Diese ist an den Gestaden und auf den Inseln des Pazifischen Ozeans am intensivsten und zum Teil sogar

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fast ausschließlich herrschend; sie tritt an den Ufern des Indischen Ozeans zurück und wird am Rande des Mittelmeeres von der III. (Venus-)Konstellation so weit beeinträchtigt, daß sie vielfach unscheinbar wird.

Im Rahmen dieser Verbreitung also kommt intensivere Verwendung neben Verkümmerung vor. Aber mehr noch: wir können Provinzen des Vorkommens feststellen, in denen die Verwendung sinnvoll, andere, in denen sie spielerisch ist. Für letztere Erscheinung ist Nordwestamerika charakteristisch, in dessen reicher Mythenwelt überhaupt kaum andere Zahlen als die 4 vorkommen und diese verwendet sind als Anzahl der Proben der Helden, als Anzahl von Versuchen, als Anzahl von Freunden und Feinden, als Angabe der Häufigkeit von Personen, Ereignissen, Zeitabschnitten, Raumausdehnungen und Raumabschnitten. Hier ist die Zahl 4 augenscheinlich Mode geworden. Der ursprüngliche Sinn tritt auch noch in Erscheinung, fällt aber inmitten der Wucherung nicht mehr auf.

Der ursprüngliche Sinn der 4 ist am bedeutungsvollsten gegeben in den vier Kardinalpunkten, den Himmelsrichtungen. Von Peru bis nach Nordmexiko sind ursprünglich Staaten mit 4 Provinzen und Städte mit 4 Toren angelegt gewesen. Ebenso anscheinend in Altchina wie in Altindien, in Westasien, in der etruskischen Kultur. Die Stadtanlage mit 4 Toren zog mit der syrtischen Kultur vom Mittelmeer aus in den Sudan ein; die Gliederung der Staaten in 4 Provinzen und 4 Erzbeamte in Äquatorialafrika durch beide Einfallpforten.

Und ebenso sind häufig geordnet die Kirchhöfe und die Grabanlagen, die Gärten und die Tempel. Das alles aber entspringt den Vorstellungen vom Bau der Welt oder der Ausdehnung, resp. der Anlage der Erde.

Im Sanskrit wie im Persischen sind die Welt oder die Erde vierufrig, vierseitig, viertorig, vierendig. Vier Paradiesflüsse. Die Herrscher werden im Sanskrit, im Altbabylonischen, im Chinesischen wie in Peru genannt: die Beherrscher der 4 Meere, der König oder Herr der 4 Weltgegenden, der Herr der 4 Sonnen. Die Verwendung von heiligen Farben für die 4 Weltgegenden reicht von Zentralamerika bis ins östliche Mittelmeer (pythagoreische Lehre) und hat von Westasien aus mit der atlantischen Kultur Westafrika er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

reicht. Diesem Grundsinn folgen Spezialanwendungen. Hier wohnen 4 Völker nach den entsprechenden Richtungen, dort sind 4 Kasten siedlungsmäßig den Kardinalpunkten zugeordnet und dann wieder 4 Orden.

Fassen wir alles zusammen, so ergibt sich diese 4 aus der Betrachtung des Raumes in der Ebene. Sie entsprechen unseren Himmelsrichtungen. Die 4 drückt also ein in der Horizontalen basierendes Raumgefühl aus. Es ist aber ein Raumgefühl, welches von der Vorstellung vom Himmel ausgeht. Gliederung erfolgt durch den Verlauf der Sonne, die von Osten nach Westen verläuft. Hierfür haben wir eine wichtige Bestätigung in der durch das ganze Gebiet der Viererordnung verbreiteten und mit ihr im Zusammenhang stehenden Symbolik der Svastika (des Hakenkreuzes) und des „sakralen Umganges" (hierüber später weiteres). Der heilige Umgang muß bei Stadtgründung wie Tempelweihe, bei Fürbitte wie bei irgendeiner heiligen Zeremonie stets von links nach rechts über die 4 Kardinalpunkte ausgeführt werden. Er entspricht in bewußt durchgeführter Weise dem Lauf der Sonne. Die Sonne entscheidet. Die mit solchem sakralen Umgang und unter Führung der Pflugschar vorgenommene weihevolle Gründung einer Stadt bedeutet nichts anderes als Projektion des „Bildes der Welt" auf die Erde. Ein Mikrokosmos wird geschaffen nach dem Vorbilde des Makrokosmos. Der Gestalter des Makrokosmos ist aber der Sonnengott. Die Sonne ist es, die den Raum ordnet. Die 4 ist die Zahl der Sonne. In ihr ist ein Raumbegriff verkörpert. —

Die 3 gehört den gesamten nördlichen Landmassen vom Rhein bis Grönland und dem westlichen Eurafrika, von Lappland bis Südafrika (mit Ausnahme des dazwischengeschobenen Mittelmeerkeiles) an. Es gibt hier große Gebiete, in denen die 3 ebenso wuchert wie etwa die 4 in Nordwestamerika. Und dennoch ist die 3 eine solidere Zahl als die 4 (denn 3 Himmelsrichtungen kommen nicht vor). Man kann sagen, daß die 3 ohne Auftreten der 4 keine Schmälerung an Sinn bedeutet, daß aber die Verwendung der 4 für alles stets einer Vernachlässigung gleichkommt (da aus drei Jahreszeiten leicht vier werden).

Dem Sinn der 3 kommen wir schon bei der Beobachtung des kleinsten Aberglaubens nahe. Wer Unglück berufen will, klopft dreimal gegen Holz; wer Glück anlocken will, winkt bei dem Blick

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf Heu dreimal oder knickst dreimal bei der Begegnung mit einem Schornsteinfeger. Drei Abenteuer hat der nordische Märchenheld zu überwinden. Drei Brüder ziehen zur Unternehmung aus. Die 3 ist die Zahl der Wiederholung und die Zahl der Zeitordnung. Kelten und Slaven, Perser, Ionier und Westasiaten, die alten Ägypter und wohl auch das alte Rom kannten ursprünglich nur drei Jahreszeiten. Die vierte (der Herbst) wurde erst unter asiatischem (?) Einfluß eingeführt. Drei Schicksalsschwestern hat die nordische Mythologie; drei Moiren Griechenland; drei Schritte macht Vischnu, womit das Bild der Trimurti vorbereitet ist: Werden, Sein und Vergehen; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Dann dazu eine Eigentümlichkeit der Sakralganginstitution. Wir sahen oben, daß der heilige Umgang im Sinne des Sonnenlaufes und über die vier Kardinalpunkte erfolgen muß. Insofern ist es eine deutlich der Viererordnung und der IV. mythologischen (Gatten-) Konstellation, also dem Gebiet des Sonnengottes zugehörige Sitte. Aber tritt diese Beziehung auch noch so markant hervor, so weist ein zweiter Charakterzug doch mit gleicher Entschiedenheit auf die Zugehörigkeit zur Dreierordnung: der Umgang muß stets dreimal erfolgen. Hier stoßen wir also zum erstenmal auf eine Verbindung der zwei Grundzahlen, und gleich hier tritt deren prinzipieller Sinn unverkennbar hervor: die 4 charakterisiert den Raum, die 3 versinnbildlicht die Bewegung. Diese Bedeutung der 3 ist es, die die Häufigkeit der Verwendung in der Märchen- und Erzählungskunst erklärt: es sind 3 Burschen, ein ältester, ein mittlerer und ein jüngster, die an einer Unternehmung teilnehmen, und der Jüngste ist der endgültige Sieger; drei Unternehmungen folgen sich, und die letzte schließt den Vorgang ab. Diese Reihenfolge ist aber nicht nur eine solche der Zeit und der Bewegung, sondern sie kann auch zu einer räumlichen werden. Nie in der Horizontalen, in der die 4 stets herrscht (soweit sie überhaupt beachtet wird!), wohl aber in der Senkrechten. Dann bilden sich die uns so natürlichen drei Weltschichten aus: im Germanischen die der Asen, die der Riesen und die der Unterwelt, gleiches in Indien; bei Griechen die des Zeus, die des Poseidon, die des Hades[1].

[1] Herman Lommel schreibt in seinem Werke „Die Religion Zarathustras", Verlag von J. C. B. Mohr 1930, S. 142/43: „Zunächst aber halten wir zu einer allgemeineren Betrachtung ein und vergegenwärtigen uns in aller Kürze

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fast deutlicher noch als der der 4 tritt aus dem Bestand von Anschauungen und Sitten der Ordnungssinn der 3 hervor. Zuerst die große Gruppe der 3 in der Gliederung der Zeit, dann die andere, in der sie Ausdruck der Bewegung ist, die sich sinngemäß auch aus einem Verlassenen, einem Eingenommenen und einem Erstrebten (oder Erzielten) zusammensetzt. Die 3 drückt also ein Zeitgefühl

---

einige kulturmorphologische Grundbegriffe, die Frobenius in seinem Buch ‚Vom Kulturreich des Festlandes' (1923) und dessen neuer Bearbeitung ‚Monumenta Terrarum' (1929) in bezug auf ursprüngliche Ausdrucksbedeutung der Zahlen dargestellt hat. Da ist die 4 Ausdruck des zuständlichen Seins, der horizontalen Raumerstreckung, des übersichtlich Gestalteten. Und wie in der 4 das Beharrende, Geformte sich einen Ausdruck sucht, so in der 3 das Dynamische, die schicksalhafte Bewegung, die Zeit und die vertikale Schichtung des Raums. Gilt dies von primitiven Kulturen in der Weise, daß die eine oder die andere Auffassung der Welt herrscht oder wenigstens vorherrscht, so durchdringt sich beides in den Hochkulturen. Oft wird dabei die Ausdrucksbedeutung der Zahl abgeschwächt. Mit einer ganz besonderen Klarheit ist jedoch das zoroastrische Weltbild nach dem Grundsinn dieser Zahlen gestaltet, die in ihrer vollen Ausdruckskraft darin herrschen. Darum hat sich uns der Zustand der zoroastrischen Welt dargestellt in einem viergliedrigen Schema, in dem noch die anfängliche, in Urkulturen herrschende 2 sich stets als die Konstituante erkennen läßt und die Vierteilung des Alls sich bald als 2 mal 2 und bald als 2 und 2 darstellt. Gewaltige Spannungen sind in diesem Schema ausgedrückt, aber sie scheinen gebunden zu sein, und ihre Dynamik entfaltet sich erst in der 3 des zeitlichen Ablaufs, wo die ausgebreitete Zuständlichkeit sich in ein lineares Geschehen zusammenzieht und die 9 aus 3 mal 3 und aus 3 und 3 und 3 entsteht.

Wie lebendig übrigens der Ursinn der Zahlen in Iran ist, geht noch aus einer bemerkenswerten Stelle Plutarchs über Ohrmuzd hervor, deren Inhalt nun freilich nicht für den eigentlichen Zoroastrismus in Anspruch genommen werden kann, aber von Interesse ist, sofern es gilt, den Zoroastrismus in Zusammenhang iranischer Weltbetrachtung ganz allgemein zu stellen: ‚dann vergrößerte sich Oromazes dreimal und war in so weitem Abstand von der Sonne, wie die Sonne von der Erde entfernt ist.' Ein Mythos von stückweise aufeinanderfolgender Ausdehnung des Gottes, der dabei wohl gewissermaßen mit seiner Schöpfung identifiziert ist, findet sich da in eigentümlicher Weise verknüpft mit der Lehre von drei übereinandergelagerten Welten; der oberste, der Himmel Gottes, der über dem Sonnenhimmel ist, ist noch nicht, wie später, wo die Himmelsvorstellungen reicher ausgebildet wurden, wirklich zum ‚dritten Himmel' geworden.

Um so deutlicher aber ist hier die Entsprechung zwischen der Rolle der Dreizahl zur Darstellung der in der Zeit aufeinanderfolgenden Ereignisse und zur Darstellung der von unten nach oben sich erhebenden Raumausdehnung."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aus, das zunächst keinerlei Beziehung zum Raum hat, eine solche aber später gewinnen kann, was dann jedoch zu einer Blickrichtung in der Vertikalen führt. Fragen wir nun nach dem Lehrer dieser das Lebensgefühl bedingenden Einstellung, so kann hierauf mit dem Hinweis auf eine sehr beachtenswerte Erscheinung geantwortet werden: alle Völker der Viererordnung zeigen die Tendenz, die Zeit nach Tagen zu bestimmen; die Völker der Dreierordnung, d. h. die große Masse der Nordvölker Eurasiens und Nordamerikas sowie die Afrikas rechnen nach Nächten. Erstere Institution ist ohne weiteres verständlich. Sie gehört in das Bereich des durch die Sonne und den Sonnenlauf bedingten Weltgefühles. Der Sinn der zweiten Gruppe erschließt sich uns aber auch, wenn wir in Betracht ziehen, daß die Verbreitung dieser Rechnung nach Nächten sich deckt mit der Vorherrschaft des männlichen Mondes. Die Erscheinung des Mondes wird aber überall in drei Phasen gegliedert: zunehmender Mond, Vollmond, abnehmender Mond. Das Wesen, das Bild und der Wandel des Mondes erziehen zum Erlebnis der Bewegung und der Zeit. Die alles beleuchtende, ja die Erde überhaupt erst durch ihr Licht dem Gesichtsfeld des Menschen erschließende Sonne wird zur Eröffnerin eines Raumsehens, eines Raumgefühles.

Soweit wäre also das Werden der Grundlagen der Zahlensymbolik verständlich. Das Wesen dieser Zahlensymbolik haben wir hiermit aber noch lange nicht erschöpft. Wir müssen ihre „wirkliche" Tiefe erschließen und können danach erst erhoffen, deren ganze Bedeutung zu erahnen.

DIE IRRATIONALE ZAHLENSYMBOLIK

Schon in sehr alten babylonischen Texten finden wir die Angabe, daß dem Himmelsgott die Zahl 60, der Erdgottheit die Zahl 40 zukam. Das bedeutet 3 zu 2. In den Pyramidentexten lesen wir, daß von 5 Mahlzeiten 3 für den Himmel und 2 für die Erde bestimmt sind. Dies Verhältnis der 3 zur 2 finden wir in der norderythräischen Kultur von Abessynien bis zum Tschadsee wieder und zwar genau geordnet nach Geschlechtern. Die Männer haben alles dreimal, die Frauen alles zweimal zu tun; es sei nun, daß sie etwas wünschen oder verwünschen, sei es, daß es sich um Winke oder Opfergebarungen handelt. Das erstreckt sich bis auf Tä-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

towierung (für Knaben 3, für Mädchen 2 Parallellinien) und Schmuckringe (mit 3 Windungen für Knaben und 2 für Mädchen). Die 3 dem Mann, die 2 der Frau.

Diese Symbolik erinnert uns an die pythagoreische Lehre. Ihr galt die 3 wie das Dreieck als männlich und die 4 sowie das Viereck als weiblich. Dieses Verhältnis 3 : 4 ist seinerzeit mit der syrtischen Kultur nach Afrika hereingewandert und ist heute noch zwischen Senegal und Tschadsee lebendig. Besonders in den Sitten, die Lebensanfang und Ende angehen, ist die 3 für Knaben und Männer und die 4 für Mädchen und Frauen bestimmt: für die Glücksschreie bei der Geburt, die Häufigkeit zeremonieller Wäsche, den Tag der Namensgebung, die Abnahme der Nabelschnur, den ersten Ausgang der Mutter, den Tag der Bestattung, die Zahl der Opfertiere, die Datierung der Seelenwiederkehr usw. Hier bezieht sich alles auf den Eintritt ins Leben und den Tod, auf Werden und Vergehen. Stets das Männliche = 3 und das Weibliche = 4.

Darüber hinaus kommt dann aber die gleiche Symbolik z. B. bei einer Stadtgründung zum Ausdruck. Natürlich hat sie vier, nach den Kardinalpunkten gerichtete Tore, und ebenso wird ihr feierlich dreimaliger heiliger Umgang und zwar mit einem Stiere zuteil. 4 Kühe wurden in den Raum gebracht. Der Stier mußte sie bespringen und wurde danach geopfert. Sein Glied wurde in der Mitte der neuen Stadt begraben und ein Altar mit einer Grube darüber errichtet. Auf dem Altar wurden stets 3 Tiere, in der Grube stets 4 Tiere geopfert. Der Stier wird in Verbindung mit dem Monde, das Stadtbild mit dem Bilde der Sonne in Zusammenhang gebracht.

Diese Sitten und Anschauungen Innerafrikas sind wie gesagt mit der syrtischen Kultur nach dem Innern gelangt, sind also später als die pythagoreische Lehre, die augenscheinlich eine jüngere Variante westasiatischer Natursinngabe ist. Denn auf asiatischem Boden hat die Sexualsymbolik der Zahlen ihre höchste Stufe erreicht. In Indien tritt sie in der alten Kompaßlehre, in China im Pat-Kwa-System und der Lehre von Yang (= das Helle und Lichte) und Yin (= das Dunkle und Schattige) zutage. Dieses System findet seine Darstellung in wagerechten Strichen, die als einfache oder dreifache das Männliche und gebrochene oder zweifache das Weibliche charakterisieren. Das Yang-Prinzip ist männlich, das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Yin-Prinzip weiblich. Aber männlich sind auch die Kraft, die in der Zeit wirkt, die Bewegung und der Himmel, weiblich der Raum, die Ruhe und die Erde (Abb. 28).

In diesen letzten Anschauungsformen stehen wir komplizierten Gebilden gegenüber. Schon das Pythagoreische ist Endprodukt. Denn wenn in dieser Lehre 2 = weiblich und 3 = männlich, 5 = Ehe ist, so ist das ein Resultat spekulativen Denkens. Das ist schon Arbeit mit fertigen Begriffen. Wie aber ist nun wohl der Anfang eines Werdens, das so in der Begriffsbildung endet, zu finden? Auch hier wieder belegen Raumgemeinschaften anfängliche Zusammengehörigkeit.

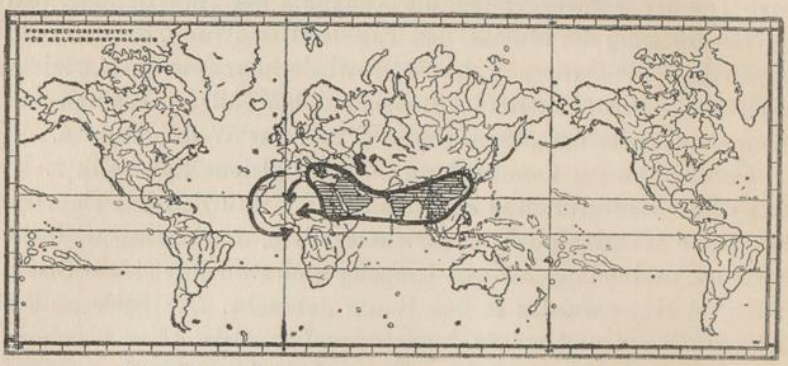

Abb. 28 Der Herd der äußeren Sexualität der Zahlen

Es wurde oben gezeigt: die Ausdehnung der reinen und unbeirrten Vorherrschaft der mythologischen Konstellation, die den Mond zum Herrn und Führer hat, erstreckt sich über die nordischen Landmassen und Großafrika (als dazwischengeschoben durch die Mittelmeerländer bildet nur die Verbreitung der IV. (Gatten-) Konstellation eine Unterbrechung, und nur im Westen ist von der atlantischen Kultur die großafrikanische Einheit angefressen); dieser Verbreitung entspricht zum zweiten aber die der Vorherrschaft der 3, die wir als Ausdruck eines durch Mondbeobachtung gewonnenen zeitbetonten Lebensgefühles kennenlernten. Hierzu kommt nun als drittes ein Ergebnis des vorhergegangenen Stückes: die Ländergruppe der nördlichen Landmassen und Großafrikas, die von den Kulturen patriarchalischer Kultur, des zentrifugalen Weitengefühles, des Wirklichkeitssinnes erfüllt ist. Also

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mondsymbolik, das Lebensgefühl der drei, der Zeit, der Bewegung und das patriarchalischer Ordnung decken sich. Vergegenwärtige sich der Leser das, was vorher über das Paideuma der äthiopischen Kultur, über das Lebensgefühl, das der Sippe im Innersten zugrunde liegt, gesagt wurde. Auch den Germanen ist der 3-Väterkreis selbstverständlich! Und so wird denn eine Zusammengehörigkeit der Zeitbetontheit (wie sie in der Mondherrschaft und der Rechnung nach Nächten zum Ausdruck kommt), der patriarchalischen Ordnung und der Natur der 3 als einer männlichen Zahl zur Selbstverständlichkeit.

Hierzu die Gegenseite, die sich genau ebenso klar in den Raumbildern dokumentiert. Der Keil der Verbreitung der IV. mythologischen (Gatten-)Konstellation schiebt sich zwischen die nördlichen Landmassen und Großafrika; das gleiche Keilgebiet muß früher der Herrschaft der 2 und 4 unterworfen gewesen sein, welche Zahlen immer noch unter der Decke der inzwischen zur Herrschaft gelangten 3 hervorleuchten. Das Matriarchat ist inzwischen gleichermaßen durch das mittlerweile weltgeltend gewordene Patriarchat — wenigstens äußerlich — verdrängt und hat sich nur nach Süden zu im Hamitischen erhalten, welches bei fortschreitender Verödung heute größere Räume als in alter Zeit gewonnen hat (Verschiebung nach Süden!).

Auch hier scheint mir urgründliche Zusammengehörigkeit unverkennbar. Die Einstellung auf Schau des durch die Sonne licht gewordenen Tagesraumes, ein raumbetontes Lebensgefühl, das in einer teilbaren Zahl zum Ausdruck kommt; das zentripetal tendierende Höhlengefühl, die Ablehnung alles Irrationalen, der Tatsachensinn, die Vorherrschaft der ins „Absolute" gerichteten Frau, das Matriarchat.

Zeit ist geordnet, aber unteilbar. Raum dagegen teilbar. In Wirklichkeit entspricht das Wesen der Zeit der 3, das des Raumes der 2. Die Zahlen sind. Die Zahlen sind irrationale Größen, die der Mensch nicht erfand, sondern die er erreichte, oder aber die sich ihm — um in meiner Sprache zu reden — in Ergriffenheiten offenbarten.

In Ergriffenheit sich dem Menschen offenbarten! Damit hat die Frage, die im sechstletzten Absatz aufgeworfen wurde, ihre Beantwortung erfahren. Es ist die nach der Geschichte der Sexuali-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tät der Zahlen und der Zahlensymbolik: In einer unfaßbaren Periode haben die Zahlen ihre Natur dem Menschen offenbart; sie erstanden ihm gemütsmäßig; in einer zweiten traten sie in sein Bewußtsein und erfüllten ihn so, daß sie im Mythos auftauchten; in die dritte und letzte gehört erst die pythagoreische Lehre. Die Intuition lag in der Entelechie, die Ergriffenheit im Beginn, der Begriff am Ende.

Also wurden die Zahlen dem Menschen zu Lehrern des Irrationalen. Denn irrational sind Zeit und Raum. Erst haben sie den Menschen „ergriffen", und dann hat er sie zu „Begriffen" gemacht.

DIE GEBURT DES SCHICKSALS

Unvollkommen wäre diese Studie, wenn wir dem Abschluß der ersten durch die Gestirne erhaltenen Schulung nicht die gleiche Aufmerksamkeit widmeten wie (im letzten Abschnitt) dem Beginn. Eine Darlegung des Abschlusses der großmythologischen Periode ist mir persönlich um so mehr Bedürfnis, als die Erfahrungen der letzten Wanderjahre, die durch Südafrika und Indien führten, vieles zur Aufklärung und Richtigstellung vieler Dinge führten, die noch in den Monumenta Terrarum mangelhaft, ja falsch gesehen sind. Es handelt sich hierbei um alles, was unsere „III. mythologische Konstellation" und deren wahrscheinlichen Einfluß auf die Gestaltwelt der IV. (Gattenkonstellation) betrifft.

Die III. mythologische Konstellation sieht im Mond die große Gottheit, in dem Venusstern seine Geliebte. Hierbei ist zu betonen, daß die Göttin an Bedeutung dem Gott überlegen, ja weit überlegen ist. In dieser Konstellation ist die Göttin führend. Es ist dies allein schon dadurch charakterisiert, daß die Beobachtung des Venussternes zur Aufstellung eines eigenen Kalenders führte, eines den natürlichen Zeiterscheinungen durchaus widersprechenden. Denn diese, die das Jahr nach Mondphasen und Sonnenumlauf, sowie nach Jahreszeiten gliedern, gelangen zu einem Jahr von etwa 360 Tagen, während das Venusjahr ein solches von 2mal 292 Tagen (je nachdem die Venus als Morgenstern oder Abendstern sichtbar ist) ergibt. Die höchste kultische Bedeutung hat diese Konstellation jedenfalls in Elam erfahren, in welchem der Venuskalender wohl entstand, während für Sumer nur noch Reste seiner einstigen Herrschaft nachweisbar sind.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mit dieser Konstellation ist ein klar umschreibbares Vorstellungsgebilde verbunden, welches wir deutlich vor Augen haben müssen, wenn wir ihre Geschichte, d. h. Einsatz, Ausdehnung und Ausgang, verstehen wollen.

Das wesentliche Motiv liegt in der zeitlichen Vorbestimmung des Todes des Gottes. Der große Gott muß sterben. Er muß das Leben einbüßen und in die Unterwelt, in den Berg eingeschlossen werden. Die Göttin (nennen wir sie mit ihrem späteren babylonischen Namen Ischtar) folgt ihm in die Unterwelt und befreit ihn nach Vollzug des Selbstopfers. Dieses große Mysterium wurde aber nicht nur in eminenten Gesängen gelehrt, sondern es wurde am großen Neujahrstage gefeiert und — dramatisch dargestellt. Diese dramatische Darstellung repräsentiert wohl den Höhepunkt der hochmythologischen Grammatik in der Weltgeschichte.

Die gesamte Vorstellung wurde in einer entsprechenden Organisation der Volksinstitutionen realisiert. Die besterhaltenen Reste und Nachklänge sind in Afrika zu finden und wurden in der süderythräischen Kultur in lebendiger Fortführung aufgefunden. Hier vertritt der König sogar mit der Benennung als „Mond" die große Gottheit, seine zweite Gattin die Venusgeliebte. Ist der Zeitpunkt des Todes der Gottheit gekommen, so wurden hier der König wie seine Venusgattin erdrosselt und so getötet und in eine Grabhöhle im Berge gebracht, aus der sie dann als die neuen oder „erneuerten" Gestirne aufsteigen sollten (vgl. Näheres: „Erythräa" 1930). Das ist wohl eine der ältesten Formen. Schon im alten Babylon wurde sie abgeschwächt, indem nämlich der König am Neujahrsfeste im Tempel nur entkleidet, gedemütigt und geschlagen wurde, auf dem Marktplatze aber einem erst feierlich in alle Macht eingesetzten Vertreter der Tod durch den Strang zuteil wurde (vgl. auch meine „Indische Reise" 1930).

Die Verbreitung der III. mythologischen Konstellation ergibt ein gutes Bild insofern, als es durch die der Symptome des rituellen Königsmordes ergänzt werden kann. Offenbar ist dieser Vorstellungs- und Sittenkomplex aus dem Gebiet zwischen dem Kaspischen Meer und dem Persischen Golf ausgegangen und hat sich dann nach Südosten über Vorderindien (Dravidakultur usw.) und nach Südwesten über Südarabien und Ostafrika (mittelerythräische Kulturen) ausgedehnt. Die Hauptmythe von Ischtars Unterwelts-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fahrt ist auf dem Wasserwege mit nach Osten vorgedrungen. Wir haben sie in Japan, auf ozeanischen Inseln und in Zentralamerika, wo wir in Mexiko auch dem Venuskalender wiederbegegnen. Als Beginn der Herrschaftsperiode der III. Konstellation müssen wir sicherlich eine sehr frühe „archäologische" Periode, etwa das 5. oder 4. Jahrtausend, in Anspruch nehmen. Anders würde die frühe Herrschaft des Venuskalenders in Elam (vorsumerisch!) nicht erklärbar sein (Abb. 29).

Nun die innere Sinnwerdung. Für diese ist die älteste Form der Ischtarhöllenfahrtlegende maßgebend. In ihr ist der Gott

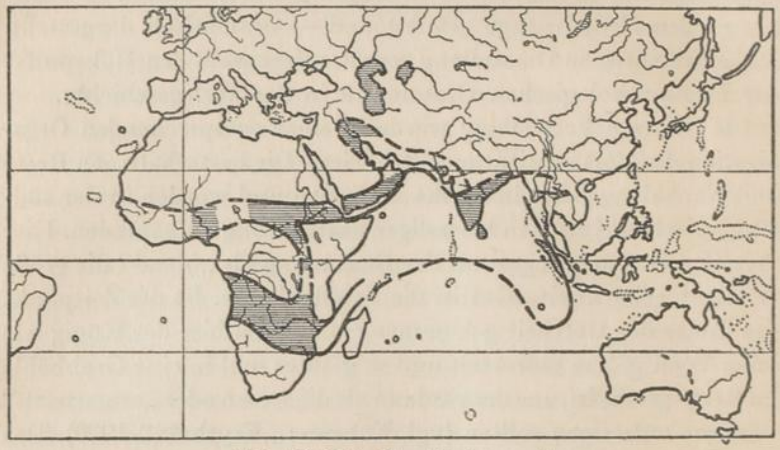

Abb. 29 Ritueller Königsmord

„Tammuz" der erst dem Tode Verfallene und nachher von ihr Gerettete. Die Geschichte der Bedeutung des Gottes Tammuz, der damit das gleiche Schicksal erlebte wie Enlil, Marduk, Bel, kennen wir nicht. Dafür, daß er ursprünglich schon ein Mondgott war, spricht, soweit ich es übersehe, nichts. Alles aber spricht dafür, daß die sicherlich uralte Ischtarhöllenfahrtlegende ursprünglich aus der Naturerscheinung des Jahreszeitenwechsels gestaltet wurde. Als Ischtar, die Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit, in der Unterwelt hinsiecht, versagt die Üppigkeit der Oberwelt, sie stirbt hin. Mit der Rückkehr des Tammuz und seiner Geliebten hebt das Sprossen wieder an. Tammuz' und Ischtars Tod ist der Tod der Natur. Da hierin aber wohl die älteste Überlieferung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gegeben ist, müssen wir als ihren Herd ein Land in Anspruch nehmen, in dem das Ersterben und Aufleben der Natur überhaupt entscheidend in Erscheinung tritt. Dieses kann nicht in den tropischen und subtropischen Ländern beobachtet sein. Es muß die Geburt des Mythos im Norden (nach archäologischer Scherbenbestimmung am Ufer des Kaspischen Meeres) stattgefunden haben.

Dafür spricht auch die andere Tatsache, daß der Mond die große Rolle spielt, der von jeher in der als II. mythologische (Geschwister-) Konstellation die Nordländer beherrschte. Der Mond, der überall mit dem Tode in Verbindung gebracht wird, wozu seine Natur als Zeitordner und die Tage seines Verschwindens in Schwärze ja auch führen müssen. Endlich sprechen hierfür auch die mit der III. (Venus-)Konstellation verbundenen Zahlen. Leitend ist für sie vor allem die 6 aus 3 mal 2, (die Natur der 3 ist im Gestaltleben der Zahlensymbolik stets die des Multiplikators) die 6 im Sumerischen, die 6 als Zeitgliederung im Indischen, die 6 als eines der beiden südostafrikanischen Würfelsysteme. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Einfluß dieser III. (Venus-)Konstellation auf die IV. (Sonnen- und Gatten-)Konstellation auch eine große Rolle spielte.

Hierfür, wie für das Gebiet des Ursprunges dieser Weltanschauungsordnung gibt es noch einen wesentlichen Beleg. Mehrfach läßt sich nachweisen, daß die Göttin des Venussternes als Schwester des Mondgottes angesehen wird. Im irdischen Königsdrama muß die Venusgattin des Mondkönigs gleichzeitig seine Schwester sein. Nun ist diese Geschwisterehe aber, wie aus der II. (Geschwister-) Konstellation zu ersehen ist, durchaus in den nördlichen Landmassen beheimatet[1]. Sind solche mythischen Charakterzüge für Ursprungsfragen bedeutungsvoll, so werden sie uns ebenso wichtig für späteren Verlauf, wenn wir beachten, daß später auch im

---

[1] In Anmerkung sei auf eine wichtige weitere Tatsache der Mythologie aufmerksam gemacht. Die II. Konstellation der Mond- und Sonne-Geschwisterlegende hat eine wichtige Version, indem nämlich der Bruder, der des Nachts seine Schwester besucht, tagsüber die Gestalt eines Hundes hat. Diese ist ebenfalls über die nördlichen Landmassen weit verbreitet. Es erinnert uns diese Legende daran, daß im Bereiche der III. Konstellation unter den Fixsternen der Sirius oder Hundsstern der astrologische Partner des Planeten Venus ist.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gestaltungsgebiet der IV. (Gatten-)Konstellation der König seine Schwester ehelichen muß (von Altägypten bis zu den Inka).

Nun aber die Hauptfrage: Worin ist die Ausbildung der III. (Venus-)Konstellation für die Kulturgeschichte der Menschheit, für die Gestaltwelt des Paideuma entscheidend geworden?

Vergegenwärtigen wir uns das Lebensgefühl der Menschen ursprünglicher Mystik wie ursprünglicher Magie (siehe voriges Stück), so ist das eine wohl zeitbetont, das andere raumbetont, dem Wesen beider ist aber der Ablauf des Daseins eine selbstverständliche Angelegenheit. Das Leben der Menschen spult sich ab wie ein laufendes Band, bei dem einen durch die Altersklasse der Sippe hindurch, bei dem andern im persönlichen Sein. Das Leben fließt, und Beginn und Abschluß individueller Erscheinung wird bei diesen nicht zum Problem und ist auch bei jenen der Selbstverständlichkeit der Abspulung entsprechend, durchaus nicht problematisch. Erst mit dem Einsetzen der III. (Venus-) Konstellation wird die Daseinsfrage zum Problem. Die Erscheinung des Todes tritt in das Bewußtsein ein. Die Natur stirbt und belebt sich wieder in rhythmischem Ablauf. Daß solcher Rhythmus dem Menschen bewußt wird, das ist das Bedeutsame. Bis dahin gab es nur ein selbstverständliches Dahinfließen, fort und fort, von einer Sensation zur andern (Mystik), oder nur eine raummäßige Daseinsbegrenzung im Individuum (Magie). Mit der III. Konstellation und der Entdeckung des Rhythmus entsteht aber „die" Problematik. Ein drittes Lebensgefühl taucht damit auf, das des „Schicksals". In der Mystik entfaltete sich der Sinn der Zeitbetontheit, in der Magie der der Raumbetontheit, in der Problematik der der Schicksalsbetontheit.

In dem Weltgefühl, welches sich derart erstmalig in der Mythologie der III. (Venus-)Konstellation und als aus dem Jahreszeitenwandel gewonnene Erkenntnis äußert, verbinden sich Mystik und Magie, zeitloses Dahinfließen und Raumbegrenztheit. Es muß im Grenzgebiet der beiden älteren Lebensgefühle (3 und Zeitbetontheit im Norden, 2 oder 4 und Raumbetontheit im Süden; daher die symbolische Grundzahl 6 = 3 mal 2) „erworden" sein. Zwischen Kaspischem Meer und Indischem Ozean.

In unheimlicher Klarheit tritt die Verbindung dieser zwei Phänomene zu einem dritten zusammen. Die Kultur des asiatischen Nor-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dens, die die Nächte und den Nachthimmel zu Maß und Mitte hatte, gab das Bild des Seins, Werdens, Seins, Verschwindens und Wiedererscheinens der Gestirne. Die Kultur des asiatischen Südens, der der Tag und die Bilder der beleuchteten Erde und das Handeln und Walten des Menschen Gestaltstoff waren, gaben dessen Erlebnisse dazu. So wurde denn menschliches Erleben zum Spiegelbild astralen Wandels. Der Sinn des Alls fordert die in den Reifezeremonien schon vordem gekeimte Dramatik heraus zur Hochgestaltung der Tragik. „Ein" Mensch, der Vorzüglichste, Makellose, Reinste, wird Symbol der himmlischen Astralgottheit auf Erden, wird, wenn diese nach schicksalhaft bestimmter Erfüllung untergeht und einem Nachfolger Platz macht, als Mensch und König geweiht, durch Erdrosselung von der Erde befreit und hinaufgesandt. Das neue Gestirn ist ein von den Menschen geheiligter Mensch.

Dies aber nur eine Gestalt, wenn auch die bedeutendste, inmitten einer neuen Ordnung! Schon in solarer Zeit und entsprechend dem Sinn der IV. (Gatten-)Konstellation ist auf Erden der Tempel als Abbild des Himmels entstanden. Jetzt wird das gesamte Land zu einer solchen Projektion. Die vier Stadtteile werden zu vier Provinzen. In der Mitte das „verehrungswürdige" Gehöft, in dem die geheiligte Familie wohnt. Der zum späteren Tod Geweihte erlebt schon auf Erden die große allgemeine Verehrung, die ihn zum Gottkönig werden läßt. Das ganze Gebilde dieser über Stadt und Land ausgebreiteten Gemeinschaft verbindet zu einer „Idee". Es ist die „Idee", die den „Staat" bedeutet.

Hier die Antwort auf die im fünftletzten Absatz gestellte Hauptfrage: Die Lehre des Jahreszeitenwandels führte zur Ausbildung der III. mythologischen (Venus-)Konstellation, zur Gestaltung des Lebensgefühles der Problematik, der Idee des Staates und — bereitete die „Entdeckung des Menschen" vor. Hierüber ein eigener Abschnitt.

DER MENSCH ALS WIRKLICHKEIT

Die Gestaltwerdung der „Gottheiten" und „Götter" kann nur eine späte Erscheinung im Werden der Kultur sein. Wenn der Mensch in der Periode schlichter Mystik mit frommer Andacht zum Himmel aufschaut und dieser Name ihm zum Ausdruck einer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unfaßbaren Erhabenheit wird, oder wenn er in heiliger Scheu die mit dem Hackenschlag aufgerissene Erde glaubt versöhnen zu müssen, nachdem er ihr diese Wunde zufügte, — so darf weder das eine noch das andere uns dazu verleiten, von äthiopischen Gottheiten des Himmels oder der Erde zu sprechen. Hier scheidet sich das Bedürfnis theologischer Sehweise streng von den Erkenntnissen der Kulturmorphologie.

Die Kulturmorphologie kann für die älteste ihr bislang zugängliche Kultur überall nur die Mystik und das Lebensgefühl des Wirklichkeitssinnes wahrnehmen. Diesem ist alles Objekt frommer Scheu und somit in einem schlichten Sinne heilig. Erst die in Revolution zur Mystik sich herauslösende Magie kann die Begrifflichkeit des Profanlebens erweckt haben. Und auch nur unter diesem Einfluß können die Verdichtungen und Gestalten des Lebensgefühles, denen die Bezeichnung Gottheiten oder Götter zukommen, erstanden sein. Eine weitere Überlegung muß außerdem zu der Ansicht führen, daß die Natur des jungen lunaren Lebensgefühles der Zeitbetontheit nicht geeignet war, so plastische Gebilde wie die „Götter" herauszukristallisieren. Vielmehr entspricht solche Fähigkeit dem Wesen des solaren Lebensgefühles und der Raumbetontheit. Solcher Vorgang ist auch aus den Raumbildern zu erkennen: es sind immer die Verbreitungsgebiete der solaren Kultur (Gattenkonstellation), die die Götter hervorbringen, und die der lunaren (Geschwisterkonstellation), die sie übernehmen.

Die Gestaltwerdung der Götter ist also verhältnismäßig spät, liegt im Machtbereich der IV. Konstellation und hat in diesem ohne Zweifel ihren Höhepunkt erreicht mit der Ausbildung der Religionen. Einigen wir uns also erst darüber, was wir als mythologische Weltanschauungen und was als Religionen bezeichnen. Ich meine, wir könnten diesen Unterschied wahrnehmen, wenn wir feststellen, welche Stellung der Mensch selbst in Mythologie und Religion einnimmt. Die anfängliche Mystik kennt nur eine Wirklichkeit, deren Ausdruck die natürliche Umwelt als Gesamtheit darstellt, und der Mensch nimmt darin als Tatsächlichkeit keine andere Stellung ein als irgendeine andere Erscheinung. Alle Wesen sind übereinstimmend durch das Auge des Wirklichkeitssinnes gesehene Tatsächlichkeiten. Das gleiche Ebenmaß weist

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Weltanschauung der älteren Mythologie auf. Mit dem Einsatz des Menschen als eines bevorzugten, von den irrationalen Gewalten besonders beachteten „Geschöpfes" entsteigt der ursprünglichen Religiosität die Gestalt der Religion.

Dieser Einsatz erfolgt aber auch wieder auf einem Umwege. Er führt über den Kultus, den der Gedankenbereich der III. (Venus-)Konstellation ins Leben ruft: indem die sakrale Dramatik den Menschen auf Erden schon zum tragischen Helden des Schauspieles macht, indem er als Gottkönig, als Akteur astraler Majestät fungiert, wird er — und mit ihm natürlich seinesgleichen — zu Wesen irrationaler Geltung, und das ist es, was die eigentliche „Entdeckung des Menschen" unter den Menschen vorbereitet.

Es ist der Beginn einer neuen Differenzierung. Eine Neuordnung tritt ein. Der Makellose und als solcher Einzige, zum erhabenen Dienst der Götter Geeignete, hebt sich ab von der Masse der Allgemeingültigen. Im Volke selbst wird er unwillkürlich zum Wesen höherer Art und Macht. Die Herrlichkeit des Irrationalen hält damit unter den Menschen Einzug. Das Schicksal wird Tatsache und — Wertmesser. Eine höhere Gattung von „Mensch" ist geschaffen, und dies Phänomen mußte eine neue Wertbildung erwecken. Vordem gab es nur eine solche nach Altersklassen hier, nach Kraft und Ehre dort. Nunmehr aber wird das Schicksal und die Prädisposition zum Schicksal bedeutungsvoll. Die Tatsachenwelt der sich immer mehr gestaltenden und nach wenigen Jahrtausenden schon formenden Staatslehre fördern den Prozeß. Um das Jahr 1000 herum erscheint im Westen Zoroaster, in der Mitte Buddha, im Osten Laotse. Der Mensch als Tatsachengeschöpf soll als Wesen der Wirklichkeit anerkannt werden: so lautet die neue Forderung. Und damit hat der Mensch sich selbst entdeckt.

Es gibt einen sehr eigentümlichen Beleg dafür, welche eminente Rolle in diesem Prozeß die mit der III. Konstellation ins Leben getretene Weltanschauung gespielt hat. Es scheint fast so, als ob nicht nur das ursprüngliche Heimatland der Tragödie des Gottkönigs auch zum Ursprungsgebiet aller großen Weltreligionen wurde (Westasien bis Indien), sondern daß das dieser Weltanschauung zugrunde liegende Thema dem gestaltenden Paideuma bis zum letzten Augenblick der Gestaltkraft in der Religionen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bildenden Periode zum Leitthema diente. Für solche Annahme bietet uns eine außerordentlich aufschlußreiche Feststellung des Theologen und Babylonisten Prof. Dr. D. H. Zimmern die Grundlage. Aus alter Zeit sind uns nämlich die Akten über die heilige Bedeutung des heiligen Neujahrsfestes erhalten, mit welchem das tragische Schicksal des großen Gottes, früher Enlil und Tammuz, später Marduk und Bel genannt, festlich begangen wurde. In ihnen sind die einzelnen Ereignisse des großen Gottesschicksals aufgeführt. Zimmern nun hat die einzelnen Vorgänge festgestellt und sie mit dem in Vergleich gesetzt, was die Akten des Neuen Testamentes über das Lebensende Christi mitgeteilt haben. Ich bringe den Vergleich, wie er von diesem zuletzt in den „Berichten und Verhandlungen der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, 70. Band 1918" S. 12/13, aufgestellt wurde:

Babylonisch	Neutestamentlich
Bēl—Marduks Gefangennahme.	Jesu Gefangennahme.
Bēls Verhör im Hause am Rand des „Berges" (an der Gerichtsstätte).	Jesu Verhör im Hause des Hohenpriesters und des Pilatus.
Bēl wird geschlagen (verwundet).	Jesu Geißelung.
Bēl wird nach dem „Berge" abgeführt.	Jesu Abführung zur Kreuzigung nach Golgatha.
Zugleich mit Bēl wird ein Verbrecher abgeführt und dann getötet. Ein anderer (?), gleichfalls als Verbrecher angeklagt, wird losgelassen (?) und daher nicht mit Bēl abgeführt.	Zugleich mit Jesus werden zwei Verbrecher abgeführt und gekreuzigt. Ein anderer Verbrecher, Barabbas, wird von Pilatus dem Volke freigegeben und daher nicht mit Jesus abgeführt.
Nachdem Bēl in den „Berg" gegangen ist, gerät die Stadt darüber in Aufruhr, findet Kampf darinnen statt.	Bei Jesu Tod zerreißt der Vorhang im Tempel (Synopt.), erbebt die Erde, spalten sich die Felsen, tun sich die Gräber auf, kommen die Toten in die heilige Stadt (Matth.).
Bēls Kleider werden weggebracht.	Jesu Kleider werden unter die Soldaten verteilt (Synopt., Joh., vgl. Ps. 22, 19).
Eine Frau [wischt] das vergossene Herzblut (Bēls?) [ab], das, wie es scheint, von einem herausgezogenen [Speere] herrührte.	Lanzenstich in Jesu Seite, Herausfließen von Wasser und Blut (Joh.). Maria Magdalena und zwei andere Frauen beabsichtigen, den Leichnam Jesu einzusalben (Mark., Luk.).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bēl mußte in den „Berg" hinabsteigen, fern von Sonne und Licht; er ist aus dem Leben entschwunden und wird im „Berge" wie in einem Gefängnis festgehalten.

Wächter bewachen den in der Bergfestung eingeschlossenen Bēl.

Eine Göttin, wohl Bēls Gattin, weilt bei Bēl; sie ist seines Befindens wegen gekommen.

Man sucht Bēl, wo er gefangen gehalten wird. Insbesondere eine bittflehende Frau, wohl Bēls Gattin, sucht nach ihm beim „Tor des Begräbnisses". Desgleichen heißt es von der Bēlit-Babili, Bēls Frau, daß sie, als Bēl nach dem „Berge" fortgeführt wurde, in den Klageruf ausbrach: „O mein Bruder! O mein Bruder!"

Bēl wird wieder ins Leben zurückgebracht, kommt (wie die Frühlingssonne) wieder aus dem „Berge" heraus. Sein Hauptfest, das babylonische Neujahrsfest im Nisan zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, gilt zugleich als die Feier seines Sieges über die Mächte der Finsternis (das Weltschöpfungslied „Einst als droben" als das Neujahrsfestlied).

Jesus im Grabe, genauer im Felsengrabe (Synopt.), ins Totenreich hinabgestiegen (I. Petr. 3, 19; Matth. 12, 40; Act. 2, 24; Rom. 10, 17; Dogma vom Descensus ad inferos).

Wächter am Grabe Jesu (Matth.).

Maria Magdalena und die andere Maria sitzen dem Grabe Jesu gegenüber (Matth., ähnlich Mark.).

Frauen, insbesondere Maria Magdalena, kommen zu Jesu Grab und suchen ihn daselbst hinter der „Grabestür". Von Maria Magdalena heißt es (Joh.), daß sie weinend vor dem leeren Grabe stand, weil man ihren Herrn weggenommen hatte.

Jesu Auferweckung durch Gott, seine Auferstehung aus dem Grabe (an einem Sonntage). Sein Fest zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche gilt zugleich als die Feier seines Sieges über die Mächte der Finsternis (vgl. z. B. Col. 2, 15).

Die Gleichheit dieser äußeren Formen bietet eine so vollständige Übereinstimmung, daß kein Literaturhistoriker oder Mythologe bessere Belege für geschichtlichen Zusammenhang fordern kann. Diese Übereinstimmung ist, wie mir erscheinen will, einer der wichtigsten Beweise für das Wesentliche im Zusammenhang kulturmorphologischer Tatsachen. Wir gingen aus von der Gestalt der Gottheiten und Mythen der III. (Venus-)Konstellation. Das Phänomen war hier die Stunde „der Geburt des Schicksals" und eines neuen Weltgefühles, dessen der Tragik und der Problematik. Das Schicksal ist dort ein aus dem Naturwandel heraus für die Gesamtheit des Lebens Entscheidendes, ist noch kosmischer Natur und nur aus dieser heraus auch für den Menschen als Lebensteilhaber bedeutungsvoll. — Hier aber in der letzten und endgül-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tig entscheidend gewordenen Gestaltwerdung des Motives dient der Mythos dem Gottessohne und wird zum Symbol einer Wirklichkeit des Menschenschicksals.

Zwischen beiden Punkten hat das Lebensgefühl der Menschheit aber den Weg zurückgelegt von dem Sichbewußtwerden der Wirklichkeit der kosmischen Erscheinungen bis eben zu dem der Wirklichkeit des Menschenschicksals. Von da an entfaltete sich die Verwirklichung in immer neuen Gestaltungen des Paideuma und der Entwicklung des Ich-Bewußtseins, wie des Sich-seiner-selbst-bewußt-werdens — bis zu der Intellektualität, die das vorige Jahrhundert charakterisierte.

In diesem Teile versuchten wir das Kulturwerden der Menschheit von der frühen Zeit der sich einstellenden Mystik an zu verstehen. Wir sahen nacheinander die Pflanze und das Tier, die Gestirne, Raum, Zeit und Jahreszeitenwandel von der Ergriffenheit bis zur Begriffsbildung Lehrmeister der Menschheit werden und — zurücktreten.

Im zweiten Buch soll der Versuch gemacht werden, das Prinzipielle im Wesen dieses großen Vorganges herauszuschälen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ZWEITES BUCH

GRUNDZÜGE UND GESTALTSINN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ZEIT UND RAUM ALS WIRKLICHKEIT

Die Dominantentheorie

Wenig Worte haben uns einen weiten Weg geführt. Durch eine Sinnfülle. Durch eine Welt der Wandlungen. Der aufmerksame Begleiter muß wahrgenommen haben, daß der heute selbstverständliche Glaube an eine herrschende Macht der Tatsachen täuschen kann und daß die Auffassung der Geschichte von der direkten Bedeutung der Tatsachen für die Kulturschöpfung durch die Menschheit eine Irrlehre ist.

Pflanze, Tier, Gestirne und Jahreszeitenwechsel waren nacheinander Meister der Menschheit. Sie lehrten aber nicht Botanik, Zoologie, Astronomie und Meteorologie. Unter der Herrschaft der Pflanze gewann der Mensch den Wirklichkeitssinn, ward ihm die Bedeutung der ständig fließenden Selbsterneuerung zuteil. Unter der Herrschaft des Tieres erwachte ihm der Tatsachensinn, ward ihm die „erste Revolution des Geistes" beschert, gewann er das Lebensgefühl der Eigenbestimmung. Der Mond erweckte in ihm den Zeitsinn, die Sonne den Raumsinn. Aus dem Jahreszeitenwechsel erwuchs ihm das Wesen des Schicksals und die Entdeckung der Wirklichkeit des Menschen, — seiner „Seele", wie wir diese heute nennen.

Pflanze, Tier, Gestirne, Jahreszeitenwechsel sind Tatsachen. Aber alles, was diese Tatsachen dem Werden der Kultur im Menschen wurden, ist Wandel im Lebensgefühl, bedeutet Wirklichkeit. Die Geschichte der menschlichen Kultur ist eine Geschichte des Wandels des Lebensgefühles der Menschen. Die Gestalten des Lebensgefühles sind die der Kulturen.

Wirklichkeiten sind es, die die Gestaltungsfähigkeit in der Geschichte der menschlichen Kultur ausmachen. Niemals geistiges Wollen. Nie logisches Denken. Aber wohl ist stets alles, was sich aus dem Lebensgefühl heraus gestaltete, zum Gegenstande des menschlichen Geistes geworden. Gestalt wurde dann zu Form. Das aus Ergriffenheit geborene und somit Lebende erstarrte zur Begrifflichkeit; es starb im „Gedachtsein".

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dies der sich immer wiederholende Wandel.

Für uns Heutige doppelt bedeutungsvoll.

Denn wir leben heute und handeln zumeist aus der Verherrlichung der Begriffe.

Wir sind damit in große Verworrenheit gekommen.

Viele, viele ersehnen eine neue Verwirklichung!

Für diese hier einige Worte über den Sinn des Wandels, — den nicht nur die menschliche Kultur durchlebt.

„Der" Wandel und „dieser" Wandel sind Phänomene des Lebens.

AUSDRUCK UND ANWENDUNG

Der III. Abschnitt des vorigen Stückes ist der Zahlensymbolik gewidmet. Gegen Ende dieses Abschnittes wurde der Wandel, den die mythologischen Grundzahlen in der Kultur erlebten, dargelegt. Die Zahlen sind 3 = Zeitsinn und 4 = Raumsinn; dies ist ihre Natur. Als solche offenbaren sie sich dem Menschen in der Ergriffenheit einer „schöpferischen Periode". In dieser bestimmten sie sein Verhalten. In einer zweiten traten sie in sein Bewußtsein ein und erscheinen in der Mythe. In einer dritten werden sie Gegenstand denkerischer Vorgänge. In einer vierten ist ihre Gestalt vollkommen „Form" geworden, und sie können der Arithmetik wie alle Zahlen als Baumaterial dienen.

Der geschilderte Ablauf mag uns als Beispiel aller Materialisationen der Kultur dienen, — gleichgültig, ob es sich um Dinge der gesellschaftlichen, geistigen oder materiellen Kultur handelt. Jedes „Neue" tritt ein nicht auf der Bewußtseinsfläche des Menschen, sondern auf der Gemütsfläche (Immanuel Kants „Innerer Sinn"). Es ist Wirklichkeit, Gestalt. Es erscheint als Ausdruck eines Wandels des Lebensgefühles. In diesem Stadium dient es dem paideumatischen Wachstumsbedürfnis, ist erfüllt von der Macht der Wirklichkeit und übt eine unbegrenzte Macht über alle späteren Sphären des Kulturseins aus. Als „Idee" hat der Ausdruck die Stellung einer absoluten Hegemonie; alles dient ihm. Als Verwirklichung beherrscht der Ausdruck alle Tatsachen der Erkenntnis.

Mit dem langsam vor sich gehenden Verlöschen der Wirklichkeit büßt der Ausdruck die Machtstellung ein. Es folgt die Zeit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Eingliederung. Diese erfolgt, wenn unter seinem Einfluß sich alles umgebildet, sich seinem Wesen alles angepaßt hat. Sobald dies geschehen ist, regen sich alle durch diesen neuen Ausdruck in den Schatten gedrängten und beiseite geschobenen Äußerungen der Kultur als Gesamtheit. Durch seine mit Machtübung Hand in Hand gehende Entwirklichung geht der Überfluß an Vormacht langsam verloren, bis das „Neue" seine Aufgabe als Sinngebendes erfüllt und harmonisch eingestimmtes Gemeingut, also bewußt gewordene Form geworden ist. Als Form verfällt das Entwirklichte der Anwendung. Es wird Gegenstand des Denkens. Als Gedachtes wird es vom Geiste dem letzten Stadium der Abnutzung anheimgestellt.

Ausdruck, Eingliederung, Anwendung und Abnutzung stellen die Stadien dar, durch die jede Neubildung der Kultur läuft. Diese Reihenfolge von Stadien bezeichnen wir als paideumatische Stufenordnung, als paideumatischen Ablauf. Er ist Grundprinzip allen Kulturwandels. Auch in dem bis hierher in diesem Werke Vorgetragenen sind wir schon auf seinen Spuren gewandelt. Wenn zum Beispiel im 3. Stück geschildert wurde, wie die Äthiopen in frommer Scheu der Mutter Erde Körner von jenen Halmen wiedergeben, deren Früchte sie ihr nahmen, so ist das ein Beispiel letzten Ausklanges einer Verwirklichung, eines Ausdrucks. Die fromme Scheu vor einer Lebensgemeinschaft, die zwischen der Pflanze und „Mutter Erde" besteht, also „Stimme des Innern" oder „innerer Sinn", bestimmen das Verhalten des Menschen. Die Wirklichkeit des Lebens findet ihren Ausdruck in einer Handlung von Menschen, die sich des Sinnes derselben sicherlich nicht bewußt sind. Ebensowenig wie jene schlichten Sammler, die dem Boden des Urwaldes Samen der Früchte und Knollenstücke zurückgeben. Aber aus solcher Verwirklichung entsproß die praktische Feldwirtschaft, die sicherlich heute nicht mehr ahnen läßt, daß in ihr das zur Anwendung wurde, was im Beginn des Vorganges dem Bedürfnis zum Ausdruck entstammt.

Noch deutlicher erscheint uns die „Geschichte des Staates". Wir haben die ersten schlichten Gemeinschaftsformen der Kultur kennengelernt. Die patriarchalische Sippe und der matriarchalische Clan sind in der ersten Zeit der Mystik und Magie natürliche und frühzeitig Form gewordene Gebilde. Die Sippe trägt in ihrer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Natur die Prädisposition zur inneren geschlossenen Vereinigung, der Clan mit der Tatsachenbedeutung diejenige zur Machtentfaltung und Ausbreitung. Aber beide mögen sich ausgedehnt und gruppiert haben wie nur immer denkbar, immer kann doch lediglich eine Vergrößerung der Sippe oder des Clans, eine weitere Ausdehnung ihrer Einflußsphäre stattgefunden haben; dadurch kann aber niemals und erstmalig die „Idee" des Staates entstanden sein.

Diese trat uns in anderem Zusammenhange entgegen. Aus der Gemeinschaft des Kultus erstand sie. Als die Menschheit ergriffen war von der Offenbarung des Schicksals, als zum erstenmal die Wirklichkeit des natürlichen Rhythmus in Werden und Vergehen ihren inneren Sinn gepackt und dies zur zwangsläufigen und reflexmäßigen Handlung geführt hatte, da trat mit dem in der Gebarung zutage getretenen Gemeinschaftsgefühl eine Bindung lebendiger Natur ein, die die formgewordene Gestalt der Sippe als ungenügende Fessel sprengte. Man vergesse nicht, daß in dieser nach Gestaltung drängenden dritten (III.) mythologischen Konstellation das Weib eine Stellung eingenommen hat (die Schwestergattin als Retterin des Gottes, der Schicksalsträger ist!), die dem fließenden Lebensgefühl der zentrifugal gerichteten Sippenidee widerspricht. Dies Gefäß ist zu eng. Die Form ist verbraucht. Aus innerem Sinn erfolgt die Handlung: Der Makellose wird zum Träger des Schicksals. Seine Heiligung erfolgt durch eine Stimme, die aus dem Innern aller Mitglieder der Kultgemeinschaft spricht.

Diese Gemeinsamkeit in der Vereinigung der Menschen ist deshalb so bedeutungsvoll, weil sich in ihrem Lebensgefühl ein begrenzter und gegliederter Raum mit einer Ordnung der Zeit verbindet. Im mystischen Lebensgefühl der patriarchalischen Sippe war die Zeitbetontheit (der Geschlechterablauf), in dem magischen des matriarchalischen Clans die Raumbetontheit wesentlich. Mit der Problematik (dem Lebensgefühl der III. Konstellation) vereinigt sich aber das Raumbild (Projektion der Vorstellung der himmlischen Raumgliederung auf die Erde; Mundus als Templum) mit zeitlichem Erlebnis (das Vergehen und Wiederwerden) zu einer Einheit. Eine Menschheit vereinigt sich zur Erfüllung solcher Wirklichkeit, die in der Heiligung „des" Makellosen und in der Entsendung des Geweihten zum Himmel (allwo er zum Erneuerer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Herrlichkeit wird) ihren Ausdruck findet. Raumgliederung, Zeitordnung und Sinnfülle verbinden sich mit diesem Ereignis zu dem Lebensgefühl, das allein nur in der ersten Gestalt des Staates Ausdruck finden konnte.

Auch die „Geschichte des Staates" ist die vom Wandel: Ausdruck, Eingliederung, Anwendung und Abnutzung. Der Staat ist wie jede Gestaltung des Kulturwerdens Wesen der Wirklichkeit. Nicht nur „der" Staat, sondern Staaten überhaupt sind Idee und können nur werden als Wirklichkeit, also in der Fähigkeit, aus innerer Macht heraus Gestalt zu gewinnen. Mit roher Gewalt, das heißt der Macht, die von außen her einem Stück Butter die Form aufzwingt, hat das „Staatswesen" auch im späteren Dasein nichts zu tun. Als derartige Wirklichkeit und aus der von innen her ihr entwachsenden Kraft entstand natürlich auch der römische Staat, und auch noch in späterer Zeit hatte das Recht des „civis Romanus" die Bedeutung der Wirklichkeit. Demgegenüber stehen geschichtliche Erfahrungen, die die Irrtümer alter Staatslehren durch sich selbst belegen: die Gebilde, die ein Dschingis Khan oder ein Zulufeldherr wie Chakka schufen, haben nichts mit dem Wesen des „Staates" zu tun. Eine Macht von außen her hat, wenn sie auch bestehende Gestalten umbilden konnte, doch niemals mehr als zerbrechliche Formen herzustellen vermocht.

Aus „Ausdruck" tauchte die Idee des Staates auf. Das Schicksal jedes Staates ist aber gebunden an den weiteren Ablauf: Eingliederung, Anwendung, Abnutzung. In der Periode des Ausdrucks ist für alle im Staate vereinigten Schicksalsgenossen die Hegemonie der Idee so selbstverständlich, daß der Gedanke an ein Sonderinteresse gar nicht denkbar ist. Das Auftauchen solcher stellt den Eintritt in die Periode der Eingliederung dar. Danach ist dann der Eintritt in die Periode der „Anwendung" und endlich auch der „Abnutzung" durchaus unausbleiblich. Da nun gerade die Problematik des „Staates" eine heute allgemein interessierende und dabei oft recht eigenartig behandelte ist, so scheint es mir wünschenswert, die eigene Auffassung des weiteren auszuführen, indem der „Geschichte des Staates" noch einige Worte gewidmet werden.

Unsere Ansicht wird am besten durch eine schroffe Gegenüberstellung erläutert. Der Staat als Ausdruck vereinigte seinerzeit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

alle Teilhaber in einem Lebensgefühl der Wirklichkeit. Dieser Wirklichkeitssinn bewegte sich in der Problematik des Schicksals, das seine Symbolik im Wandel der Gestirne hat. Dieser Staat war also Ausdruck des mythologischen Weltgefühls, in welchem der Mensch Gegenstand irrationalen Geschehens ist. — Am Ende der Entwicklung steht der Staat (im alten Babylon und Ägypten und im heutigen Afrika) als Einzelner inmitten eines Kranzes gleicher Erscheinungen da und ist der Frage der Existenz ausgesetzt. Er ist also zu einer kulturellen Materialisation machtpolitischer Natur und zum Wesen des Tatsachensinnes geworden, der sich in gesetzgeberischer und wirtschaftlicher Ordnung, also rationalistisch auswirkt. Der Staat ist also ein Gebilde der äußeren Macht und Objekt der Anwendung. Eine sehr tiefe Erkenntnis und letzter Ausfluß des alten Wirklichkeitssinnes ist es, wenn südrhodesische Priester meinen, die Herrlichkeit ihres Mwuetsistaates hätte von der Bereitschaft des Mwuetsi (Herrscher) zur Himmelentsendung abgehangen (Erythraea Teil II). Der Staat als Ausdruck bedeutet „Hingabe seines Teilhabers an die Idee"; der Staat als Anwendung dagegen „Recht zur Teilhaberschaft an der machtmäßig geregelten und nützlichen Ordnung" (Weiteres siehe letztes Stück!).

Solches ist aber stets wieder der Ablauf geworden. Der Periode des Mythologischen folgte die der religiösen, dann die der nationalistischen Staatsidee. Auf diesem Wege löste sich die Gestalt immer mehr von den Bedingtheiten der Gestalt, ward mehr und mehr zu der Form, die wir heute vor uns haben. —

Diesen Weg vom Ausdruck sind viele, ach so viele Dinge der Kultur gegangen. Es genügt, wenn wir hier eine kleine Tabelle des Nächstliegenden zusammenstellen.

	Es wurden:
Die naive Tierfabel, entstanden als Sinnbild des Lebens, ...	zum Lehrmittel der Ethik und Ästhetik.
Das mythische Symbol	zum dogmatischen Gleichnis.
Der gestirnte Himmel als Bilderbuch	zum Rechenbuch (A. Jeremias).
Der makellose Priestergott	zum Tyrannen.
Das magische Bild	zur Schrift.
Das duftende Rauchopfer	zur Haschischpfeife und zur Zigarette.
Die Sonnenscheibe	zum Wagenrad.
Die Aureole des Gottkönigs. . . .	zum Regenschirm.
Das Götterdrama	zum Kasperletheater.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Zahlensymbolik	zur Mathematik.
Die heilige Gestirnskugel	zum Fußball.
Das Gerät zum Werfen der schicksalbestimmenden Lose	zum Knobelbecher, zu Skatkarten usw.
usw. usw. usw.	

So ward in vielem das, was im Kulturbesitz zuerst als Ausdruck des Wirklichkeitssinnes erscheint und aufsteigt aus den Tiefen paideumatischer Gärung, zum handlichen Werkzeug des formenden Tatsachensinnes, — zum Angewendeten. Aus der Wertgabe wird das Geschenk, entstehen Tausch, Handel, Geld. Dem heiligen Weiheworte entspringen alle Formen der Dichtkunst, der Geste des Grußes, des heiligen Schreitens, Umgang usw., Walzer und Tango. Aus dem der Exaltation dienenden Geräusch entstammt jede Musikalität, herunter bis zur Erfindung der Drehorgel. Magische Zeichen werden zu Schmuck, Tätowierung und Schrift. Heilige Vorschrift endet in der Jurisprudenz, magische Körperbehandlung in der Medizin. Kein Kunstwerk der Malerei, des Zeichnens, der Plastik ist denkbar ohne Ursprung aus heiliger Symbolik und Allegorie, und solcher Weg führt zurück bis zur Bildung der Namen, die die Menschen einander geben (E. E. IV, S. 298).

Überall Gestalt, d. h. Ausdruck des Wirklichkeitssinnes, am Anfange und profane Zweckmäßigkeit, d. i. Anwendung der Formen, am Ende. Formen und technische Vervollkommnung, die dann wieder Werkzeug und Stoff neuer Verwirklichung (Kunst) werden können. Darin tritt aber der Sinn eines Kreislaufes auf, der später zu behandeln ist.

MATERIALISATIONEN DER KULTUR

Was wir mit solcher Feststellung gewannen, ist die Erkenntnis eines Phänomens hoher Bedeutung. Es ist die Erkenntnis des Verlaufes der Materialisationen in der Kultur. Wir stehen noch allzu nahe dem Anfang der kulturmorphologischen Forschung, um sagen zu können, inwieweit dies Phänomen allgemeingültig ist. Von entscheidender Bedeutung ist es aber ohne Zweifel für die Umbildung des Lebensgefühls in der Periode der Entfaltung der hohen Kulturen, — also nicht nur für Einzelheiten, sondern für das Wesen der Kultur. Dieser Entfaltungslinie wurde schon im

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zweiten Stück ein Absatz und die Abb. 3 gewidmet. Wir wollen diesen Ablauf an dieser Stelle noch einmal ins Auge fassen. Die einzelnen Etappen sind:

I. die mythologische Kulturperiode, die sich im Pazifisch-Indischen Ozean abspielt. Dem entscheidenden Geschehen haben wir das dritte Stück dieses Buches gewidmet. Wir sahen, wie die Zuwendung zum Wesen der Gestirne sich in der Ausbildung des Zeitgefühles hier, des Raumgefühles dort äußerte. Aus erschütternder Ergriffenheit steigt zuletzt mit der III. Konstellation die Geburt des Schicksals und erste Problematik empor. Der Mensch selbst fühlt sich als Gegenstand, als Objekt des „Lebens" und ist als solches wesentlich, — aber nicht wesentlicher denn alle Natur, soweit sie dem Werden und Vergehen unterworfen ist.

II. Hierauf folgt die Periode, in der die Religionen entstehen. Ihr Feld ist Westasien. Der im mythologischen Zeitalter unter dem Einfluß des Wirklichkeitsbedürfnisses zu einer unbedeutenden Rolle herabgedrückte Tatsachensinn erhebt sich auf kontinentalem Boden. Der Staat ist schon in das Stadium der Machtpolitik getreten. Eine neue Verwirklichung wird es nun, daß der Mensch von der Idee, „bevorzugtes Objekt" im Weltall und unter den Völkern zu sein, gepackt wird. Es ist die Periode der Entdeckung der „Seele". Der Mythos tritt zurück und wird eingegliedert.

III. Die dritte Periode hebt an im westlichen Mittelmeer und erlebt Süd- und Westeuropa als Raum. Es ist die Periode der Philosophie, in der der Mensch ergriffen wird von der Entdeckung des Geistes. Vom bevorzugten Objekt wird er zum kritischen. Die Religion wird eingegliedert, der Mythos angewendet. Dem Menschen wird der Sinn des Werdens zum Plan des Werdens.

IV. Endlich nun die vierte Periode, die an den Gestaden des Atlantischen Ozeans ihr Wesen erlebt, in dem der Tatsachensinn zur Herrschaft gelangt. Der Mensch verfällt der Ergriffenheit durch die Tatsachen und vereinseitigt hierdurch bis zur Vollendung der Erdumspannung. Nur das Zweckmäßige wird hoch gewertet. Das Kausalitätsbedürfnis feiert Triumphe. In ungeheuerlicher Selbstverherrlichung steigt der Mensch aus dem Stadium des Kritischen-Objekt-Seins zum Subjektbewußtsein empor. Das Lebensgefühl des Herrenbewußtseins ist es, das ihn fähig macht, die Erde mit seinen technischen Machtmitteln zu umspannen und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Weltwirtschaft zu gründen. Die Philosophie wird eingegliedert, die Religion angewendet, der Mythos ist abgenutzt. —

Dies das natürliche Phänomen des Ablaufs der „hohen Kulturen". Auch dieser läßt den paideumatischen Stufenbau erkennen. Was sich auf einer ersten Stufe in der Ergriffenheit verwirklichte, wird begrifflich und dient der Anwendung auf einer dritten. Was diese Ergriffenheiten für das Kulturwerden bedeuten, lehren uns die Monumente der Kultur. Sie steigerten sich, bis auch die Tatsachen selbst ihnen verfielen.

Also nicht nur aus der Geschichte einzelner Kultursymptome, sondern auch aus dem Ablauf der für uns übersichtlichen Bahn des Werdens und Vergehens der hohen Kulturen tritt uns das Phänomen der Materialisation der Kultur entgegen. Im folgenden will ich nun zeigen, daß es ebenso bedeutungsvoll hervortritt im Ablauf jedes einzelnen Menschenlebens.

DAS PAIDEUMA IM MENSCHEN

Es möchte wohl an dieser Stelle ein Hinweis auf das in „Paideuma" (E. E. IV, S. 143ff.) Gesagte genügen. Aber einmal hat nicht jedermann dieses Buch zur Hand, und zum andern erfordert die spezielle Aufgabe des vorliegenden Werkes auch die Beachtung besonderer Zusammenhänge.

Das Kindesalter. Ich beginne mit der Wiederholung des „paideumatischen Grundbeispieles": Ein Gelehrter sitzt an seinem Arbeitstisch. Sein vierjähriges Töchterchen läuft beschäftigungslos im Zimmer umher und stört den Vater. Dieser gibt ihm endlich einige Streichhölzer und sagt: „Spiele". — „Was soll ich spielen?" — „Spiel Hänschen, Gretchen und Hexe!" Das Kind kniet nieder und spielt mit den 3 Streichhölzern. Lange, lange Zeit. Der Vater kann sich ungestört und voll seiner Arbeit widmen. Plötzlich springt das Kind mit einem Schreckensschrei auf. „Was ist geschehen?" Aus tiefster Erregung heraus jämmerlich weinend weist das Kind auf eins der Streichhölzer hin und fleht: „Vater! Vater! Nimm die Hexe fort; ich kann die Hexe nicht mehr anfassen."

Von all den vielen Beispielen ähnlicher Natur, die mir im Laufe der Jahre mitgeteilt wurden, ist es das anschaulichste geblieben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

für die Erklärung wesentlicher Erscheinungen im Kindesleben und für — Ergriffenheiten überhaupt. Und zwar dies, weil die Erscheinung in Verbindung mit einem Affektausbruch hervortritt. Dieser beweist eine plötzliche Verschiebung der Vorstellung von der Fläche des Gemüts auf die des Bewußtseins. Auf dieser verwirklicht sich die Hexe endgültig zur Hexe. Die Ergriffenheit erfolgt spontan. Die Ergriffenheit ist insofern als solche dokumentiert, als sie das Kind vollkommen beherrscht. Man beachte wohl, daß das Kind vorher wie nachher im Grunde genommen „weiß", daß dies Streichholz ein Streichholz ist. Aber diese Realität spielt keine Rolle mehr, sowie das Streichholz zum Symbol geworden ist. Nicht das Streichholz beherrscht diese kindliche Seele, sondern seine Eigenschaft als Symbol.

Dieses Beispiel lehrt, daß das Kind nicht etwa begreift, sondern daß es ergriffen wird. Ein Phänomen, dessen Erkenntnis von ungeheurer Tragweite ist und für die Problematik des nächsten Stückes entscheidende Bedeutung hat. Des weiteren ist die Tatsache der Spontaneität ausgezeichnet verdeutlicht. Sie ist für das Werden des Paideuma charakteristisch.

Endlich aber lehrt das Beispiel das Wesen dessen, was wir Verwirklichung nennen. In spontaner Ergriffenheit verwirklicht sich die Vorstellung. Die Macht der Verwirklichung wird aber dadurch belegt, daß die Realität (Tatsache) „Streichholz" vor der Wirklichkeit „Hexe" bis zur Unwirklichkeit verschwindet.

Nun wolle man schon das kleine Kind beachten mit der Frage, was ihm zum Reiz wird. Es sind: die baumelnde Uhr, der sich bewegende Sonnenfleck, die rollende Kugel, d. h. das Sich-bewegende und die zeitlich verlaufenden Erscheinungen reizen es zum Verhalten, zum Greifen, zum Strampeln, zum Lachen. Das immer Gleichbleibende bleibt dem kleinen Kinde gleichgültig. Das Phänomen der Verwirklichung auf der Bewußtseinsfläche steigt aus dem Gebiete des Einflusses des Sichbewegenden und Zeitlichvorübergehenden empor, und wir werden kaum fehlgehen, wenn wir die die Ergriffenheit charakterisierende Spontaneität hiermit in Verbindung bringen. Die Ergriffenheiten erfolgen als Zeiterlebnisse auch im späteren Leben.

Demgegenüber spätere Reife und Paideumatik des Mannesalters. Die im Kinde auftauchenden Verwirklichungen sind spontan

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und isoliert. Erst mit der Reife führt eine Erschütterung, die aber wenigen so bewußt wird wie Jean Paul (E. E. IV, S. 157/58) zur Entdeckung der Zweiheit vom „ich" und der Welt, d. h. von der Natur des Individuums als Mikrokosmos. Für die meisten Männer liegt die Konzeption der für ihr Schaffen entscheidenden Denkrichtung in jungen Jahren und erfolgt ebenfalls als spontanes Gestaltwerden einer Wirklichkeit. Im allgemeinen hört die Begabung zu genialischen Momenten mit dem Eintritt der physischen Alterserscheinungen auf. Das Lebensgefühl verfällt mehr und mehr anderen Bedingtheiten.

Schon rein äußerlich ist das Alter charakterisiert durch die Bevorzugung der Stetigkeit, durch das Bedürfnis nach Innehalten gewohnheitsgemäß gewordenen Tagesablaufes, nach geregeltem Dasein. Innerlich genau so wie äußerlich. Das Abenteuer, die „neue Idee", die Umwälzung sind nicht mehr seine Sache. Maßstab wird die Erfahrung und das durch Erfahrung Gesichtete. Nur wenige Menschen sind auch im Alter noch dem Ergriffenwerden durch die Tatsachen ausgesetzt. An die Stelle der Ergriffenheiten tritt bei ihnen die Begriffsbildung. Das Alter lebt nicht mehr in der Welt der „Wunder des Lebens", deren Beweglichkeit dem jugendlichen Menschen alle Möglichkeiten der Wirklichkeit und des Wechsels bietet. Dem Alter wird jedes Erlebnis zur Frage nach Ursache und Wirkung. Das Wissen wird entscheidend, mechanisierende Ordnung Prinzip, die Aufstellung starrer Gesetze Sinngabe und „Erläuterung" des Lebens. Das Leben ist nicht mehr ein „wirkliches", es ist ein „wahres" geworden. Die Welt besteht aus einem Gefüge berechenbarer und abmeßbarer Tatsachen. Das erfahrungsgemäß erworbene Wissen verleiht die Fähigkeit und das Bedürfnis, die Tatsachen anzuwenden.

Im Kinde und im Jugendalter das Hindrängen zum Sichbewegenden, Wirklichkeitssinn und Ausdrucksfähigkeit. Im Alter ein Sichverklammern im Feststehenden und Starren, Tatsachensinn und Kunst in der Anwendung. —

Der Leser, der diesen Verlauf mit den Erscheinungen, denen die beiden vorhergehenden Absätze gewidmet sind, vergleicht, wird sinn- wie richtungsgemäß Homologie, d. h. Bau- und Planverwandtschaft, finden. In der Materialisation des einzelnen Kulturgutes, wie in der Geschichte der einzelnen Kultur, wie der der hohen Kul-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

turen, wie nun auch im Ablauf des Lebensgefühles im menschlichen Individuum wiederholt sich der paideumatische Stufenbau, der von der Fähigkeit zum Ausdruck bis zur Kunstfertigkeit der Anwendung verläuft. Wir haben aber das Recht anzunehmen, daß die Materialisationen der Kultur und der Kulturabläufe bedingt sind durch die „Natur des Menschen". In dieser liegt das Phänomen der Kultur begründet. Diese naheliegende Erkenntnis muß uns nun veranlassen, dem Wesen dieser menschlichen Natur näherzukommen.

Im Paideuma habe ich nachzuweisen versucht, daß das Phänomen der jugendlichen Natur ein seelenhaftes ist (Seele = Paideuma entspricht, wie ich neuerdings fand, dem „inneren Sinn" Immanuel Kants. Siehe seine Anthropologie), während das der Natur des Alters durch die „Intellektualisierung", durch die Tendenz des Geistes zur Erstarrung, bedingt ist. Nun liegt die Frage nahe, ob nicht diese „Natur des Menschen", die zu erforschen das letzte Ziel aller Kulturforschung sein muß, ihrerseits auch wieder im wesentlichen der organischen und lebenden Umwelt bau- und planverwandt ist. Um diesem Problem näherzukommen, wird es unsere Aufgabe sein, das in diesem Stück behandelte Phänomen des paideumatischen Stufenbaues, wie es sich im Werden des Kulturgutes, der Kulturgeschichte und des menschlichen Lebensgefühls dokumentiert, auf die einfachste Formel zu bringen.

Einen solchen Nenner finden wir, wenn wir uns vergegenwärtigen: 1. daß die Ergriffenheiten mit einer Erschütterung Hand in Hand gehen; daß Gestaltgewinnen heißt, die Bewegungsfähigkeit des Lebens gewinnen; daß sie organisch ist und spontan zum Ausdruck gelangt; 2. daß demgegenüber der Verlauf von Ergriffenheiten in Begriffe, der Wandel der Wirklichkeit in die Tatsachen, die Verkümmerung der Gestalten zu Formen den Weg von der Beweglichkeit und Bewegung in die Ruhe und Erstarrung bedeuten. Nun sind Ergriffenheiten, Gestaltwerdung, Spontaneität und Beweglichkeit Phänomene der Zeit, Ruhe und Form solche des Raumes. Danach würden wir also sagen dürfen, daß das kindliche Paideuma und das Kulturwerden zeitbetont, die Wesenheit des Alters und das Kulturversiechen raumbetont sind.

Den gewünschten Nenner haben wir mit diesem Axiom gefun-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den. Prüfen wir nun nach, inwieweit es sich bei einer Umschau in der lebendigen Natur als stichhaltig erweist.

DER ABLAUF DES LEBENS

Den Ablauf in der organischen Umwelt betreffend:

Das vorige Jahrhundert wurde beherrscht durch die von Darwin aufgestellte, von Karl Vogt und Haeckel weitergeführte Deszendenzlehre. Über sie brauche ich mich nicht weiter zu äußern. Die Forderungen, die Darwin als wissenschaftliche Voraussetzung in der „Entstehung der Arten" geboten hat, konnten von der Wissenschaft bei weitergehender Forschung durchweg nicht anerkannt werden. Es ist richtig, daß bestimmte Linien auch paläontologisch sich nachweisen lassen. Wir wissen, daß im unteren Silur, um die Wirbeltiere zu nehmen, die ersten Fische auftraten, hernach die ersten Landwirbeltiere, dann die ersten Reptilien, weiterhin die ersten Vögel, wiederum später die ersten Säugetiere, die ersten menschenähnlichen Affen und zuletzt der eigentliche Mensch. Die Linie als solche muß anerkannt werden. Aber wie sieht es nun mit dem Übergang von einer Gattung zur andern aus? Wie steht es um die Beweise für das Hervorgehen, für die Formreihen, für die Stammbäume, wie sie Haeckel nach dem biogenetischen Lehrsatz so schön konstruiert hat? Da sieht es schlimm aus! Unsere paläontologischen Funde sind heute schon unendlich reich; wir haben aber noch keine einzige Form und keinen einzigen Beleg für das Übergehen z. B. eines Tieres in den fliegenden Zustand. Wir können es überhaupt nicht erkennen, wie der Schuppenpanzer, das Schuppengebilde eines Reptils überging oder übergehen könnte in das Federkleid eines Vogels. Und wenn wir nun weiterprüfen und nachsehen, wo wohl diese behaglich mechanische Evolutionstheorie stimmen könnte, stoßen wir auf die verschiedensten Phänomene (ich möchte nicht sagen: Gesetze), die der Wissenschaft heute schon vertraut sind. Die Konvergenzlehre hat Dutzende von Bindegliedern weggeräumt, andere Lehren haben gezeigt: dieses ist unmöglich, das ist unmöglich, jenes ist unmöglich. Wir stehen vor der Tatsache: jede Gattung tritt vor uns auf als ein neues Etwas; die Verbindungsglieder fehlen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aber es gibt gerade unter den Erscheinungen, die wir auf paläontologischem Gebiet zu beobachten vermögen und die sich uns so eröffnen, Phänomene erstaunlicher Natur. Fast alle Arten beginnen mit einer großen Variationsbreite; fast alle Arten mit einer gewissen Plastizität; und diese steigert sich dann, um den ausgezeichneten Ausdruck Walters zu benutzen, bis zur Anastrophe. Mit der Anastrophe (Aufbau in Spontaneität) tritt die Blüte, die Größe, die Vollendung der Art ein. Hernach kommt die Zeit des Beharrens. Dann setzt die Zeit der Spezialisierung, der immer feineren Ausarbeitung von Bewegungsorganen usw. ein — und dann folgt der Tod. Und wie folgt der Tod? Der Tod folgt ohne Beziehung der Geschöpfe untereinander einheitlich. Wir wissen heute: Das Leben der Arten ist einheitlich begrenzt. Eines Tages sind alle Geschöpfe einer Art wie durch ein Zauberwort getroffen, verschwunden. Sämtliche Geschöpfe der gleichen Art sterben aus, ohne nachweisbare Berührung, ohne erkennbaren klimatischen Einfluß. Das Klima hat anscheinand keinen Einfluß auf die Erscheinung. Die Periode des Daseins einer Art ist abgelaufen, das Leben hat sich abgespielt.

Wir können das sehen. Genau die gleichen Phänomene des Beginnes wie des Endes lehrt auch die Vererbungslehre erkennen. Die praktische, im Laboratorium arbeitende Biologie, die sich als Hauptaufgabe gestellt hatte, die Symptome und Bedingungen der Entstehung neuer Arten aufzufinden, hat mancherlei erreicht. Besonders bei den Versuchen mit den Millionen von Pflanzen, weißen Mäusen und sonstigen Geschöpfen, die in Amerika in solchen Fällen einheitlich in gewaltigem Umfang unternommen werden, tritt immer wieder eines auf, immer wieder das gleiche: die Spontaneität. Ein Tropfen Salzsäure, ein elektrischer Lichtstrahl, eine akustische Auswirkung, ein Hitzeeinschuß, — das sind Effekte spontan einsetzender Mutation. Die gleiche Vererbungslehre hat aber auch das Ende der Dinge verständlich gemacht. Wenn man z. B. von einer Mutterpflanze, deren natürlicher Lebensablauf mit 120 Jahren Alter gegeben ist, Sprossen nimmt und aufzüchtet, so ist es gleich, ob man diese im Alter von 10 Jahren, 30 oder 50 Jahren der Mutterpflanze abnimmt; wenn das Dasein der Mutterpflanze seinen natürlichen Abschluß findet, so verlieren gleichzeitig sämtliche Sprossen, ob alt, ob jung, ihre Vi-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

talität. Das heißt also, wir haben ein genau vorgezeichnetes Bild: die Lebensdauer ist begrenzt. Wodurch?

Wenn wir uns fragen: wie verstehe ich Mutation und Anastrophe auf der einen Seite? und danach: wie verstehe ich das Versagen der Lebenskraft auf der andern Seite?, so komme ich zu der Erkenntnis, daß der Spontaneität im Anfange stets die Ausdehnung folgt und am Ende die Spezialisierung eine Anpassung an den Raum bedeutet und das Ende vorbereitet. Die Spontaneität kann nur aufgefaßt werden als ein Zeitphänomen, alle Anpassung an den Raum aber nur als eine Raumbetontheit. Das heißt: Das Wesen geht hervor aus dem Zeitlichen und wird begrenzt und beendet durch das Räumliche.

Dies Ergebnis, in Vergleich gesetzt mit den Überlegungen der vorhergehenden Abschnitte, zeigt, daß unser Axiom sich bewährt hat. Zeit und Raum bedeuten die polaren Phänomene und entsprechen als solche der Wirklichkeit und der Tatsächlichkeit. Zeit und Raum können demnach auch aufgefaßt werden als zwei Kraftrichtungen, deren jeweiliges Übergewicht alle Phasen der vom Werden zum Tod verlaufenden Lebens- und Daseinskurve bestimmt. Die Auffassung von Zeit und Raum als Phänomenen der Polarität (vgl. E. E. IV, S. 265ff., 271ff.) beansprucht eine wenn auch noch so kurze Sonderbetrachtung.

DIE POLARITÄT VON ZEIT UND RAUM

Es muß doch wohl einem jeden als eines der Wunder im Spiel der Natur erscheinen, daß, unabhängig voneinander, die Pflanzen sowohl wie die Tiere zur Zweigeschlechtlichkeit gekommen sind. Die Natur hat eine solch unendliche Fülle von Möglichkeiten, sei es in der Erhaltung, sei es in der Vermehrung, daß es einen tiefen Sinn geben muß, der dieser Zweigeschlechtlichkeit, dieser Ausdrucksweise in zwei Bildern, zum Ausgang dient. Ich möchte deswegen noch einmal untersuchen: was bedeutet denn die Einstellung des Männlichen und die des Weiblichen?

Nehmen wir eine Pflanze. Die Blüte: die Staubgefäße bringen den Pollen hervor, er wird weitergetragen, der Stempel empfängt den Pollen, er bildet ihn nach innen. Das eine, das Staubgefäß, wirkt zentrifugal, das andere, der Stempel, wirkt zentripetal. Un-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tersuchen wir die Substanz, so erkennen wir, daß in dem einen, dem Zentrifugalen, naturgemäß die Bildung eines Außenkosmos vor sich geht, im Zentripetalen die Bildung eines Innenkosmos. Denn das eine ist ausstrahlend und auf die Umwelt, das andere aufsaugend und nach innen hinwirkend. Wenn wir uns fernerhin klarmachen, was die beiden Funktionen bedeuten, so ist die eine, nämlich die männliche, an die Spontaneität gebunden, ist Symbol der Bewegung, Symbol der Zeit. Und die andere ist die gestaltende, die raumausfüllende, die der Ruhe, die der Konstanz. Denn man kann sehen, daß alles Männliche individuell vergeht, jedes für jedes: aber alles Weibliche teilt sich und ist so gewissermaßen ewig, weil es sich in einem Stück seiner selbst immer wieder erneuert. So ist im einen wieder die Zeit, im andern wieder der Raum zu erkennen.

Nun muß es auffallen, daß es in der natürlichen Umwelt Geschöpfe gibt, die die Phänomene der Sexualität wechseln können; sie sind bald männlich, bald weiblich funktionell. Das führt mich dazu, einen Satz von Goethe heranzuziehen. Goethe hat auch von den zwei Formen der Fortpflanzungsarten usw. geschrieben und äußert sich in der Metamorphose der Pflanzen, Paragraph 114 und 115 in bezug auf die Fortpflanzung wie folgt:

114. „Schon dadurch, daß wir das Sprossen eine sukzessive, den Blüten- und Fruchtstand aber eine simultane Fortpflanzung genannt haben, ist auch die Art, wie sich beide äußern, bezeichnet worden. Eine Pflanze, welche sproßt, dehnt sich mehr oder weniger aus, sie entwickelt einen Stiel oder Stengel, die Zwischenräume von Knoten zu Knoten sind bemerkbar, und ihre Blätter breiten sich von dem Stengel nach allen Seiten zu aus. Eine Pflanze dagegen, welche blüht, hat sich in allen ihren Teilen zusammengezogen, Länge und Breite sind gleichsam aufgehoben, und alle ihre Organe sind in einem höchst konzentrierten Zustande, zunächst aneinander entwickelt."

115. „Es mag nun die Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, so sind es doch nur immer dieselben Organe, welche in vielfältigen Bestimmungen und oft unter veränderten Gestalten die Vorschrift der Natur erfüllen. Dasselbe Organ, welches am Stengel als Blatt sich ausdehnt und eine höchst mannigfaltige Gestaltung angenommen hat, zieht sich nun im Kelche zusammen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dehnt sich im Hauptblatte wieder aus, zieht sich in den Geschlechtswerkzeugen zusammen, um sich als Frucht zum letzten Male auszudehnen."

Selbstverständlich kann man in diesen Sätzen das, was Goethe als „sukzessiv" und „simultan" bezeichnet, geradesogut mit „zentrifugal" und „zentripetal" identifizieren. Die gleiche Form der Ausdehnung, die gleiche Form der Zusammenziehung, das Zentrifugale, das Zentripetale.

Des ferneren:

Schon die ursprünglichsten Keimzellen zeichnen sich durch die Eigenschaft aus, daß die einen beweglicher, die andern schwerfälliger sind. Die beweglichen sind dadurch charakterisiert, daß sie die ruhenden aufsuchen, wogegen die ruhenden ebenso augenscheinlich der sichbewegenden zur Vereinigung harren. Dies führte Weismann dazu, die sichbewegenden als männlich und die ruhenden als weiblich zu bezeichnen.

Fernerhin sagt Espinas von den Insekten, daß in den allermeisten Fällen die Männchen allein das Weibchen zu suchen scheinen, und daß man bei den Insektenarten, deren Weibchen beflügelt sind, keine unbeflügelten Männchen kenne, während das Umgekehrte oft der Fall ist. Und fernerhin macht er die feinsinnige Beobachtung: — daß wenn das Weibchen sich verweigere, um sich suchen zu lassen, dieses Suchen bei den Männchen mannigfache Fähigkeiten entfalte, welche ohne die Verweigerung nie entfaltet worden wären; — ferner: daß die Männchen immer zur Eregung bereit sind, während die Weibchen die Erregung langsamer fühlen; — und endlich: daß im gesamten geschlechtlichen Tierreich die Bewerbung des Männchens um das Weibchen durch Äußerungen erfolge, welche nicht mehr physiologisch, sondern psychologisch sind, und zwar um so entschiedener, je höher das Tier stehe (E. E. IV, S. 271/72).

Was aber sagt uns alles dies?

Ich meine, es sei nicht zu verkennen, daß auch diese Unterschiedlichkeit durch Zeitbetontheit hier und Raumbetontheit dort in dem Sinne, den wir als Nenner der Phänomene „Kulturleben" und „Menschenleben" (Ende des III. Abschnittes) bezeichneten, verständlich wird. Das Männliche als Ausdruck der Bewegung und das Weibliche als der der Ruhe bedingen die Vereini-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gung und damit den Vollzug der Polarität. Es ist das mehr als nur „Gesetzmäßigkeit"; es ist die „natürliche Ordnung des Daseins". Es ist „das Phänomen des Lebens."

DIE LEHRSÄTZE DER DOMINANTENTHEORIE

Dem Anschein nach haben wir uns weit entfernt von unserer Aufgabe, die zuletzt doch in dem Streben, das Wesen der Kultur zu erfassen, besteht. Aber diese anscheinende Abzweigung von der Betrachtung des Kulturlichen und das Einmünden in die Problematik der organischen Natur hat uns dem Sinn „des" Lebenslaufes und damit einem Phänomen der Organität nähergebracht: dem der Betontheiten, deren eine, die zeitliche, am Anfange und deren zweite, die räumliche, am Ende jedes Lebenslaufes steht. Auch die Gestalt- und Formwelt des Paideuma und der Kulturen läßt die Ordnung der Betontheiten deutlich erkennen und macht uns diese Beachtung wünschenswert. In wenig Worten mag hier das gewonnene Bild noch deutlicher gemacht werden.

Jeder von uns weiß heute, daß es nichts rein Männliches gibt, jeder weiß heute, daß das rein Weibliche keine Vitalitätsmöglichkeit hat. Es ist in jedem Männlichen Weibliches, in jedem Weiblichen Männliches enthalten. Zentrifugalität ist Unmöglichkeit ohne Zentripetalität, Raumbedingtheit unmöglich ohne Zeitgefühle, Zeitbedingtheit ohne Raumgefühle. Keine Bewegung kann bestehen ohne Ruhe, keine Ruhe ohne Bewegung. Es ist dies das Phänomen der Polarität. Das, was es uns so schwer macht, dieses zu verstehen, ist, daß wir dreidimensional räumlich denken. Das vierdimensionale Denken, das ja zunächst nur konstruktionsmäßig möglich ist, würde dies Phänomen selbstverständlich finden. Infolgedessen können wir in den weiteren Schlußfolgerungen nicht mehr von absoluten Größen, Kräften oder ähnlichem sprechen; wir können nur sprechen von Betontheiten. Das Weibliche ist weiblich betont, das Männliche männlich betont, das Ruhende ist ruhebetont, das Sichbewegende bewegungsbetont.

Betrachten wir nun von diesem Gesichtspunkt der Betontheiten aus und unter Festlegung der Tatsache, daß alles, was wir mit unsern Sinneswahrnehmungen erkennen, lediglich Objekt des Daseins ist, und daß es nichts geben kann, was Subjekt ist und was

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wir mit unseren Sinneswahrnehmungen zu erfassen vermögen — betrachten wir von diesem Standpunkt nun unsere Reihen. Dann ergibt sich etwas wie eine Achsenschwenkung im Laufe jeder Lebenskurve: Zeitbetontheit im Anfang, Raumbetontheit am Ende. Im Bau des organischen Lebens z. B. haben wir am Anfang stehen die allerkleinsten Zellwesen, für uns Wunder des Daseins. Ein Zellwesen kann sich teilen und wieder vereinigen, kann jede Form der Länge, der Rundheit, des Sterns, kann alles annehmen; es kann einfach das, was ihm nicht paßt, wegwerfen und das zu sich nehmen, was ihm paßt. Man kann tatsächlich dieses einfachste Zellwesen als ewig bezeichnen, man hat ein Recht dazu, es gewissermaßen als Ausdruck der wirkenden Zeit aufzufassen; denn diese Wesen können mit dem Räumlichen machen, was immer nötig ist. Das Räumliche ist ihnen Objekt. Nehmen wir demgegenüber das entwickelte Säugetier, das nicht einmal mehr die Fähigkeit besitzt, einen abgehackten Finger nachwachsen zu lassen, den Menschen der heutigen Zeit: Alle diese Wesen sind raumbegrenzt, abgeschlossen, besitzen nichts mehr von irgendeinem Zeitvermögen! Oder prüfen wir den Bau der Kulturen. Da haben wir im Anfange die Menschen mit einer uns nicht mehr verständlichen Fähigkeit, jede Erscheinung des Kosmos aufzunehmen, jedes Phänomen der Zeit zu erfassen und auszudrücken; und zwar in Ausdrücken, die wie Bilder sprechen, die mit einander nie eine Tatsächlichkeit ausmachen, weil die Zeit nicht tatsächlich ist; Tatsächlichkeit sein kann nur das Teilbare. Die Zeit aber ist fließend, unteilbar, begrenzt. Am Ende dann der Mensch, der die Zeit nicht mehr lebt, der die Zeit konstruiert in der Geschichte und im Trachten nach Konstanten und Garantien nur noch Materien registriert. Er ist hart geworden, fest. Der Lebenskampf ist etwas, was man aus Geschäftsgrundsätzen auf sich nimmt. Oder nehmen wir den einzelnen Menschen. Da haben wir wieder im Anfang die Zeitbestimmtheit, das Fließen und haben im erwachsenen Menschen den Tatsachenbestand, den Tatsachensinn, das Versagen gegenüber den Möglichkeiten der Zeit.

Das so aufgewiesene Bild ist das der Bauverwandtschaft aller Lebensgestaltungen. Ich bezeichne es als das Bild der Dominanten. Wir haben die Dominante z = Zeit, die Dominante r= Raum; im organischen Leben das einfachste Zellwesen als z-betont,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als r-betont aber das Wirbeltier; im Werden der Arten die Variationsbreite (z) und die Spezialisation (r); im Ablauf der Lebenskurve die Spontaneität im Kindesleben (z) und das Tatsachendenken im Alter (r). In aller höheren Gestaltung aber physisch das Männliche (z) und das Weibliche (r), den Wirklichkeitssinn (z) und den Tatsachensinn (r). Die Dominantentheorie ist die Lehre von einer der Polarität natürlichen Tendenz zur Teilung in „Zeit" und „Raum".

Zwei Sätze sind es, die wir als wichtigste und leitende dieser Lehre verdanken. Der erste lautet: Die Dominanten bedeuten für alles Kulturwerden die Bedingtheiten des Wandels, der Gestaltung und der Steigerung. Unter den schlichten Kulturen fanden wir in der der Mystik eine solche des Wirklichkeitssinnes, der Zeitbetontheit; in der der Magie eine solche des Tatsachensinnes, der Raumbetontheit. In ihnen ist ein Stadium zur Gestalt geworden, das dem der Gliederung in „das" Männliche und in „das" Weibliche bei den Lebewesen höherer Art entspricht. Eine ähnliche Erscheinung kehrt wieder in der Gliederung in lunares und solares Lebensgefühl, wovon das erstere unbedingte Zeitbetontheit, das zweite aber Raumbetonung bedeuten. Im späteren Verlaufe verschwinden diese Grundwesenheiten unter der Fülle der Gesichte und in der Absonderung als „selbständige" (?) hohe Kulturen. Die Katastrophen der letzten Jahrzehnte haben aber den Schein der Verallgemeinerung weggerissen und lassen heute schon den Orient als Träger zeitbetonten Wirklichkeitssinnes und den Okzident als den raumbetonten Tatsachensinnes erkennen. Als Grenze solcher in räumlicher Verbreitung hervortretender Gestaltungen kann — und das hat für uns hohe Bedeutung! — der Vogesenkamm bezeichnet werden. Die deutsche Kultur als höchste Manifestation des Wirklichkeitssinnes und des zentrifugalen Lebensgefühles, auf der andern Seite die französische als solche des Tatsachensinnes sind heute die markantesten Erscheinungen z- und r-betonter Weltanschauungen.

Der zweite der beiden Leitsätze dieser Lehre lautet: die vollkommene Bauverwandtschaft alles Organischen läßt „das Leben" prinzipiell als eine dem Wesen der Polarität entsprechend geordnete Totalität erscheinen, an der die Kultur als letzte Steigerung teilhat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mit dieser Erkenntnis ist die Kultur endgültig dem Bereiche des mechanistischen Denkens und überhaupt den „Einstellungen" entzogen. Die im Jahre 1897 (vgl. „Ursprung der afrikanischen Kultur" 1898) aufgestellte Forderung, die Kulturen als „organische Wesen" zu behandeln, hat ihre Gültigkeit gefunden. Das Blickfeld ist von den einschränkenden Einflüssen befreit, und wir können uns nun der Betrachtung von höherer Warte aus hingeben, wie eine solche im nächsten Stück versucht werden soll.

NACHSATZ

Wenn wir Zeit und Raum in dieser Weise als Dominanten des Lebens oder alles Lebendigen fassen, so werden an unser Vorstellungsvermögen große Anforderungen gestellt. Es erscheint angebracht, uns noch einmal den Gedankengang zu vergegenwärtigen, der uns bis hierher geführt hat, und uns besonders an jene Vorstellungen zu erinnern, die eine Erfassung von Zeit und Raum enthalten, die uns schwer verständlich erscheint und die wir unseren weiteren Betrachtungen zugrunde gelegt haben.

Wir sind von der Bedeutung bestimmter Zahlen ausgegangen und haben gesehen, daß die Menschen einer frühen Kultur in ihnen nicht Begriffe sahen, mit denen sich ein Rechensystem aufbauen ließe, sondern daß sie im Wesen der Zeit die 3 und im Wesen des Raumes die 4 „entdeckten", daß alles Zeitliche durch die 3, alles Räumliche durch die 4 ausgedrückt wurde. Auf der andern Seite ist die 3 als männlich, die 2 oder 4 als weiblich angesehen worden; d. h. durch viele Beispiele läßt sich belegen, daß die 3 oder das Dreimalige mit dem Männlichen, die 2 (4) oder das Zweimalige (Viermalige) mit dem Weiblichen verbunden ist. Aus den Formen und Lebensäußerungen früher Kulturen ergab sich also eine Verbindung der 3 mit der Zeit und dem Männlichen und der 4 (2) mit dem Raum und dem Weiblichen.

Es erhebt sich nun die wichtige Frage, wie es zu dieser Ideenverbindung hat kommen können und welcher tiefere Bedeutungsgehalt ihr zugrunde liegt. Es wird oft von vornherein erklärt, daß es sich dabei eben um Irrtümer, um geistige Verirrungen einer Epoche der Menschheitsgeschichte handle, die erfreulicherweise in einer späteren aufgeklärt und richtiggestellt wurden. Abgesehen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

davon, daß eine solche Ansicht uns der Beantwortung der Frage nach ihrer Entstehung nicht um das kleinste Wegstück näherbringt, widerspricht sie auch dem Sinn des Werdens in der Kultur.

Wir haben versucht zu zeigen (4. Stück), daß auch die abstrakten Begriffe der Mathematik vor ihrer arithmetischen Anwendung eine tiefere Bedeutung für die Menschen gehabt haben müssen, eine Bedeutung, die wie alle Schöpfungen der Kultur im Anfang fester mit der Wirklichkeit, der erlebnismäßigen Umwelt, verknüpft war. Wir haben also von vornherein diesen Bedeutungen bestimmter Zahlen einen wesentlichen Sinn, eine entsprechende Beziehung in der Wirklichkeit unterstellt. Durch die eingehende Untersuchung bestimmter Kulturtypen sind wir dann immer wieder auf dieselbe Polarität: männlich-weiblich, zeitlich-räumlich gestoßen, die wir schließlich als die Dominante in allem Lebenden erkannten.

Denn eine weitere Folgerung aus unseren Gedankengängen war die Einheit alles Lebenden, d. h. die prinzipielle Unterschiedlosigkeit dessen, was wir Natur und Kultur nennen, und damit der Geschichte der Natur und der Geschichte der Kultur. So wenig die Entstehung einer natürlichen Art die geistige oder willensmäßige Schöpfung dieser Art ist, so wenig ist die Kultur ein Produkt des menschlichen Geistes oder Willens.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

WIRKLICHKEIT IN DER KULTUR

Die Identitätstheorie

Daß die Kultur aufgefaßt werden kann als letzte Steigerung der polar geordneten Totalität „Leben", — das war die letzte Schlußfolgerung, die ich aus den im fünften Stück vorgeführten Überlegungen zog. Deren letzte Ergebnisse können nichts anderes bedeuten, als daß alles Lebende unter sich durch Schicksalsgemeinschaft verbunden ist. Eine solche besteht zwischen der Kultur, den Menschen und der Wirklichkeit alles Daseins. Unternehmen wir nunmehr den Versuch, auf dem Wege der Erforschung solcher Schicksalsgemeinschaft weitere Aufschlüsse über die Phänomene des Kulturwerdens und des Kulturverlaufes zu gewinnen.

PLAN- UND ZWECKMÄSSIGKEIT

Indem wir den Ausgang dreier weiterer Überlegungen von der Wirklichkeit des Lebens als einer Totalität nehmen, verfolgen wir eine Richtung, die der des Denkens des vorigen Jahrhunderts entgegengesetzt ist. Denn diesem war alles Seiende ein Zusammengesetztes, und seinem Wesen glaubte man nahezukommen, indem man die Methode des Zerlegens verfolgte. Damit trat diese Geistigkeit vielfach in diametrale Gegensätzlichkeit zur Betrachtungsweise aller vorhergegangenen Weltanschauungen. Ein gutes Beispiel bietet die Medizin. Alle früheren Schulen betrachteten den menschlichen Körper als eine Einheit, die durch die Gemeinsamkeit des Blut- und Säftekreislaufs und die Funktion eines Zentralorganes, sei es Leber oder Herz, als solche bedingt war. Mit dem Auftreten der Zellularpathologie ward das Einzelne nicht nur zum Objekt der Beobachtung, sondern auch der Deutung beachtenswerter und als in sich abgeschlossen erachteter Vorgänge und dementsprechender Behandlung. Triumph des Spezialistentums! Auf allen Gebieten Kategorienspalterei! Es wird über diese „Einstellung" — der wir im übrigen große Ergebnisse zu verdanken

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben — noch viel zu sagen sein. Hier muß ich skizzenhaft auf sie eingehen, weil gerade die Gegensätzlichkeit des Denkens oder besser der Weltanschauung, die heute noch das Gesamtleben beherrscht, bei der unsrigen entscheidend ist. Geistesgeschichte ist Geschichte des Wandels der Einstellung. Jede Steigerung ist charakterisiert durch Einstellungsverschiebung. Indem wir der analysierenden Methode mit der Forderung, in Totalitäten zu denken, entgegentreten, entsprechen wir dem Postulat der Kulturforschung, da jede Kultur durch ein in sich geordnetes Lebensgefühl auch wieder als eine Totalität bestimmt und charakterisiert ist.

Also ist auch der Unterschied zwischen der naturwissenschaftlich gerichteten und unserer paideumatischen Anschauung ein Symptom des Kulturwandels, dem wir wohl einige Aufmerksamkeit schenken dürfen. Nämlich in besonderer Berücksichtigung eines Gesichtspunktes, von dem aus gesehen der Unterschied zwischen dem Wesen der Dinge und der Betrachtungsweise des vorigen Jahrhunderts markant hervortritt.

Im Mittelpunkt der Denkweise des vorigen Jahrhunderts stand die „Problematik" der Kausalität und zwar in der Stellung, die aus englischer Kultur und Mentalität stammt. Die Fragen nach Ursache und Wirkung waren immer mehr zur Grundlage des praktischen Lebens und der Nützlichkeit geworden. Die Forderung des englischen Philosophen Bacon, nur das Zweckmäßige zu fördern, war zum fast alleinseligmachenden Stichwort geworden. Der ganze Apparat unserer heutigen Materialkultur und Sozialstruktur beruht auf Zweckmäßigkeit, und es ist in der Tat da, wo die Materie durchschaut ist, ein gewaltiger Erfolg erzielt. Wir machen „Erfindungen" und gewinnen Neugut auf dem Wege der Lösung einer sinnvoll gestellten Aufgabe. Fraglich bleibt nur, ob damit auch die Fähigkeit, sinnvoll Aufgaben zu stellen, erhöht wurde. Mir will das höchst zweifelhaft erscheinen. Der bedeutende Erfolg beruht im Grunde immer nur wieder auf dem Gebiete der Mechanik. Aber hierüber nachher.

Das am meisten Charakteristische an der Ausbildung des Zweckbewußtseins ist die ihm gewidmete Schätzung. Zweck und das Wort Bacons wurden nicht nur Lebensinhalt und Dogma, sie wurden auch zum Maßstab aller Dinge. So ward es nur selbst-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

verständlich, daß da, wo es sich um ethnographische Einrichtungen wie Beschneidung, Totem, Tabu usw. usw. handelt, die Institutionen als Ausfluß des Zweckdenkens beurteilt wurden. Die Völker hatten solche Einrichtung getroffen und durchgeführt aus Gründen der Gesundheit, zum Zwecke wirtschaftlicher Förderung oder „um zu". Die „Um zu"-Theorie hat lange Zeit hindurch den Blick in das Wesen der Dinge versperrt. Mit solcher Betrachtungsweise der Zweck-Ideologie ist die in geistiger Führung verantwortliche Welt so weit gegangen, daß von entscheidender Seite sogar „die Natur (natürliche Umwelt) als im höchsten Grade ökonomisch" bezeichnet worden ist. Ökonomisch auch hier aufgefaßt als zweckvoll, zweckmäßig im Sinne der Haushaltung. Wie nun aber verhält es sich hiermit?

Allein schon die einfachste Statistik der im Dienste der Vermehrung stehenden Funktion der organischen Welt zeugt von einer geradezu verblüffenden Verschwendung, die mit der Entfaltung höherer Pflanzen und Tiere immer stärker angewachsen ist. Die Zahl der fruchtbaren Keimzellen verhält sich zu der möglichen Gestaltwerdung wie hundert, tausend, ja eine Million zu eins. Wir können sagen, daß so wie hier wir auf keinem Gebiete dem Wesen der Natur mit der Zweckmäßigkeitstheorie gerecht werden. Das aber, was wir auf allen Gebieten der uns umgebenden Natur abzulauschen vermögen, das ist die Sinnfülle. Die Natur ist überall in ihrer Wirklichkeit sinnvoll. Sinnvoll im Wesen des Einzelnen wie im Ineinanderwirken des Alls. Die Umwelt stellt ein Zusammenwirken aller Erscheinungen der Meteorologie, anorganischen und organischen Natur dar, das viel zu feinsinnig und feingliedrig einerseits, großartig und allseitig andererseits ist, als daß wir es mit unseren Außensinnen und unserem Verstande zu erfassen vermöchten. Alle Wirklichkeit ist durch Sinn bedingt. Und wenn bei uns der Zweck zuletzt zum großen Gotte erhoben wurde, so hat man vergessen, daß auch dem Verfolgen des Zweckes die Erkenntnis des Sinnes vorangehen muß. Das Erforschen der Dinge ist demnach entscheidend. Das Zweckliche ist dabei ohne Bedeutung. Man vergesse nie, daß, wenn wir nicht aus dem Altertum die fanatische Alchymie bekommen hätten, wir nie eine chemische Industrie erreicht hätten.

Aber dadurch, daß wir die Sinnfülle der Natur anerkennen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben wir deren eminentes Wesen noch nicht erfaßt. Es sei an dieser Stelle auf die Beobachtungen hingewiesen, denen das vorige Stück gewidmet wurde. Die Betrachtung des Ablaufs der organischen Umwelt, des Menschenlebens und der Kultur zeigte uns Ordnung im höheren Sinne, zeigte Bauverwandtschaft. Das organische Leben ist Architektur höherer Art, zeichnet sich aus durch Planmäßigkeit. Die gesamte Umwelt hat den Urgrund ihrer Ordnung in einem Plane, nach dem sie geworden ist und dem sie in ihrem Wandel folgt. Es ist dies so selbstverständlich, daß die Niederschrift solchen Satzes sicherlich vielen wie eine Trivialität erscheint. Aber es gilt, darauf hinzuweisen, daß ein großer Unterschied dazwischen besteht, ob eine Kette von einzelnen Vorgängen im Streben nach einem Plan und Ziel erfolgt oder ob jede einzelne Handlung und Maßnahme nach der Frage der Zweckmäßigkeit erfolgt ist.

Bedenken wir, daß in jeder Eichel das Schicksal „Eiche" von der kleinen Frucht bis zur Erhabenheit des mächtigen Baumes planmäßig enthalten ist. Ein Symbol des Lebens vom ersten Keimen an durch ein Jahrhunderte hindurch währendes Aufwachsen und alljährliches Blühen und Früchtetragen. Das heißt also, daß das Wesen der Eichel bedingt ist durch das Leben, also durch dahingleitende Wirklichkeit. Das Leben spielt sich in der Verwirklichung vergänglicher Tatsachen ab.

Und die Zweckmäßigkeit? Jeder aus dem Zweckbewußtsein heraus erfolgenden Handlung liegt intellektuell gewonnene Erfahrung zugrunde. Erfahrung ist ins Bewußtsein eingetretene Tatsächlichkeit. Tatsachen und Erfahrungen sind Niederschläge des Lebens, sind Baustoffe der Wirklichkeit. Denn die Wirklichkeit äußert sich nur in Tatsachen. Ich versuchte im vorigen Stück zu belegen, daß alle Tatsachen und Erfahrungen der Dominante „Raum" zugehören. Es wurde dargelegt, daß das Stadium des Alterns des Menschen dadurch belegt wird, daß er den Wirklichkeitssinn einbüßt und den Erfahrungen, den Tatsachen verfällt. Durch Wirklichkeits- und Tatsachenbetontheit werden Anfang und Ende jedes Lebensablaufes gekennzeichnet. — Derart betrachtet erweist sich das Zweckbewußte, weil auf Tatsächlichkeit und Erfahrung begründet, als ein Zurückgreifen auf Vergangenes, Raumbetontes, Entwirklichtes, Lebloses. Natürlich stellt auch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die zweckmäßige Handlung einen Ausdruck des Lebens-, also Wirklichkeitswillens dar. Die einzelne Handlung selbst ist sicherlich stets sinngemäß, denn sie verfolgt ebenfalls ein Ziel. Dieses ist aber aus der natürlichen Gesamtheit herausgelöst, weil der leitende Gedanke dem Entwirklichten entspringt. Daraus ergibt sich, daß, wenn das Einzelne auch sinnvoll ist, doch die Durchführung des Dogmas zu einer unterschiedlosen Zweckherrschaft und damit zu einem Regime der Tatsachen, des Entwirklichten und des Leblosgewordenen im Gesamten führen muß. Des ferneren kann gesagt werden, daß dadurch, daß alle entscheidenden Handlungen nur von der Zweckmäßigkeit ausgehen, das Leben ein solches der Formen wird, da nur Hingabe an die Wirklichkeit zum Gestalten befähigt. So ist das Kausalitätsbedürfnis des vorigen Jahrhunderts das typische Symbol eines Lebensgefühles, das durch die Vorherrschaft des Tatsachensinnes charakterisiert ist.

Das heißt also, daß die Auswirkung konsequenter Vorherrschaft des Zweckwillens in letzter Linie gegen den Sinn des Kulturwandels gerichtet ist. Ist diese Überlegung richtig, so muß der Effekt bald in üblen Erscheinungen zutage treten. Besonders in einer Kultur, deren innerstes Wesen wie das der deutschen wirklichkeitsbetont ist. Es steht dabei nicht in Frage, ob der Verlauf der Dinge, was ich ohne weiteres annehme (siehe weiter unten), ein natürlicher ist oder nicht. Es handelt sich nur darum, den Tatsachen und der Wirklichkeit direkt ins Auge zu sehen. Da erkennen wir denn, was wir im ersten Stück schon besprachen, daß auf den Gebieten der Musik, der Malerei, der Dichtung die Gestaltungsfähigkeit geschwunden und ein ständiges Sichbewegen in Formen eingetreten ist. Oder aber: in der Zeit, in der die „Entdeckung" der Tatsachen die Menschheit bis zur Besessenheit ergriffen hatte, hat gerade Deutschland sich in der Gestaltung herrlicher und lebendiger Organisationen ausgezeichnet. Es genügt, an die deutsche Post, die Eisenbahn, Einrichtungen wie Krupp in Essen zu erinnern. Damals konnte der Deutsche in der Tat stolz sein auf seine Organisationsfähigkeit. Mit der Verherrlichung des Zweckbewußtseins ward aber das, was vordem Förderung natürlichen und gesunden Wachstums war, zum Spleen. Alles wurde „organisiert", und nur wenige erkannten, daß alle diese im Staate ebenso wie im Privatleben emsig betriebenen Gründungen ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Spiel mit Formen waren und daß das Entstehende gar nicht mehr den Sinn der Organisation, sondern nur den der Mechanisation hatte. Das Typischste in alledem ist aber die in Weimar „gemachte" Verfassung. Ihr als wesentlichstem Symptom muß an dieser Stelle eine wenn auch noch so kurze Berücksichtigung zuteil werden.

Bekanntlich ist kein Seufzer in Deutschland so laut zu vernehmen wie: „Ach, weshalb fehlt es uns in dieser schweren Zeit an einem tüchtigen Führer! Weshalb gewährt uns das Geschick keine Tüchtigen!" Nun hört man dieses Wort ja recht häufig auch in andern Ländern und hat es wohl auch im Elend aller Zeiten gehört. Für das deutsche Volk ist aber die Erscheinung doppelt bedeutungsvoll, weil es sich anno 1919 mitten in der schlimmsten Misere befand und mit einer neuen „Ordnung" die Möglichkeit in die Hand bekam, denjenigen Kräften, deren es bedürftig war, verfassungsgemäß „freie Bahn" zu schaffen. Was aber war der Erfolg? Es wurde ein „Listenwahlrecht" geschaffen. Dem deutschen Wähler wurden nicht Persönlichkeiten und Männer zur Wahl zur Verfügung gestellt, sondern Parteien, deren prinzipielle Zweckeinstellung doch aller Welt bekannt sein mußte. Das heißt also, daß für die Wahlurne nur Parteiansichten und Persönlichkeiten lediglich nach den Zweckmäßigkeitsurteilen von Parteileitungen in Betracht kamen. In merkwürdiger Weise wurde dann dem Ganzen das Prinzip der Quantität der Stimmen zugrunde gelegt, das andere der Qualität jedoch ignoriert. — Das war der Sinn der neuen „Reichsorganisation", die „geschaffen" wurde in einer Zeit, in der der Schrei nach „tüchtigen Führern" in Deutschland am meisten berechtigt und am lautesten war. Wenn dann zuletzt doch noch gerade Deutschland mit einer großen Anzahl hervorragender Männer an leitender Stellung begnadet wurde, so ist es nicht das Verdienst dieser Mechanik, sondern ein Zeichen der ungeheuren Wirklichkeitskraft, die die deutsche Kultur zur Zeit durchströmt und die auch durch eine schematisierende Mechanisation nicht erstickt werden kann.

Aber was zum Schluß die in Zweckmäßigkeit und Analyse sich ergehende Anschauung an Geschick auslösen mußte, kam nicht nur in der deutschen Kultur zum Ausdruck. Sie war ja als Ausdruck der Ergriffenheit durch die Tatsachen diejenige der west-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lichen Kulturen und hatte ihren Sinn in der Erdumspannung, in der Weltwirtschaft. Daher mußte das deutsche Geschick auch das der „ganzen Welt", d. h. also des Wirkungsbereiches der Weltwirtschaft werden. Die sogenannten Friedensverträge waren alle in diesem Sinne verfaßt und sämtlich begründet durch den Willen nach Zerlegung in Gruppen der äußeren Macht. Der kulturmorphologische Diagnostiker konnte schon seit Jahren die Prognose stellen (und hat sie auch entsprechend häufig genug ausgesprochen). Anno 1931 hat sich das naturnotwendige Geschick vollzogen. Hilf- und Ratlosigkeit aller Völker; die Katastrophe der Weltwirtschaft und der allgemeine Schrei nach — Totalität!

Die Menschheit erlebt eine neue Ergriffenheit. Dampfrosse, Dampfer, Flugzeuge führen die Minister aller fremden Länder von Besuch zu Besuch, von Feststellung zu Feststellung. Und die Feststellung lautet immer wieder: „Nur die Verständigung der Völker kann uns helfen. Wir benötigen das Vertrauen der Völker zueinander." Die Tatsache der Einheit der Kultur soll anerkannt werden. Bekenntnis zur Schicksalsgemeinschaft wurde das Postulat des Tages. Denn Vertrauen kann lediglich aufsteigen aus Verstehen. „Verstehen" kann die Menschheit nur in der Einstellung auf das „Du". (Siehe den Aufsatz über „Kulturattachés". Europäische Revue 1927) Nur in der Entwicklung des „Ich" kann sie erreicht werden. Die Anerkennung der Schicksalsgemeinschaft bedeutet die Unterordnung unter diese von Grund auf veränderte Einstellung. Eine neue Wirklichkeit muß die Menschheit ergreifen: die Verwirklichung der Idee der Totalität.

Damit ist im Kulturwerden die Periode, in der Zerlegen und Zweckdenken leiteten, abgeschlossen. Sie tritt zurück vor dem Vorrecht der Anerkennung der „Planmäßigkeit", deren Erfüllung das Leben in allen Gestalten der organischen Umwelt, des menschlichen Daseins und der Kultur darstellt. Mit diesem Wandel der Weltanschauung kehrt die Menschheit zurück in den Bereich der „Natur". Das mechanische Werk ist in hartem Ringen geworden. Die Schlacht ist geschlagen. Als Sieger kehrt die Menschheit zum heimischen Herd zurück. In Ruhe findet sie die Muße, sich auf sich selbst zu besinnen, nach dem Verlauf des Werdens und dem Sinn des Gewordenen zu fragen. Der Periode der Konzentration

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf das Räumliche folgt die der Sinntiefe des Zeitlichen. Der Rausch des Tatsachensinnes verfliegt, und die Wirklichkeit wird wieder sinnvoll. Die intellektuell erschöpfte Menschheit ist bereit zu neuer Ergriffenheit.

TOTALITÄT UND IDENTITÄT

Dadurch, daß die Geschichte der Weltwirtschaft, wenn auch als Ausdruck des isolierenden Tatsachensinnes entstanden, zuletzt doch mündet in die Forderung nach Anerkennung ihrer Natur als Totalität, hat sie sich ebenfalls deutlich manifestiert als Phase des Lebens. Damit wurden wir zurückgeführt auf die Überlegungen des vorigen Stückes, die wir nun, um ein Beispiel bereichert, weiter verfolgen werden. Damit wird es unsere Aufgabe sein, den Prozeß des Herauswachsens der Kultur und der Kulturen aus dem Gesamtbereiche des Daseins zu beobachten.

Wenn es mit den Darlegungen des vorigen Abschnittes gelungen ist, den Leser wenigstens vorübergehend von der Einstellung auf Zerlegen und Einzelsicht zu befreien und für die unsrige, die paideumatische, auf Wesensschau gerichtete zu gewinnen, so wird er die Forderung verstehen, in der Betrachtung aller Erscheinungen auszugehen von der Annahme der Wesenseinheit alles Daseins. Einheit auch insofern, als das Bedeutsame in einer Selbstverständlichkeit der alle Erscheinungen untereinander verbindenden Beziehungsfülle beruht. An sich kann ein von der Totalitätsschau ausgehender Anspruch nicht schwer zu erfüllen sein, weil schon die alleroberflächlichsten Betrachtungen der Daseinsformen, zum mindesten aller Lebewesen, etwas anderes gar nicht erkennen lassen. Alle Lebewesen sind bedingt durch die Luft, durch Licht (oder Dunkelheit), durch die Stofflichkeit der Umwelt, die ihr Bewegungs- und Ernährungsraum ist, durch Magnetismus usw. Wenn ein erster prüfender Blick nun schon die direkte Beziehungs- und Bedeutungsfülle anzeigt, so wird Fortführung und Betrachtung ergeben, daß die indirekte das irdische All zu der funktionellen Einheit „Nichts ohne alles andere im Wesen des Gesamten" macht. Das Leben vereinigt also eine Schicksalsgemeinschaft.

Die Schicksalsgemeinschaft erstreckt sich nicht nur auf Teilhaberschaft, sondern auch auf alle Vorgänge des Seins, seiner Fortführung und alles Werdens. Dieses Phänomen ist es, welches nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nur der Erhaltung dient. Denn alles, was das Studium der Mutation gelehrt hat, beweist, daß auch alle Neubildungen durch von außen her gerichtete Einflüsse veranlaßt werden, also aus der Wirklichkeit der Umwelt heraus erfolgen. Jede Neubildung, jede Gestaltung geht vor sich, indem eine von außen her auf ein Wesen ausgeübte Wirkung dieses zu einem Verhalten veranlaßt, welches eben seinen Wandel zur Folge hat. Der Wandel verläuft nun seinerseits wieder entsprechend der das Gesamte als Leben beherrschenden Polarität, d. h. der Dominanten.

Nun erfolgt die Veranlassung des Einzelnen, sich zu wandeln, von außen her, d. h. aus der Einheit des Daseins heraus, und ebenso das Phänomen des Wandels in Neubildung nach Bedingtheiten des in seiner Totalität faßbaren Lebens.

In der Ergriffenheit ist der Mensch eins mit der Wirklichkeit, die ihn erfaßt. Das, was wir Identifizierung zu nennen gewohnt sind, betrifft die zweite Stufe des menschlichen Verhaltens zur Wirklichkeit, betrifft ein Bedürfnis, die in wahrhafter Produktivität durch Offenheit für die Wirklichkeit und Hingabe an sie gewonnene Erkenntnis in das Reich des menschlichen Lebens einzugliedern. Es identifiziert sich mit dem in der Ergriffenheit Gewonnenen, um es mit dem Schwinden des Ergriffenheitszustandes zum dauernden Besitz zu gestalten. Das Wesen der Identifikation, d. h. die Fähigkeit des Menschen, sich zu identifizieren, liegt aber darin begründet, daß das Ergriffene ein Teil der Wirklichkeit des Lebens ist, ebenso wie der Mensch selbst ein Teil dieses Lebens ist. Alles Leben aber unterliegt in seinem Wandel denselben Phänomenen. Der Mensch vermag sich mit einem ergriffenen Teil der Wirklichkeit zu identifizieren, weil er selbst ein Teil der Wirklichkeit des Lebens ist. Die wirklich vorhandene Identität alles Lebendigen mit dem Leben gibt die Möglichkeit zur Identifikation.

Wenn wir diese Betrachtungsweise nun auch auf das Phänomen „Mensch" anwenden, so können wir sagen, daß dessen sämtliche Sinne nichts anderes sind als „Einfalltore der Wirklichkeit". Daß das menschliche Leben sich abspielt entsprechend dem Plane, der allem Lebenden das Dasein vorschreibt, wurde im vorigen Stücke gezeigt. Mit der hier gebotenen Darlegung zeigt sich nun, daß alle im Menschen sich abspielenden „schöpferischen" Vorgänge als

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verwirklichung der Umwelt in der Gestalt der Kultur, des Paideuma aufgefaßt werden können. Vor allem hoffe ich, daß nach dem hier Gesagten verständlich wird, was ich unter „Ergriffenheiten" verstehe. Der Mensch wird vom Leben, von Lebensäußerungen, aber immer vom Wesen der Dinge (siehe oben) ergriffen. Es ist stets erst in der Periode der Anwendung (Stück 5, Abschnitt I), daß das vordem Ergreifende zum Begriffe wird.

Es wurde vorhin gezeigt, daß alles Lebendige infolge Wesensgleichheit mit dem Leben und der Wirklichkeit identisch ist. In diesem Sinne spreche ich von der Identität und den Identitäten. Die menschliche Kultur — und es gibt nur eine solche, d. h. eine Kultur des Menschen! — ist eine Identität, weil Auswirkung resp. Wirklichkeit der Totalität „Leben". Sie ist die im Menschen sich manifestierende Gestalt der Wirklichkeit des Daseins. Indem sie — die Kultur — nun als solche in Anspruch genommen wird, erwächst uns die Möglichkeit, die Wirklichkeit des Lebens an einer Materie zu beobachten, deren Durchdringung unserem Sinnesvermögen und -bedürfnis möglich und tauglich ist, während das Leben selbst unserem Verstande zunächst unzugänglich bleibt.

Versuchen wir es nunmehr, das Kulturwerden von solchem Gesichtspunkte aus zu erfassen. Ist der Gedanke durchführbar, so muß die „Weltgeschichte" sich darstellen als eine Kette von Ergriffenheiten, deren Glieder nach der Ordnung der Dominanten geformt sind.

SYMPTOMATIK DER ERGRIFFENHEIT

Beginnen wir mit dem Versuch einer Symptomatik der Ergriffenheit. Auch hierfür eignet sich als Ausgang das paideumatische Grundbeispiel (siehe „Das Paideuma im Menschen"). Nachdem das Kind eine Zeitlang mit dem Streichholz gespielt und zwar wie mit einer Hexe gespielt hat, tritt eine plötzliche Umgestaltung ein. Das harmlose Streichholz wird ihm zur Wirklichkeit der grausigen Hexe. Das heißt, die Vorstellung „Hexe" wird ihm zum Wesen „Hexe". Der Vorgang spielt sich spontan ab und erweckt eine gewaltige Erschütterung. Die Ergriffenheit ist so stark, daß die Verstandesfunktion aufhört und es zunächst unmöglich ist, dem Kinde beizubringen, daß es sich doch „nur um ein Streichholz" handelt. In allen solchen Fällen gehören Wochen dazu, ein Kind

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von der einmal eingetretenen Herrschaft der Vorstellung, die es nun einmal ergriffen hat, zu „befreien". Erst dadurch, daß andere mit mehr oder weniger deutlich werdender Spontaneität eintretende Ergriffenheiten eintreten, weicht die Vorherrschaft der „Hexe" zurück. Erst dann wird die Hexe zum Begriff. Aber das gesamte Kinderleben ist dadurch charakterisiert, daß die Umwelt, Erscheinung für Erscheinung, sich des Kindes bemächtigt. Die kindliche Seele hat aber stets das Bedürfnis, sich von den Dingen als „Wesen" erfassen zu lassen und sie vorstellungsgemäß zu gestalten. Deshalb wird das „echte" Kind in der Periode der Vormacht der Ergriffenheiten von realistisch gebildeten Puppen und Zwirnrollen, Streichholzschachteln, Fetzen immer letztere zum Spiel bevorzugen. Denn in ihnen vermag es das paideumatische Bedürfnis zur Bildung von Symbolen zu befriedigen.

Die realistischen Puppen erwecken meist nur Augenblicksinteresse — bis in späteren Jahren einem Mädchen die Puppe zum Sinnbild des Lebens wird, und die damit eingetretene Ergriffenheit hat schon manche Braut veranlaßt, dies Kinderspielzeug mit in die Ehe zu bringen; und erst mit der Begnadung durch ein eigenes Kind verlischt dann die Herrschaft der einst in Tyrannis erfahrenen Ergriffenheit. Dann aber ergreift die Wirklichkeit alles natürlichen weiblichen Daseins den Menschen mit einer Gewalt, die sich zwar nur auf ein einzelnes Geschöpf bezieht, in diesem aber mit einer Vormacht herrscht, die durch nichts zu erschüttern ist, — und macht ihn zum edelsten Gebilde dieser Erde, zur Mutter.

Das Gegenstück im Leben des Mannes ist die Entstehung der Ideale. Sie wird deutlich durch ein „Du" und ein „Ich"; das „Du" als eine Vorstellung von der Umwelt, das „Ich" als Sonderstellung der Gesamtheit der Umwelt gegenüber. Das „Du" ist hier entscheidend. Es kann sich symbolisieren in einem Handwerk, einer sozialen, einer religiösen Idee. Dieses in Jünglingsjahren stattfindende Ergriffenwerden durch das „Du" bedeutet den Beruf des naturhaften Mannes und seinen Spezialfall. Denn nur in dieser Episode seines jugendlichen Daseins wird er begnadet mit den Gestalten, die das Wesen seines späteren Schaffens bestimmen.

In beiden Fällen ist es aber ein „Du", welches als Wirklichkeit den Menschen ergreift, beim Weibe das selbstgeborene Kind, beim

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Manne das in dem Beruf ausklingende „Ideal" seiner Jünglingsjahre.

Dem Werdegang und Wandel im Individuum entspricht die Ergriffenheit durch die Wirklichkeit im gesamten Werden der Kultur. Der natürliche Verlauf des Daseins der Menschen erfüllt sie mit der ganzen Fülle eines aus Herkommen, Gewohnheiten und Selbstverständlichkeiten gebildeten Lebensgefühles. Wenn von Denken gesprochen werden kann, so ist es ein solches auf wohlausgebauten Straßen und auf Schienengeleisen. So wie das Kind die Streichhölzer zunächst anwendet, um mit ihnen Hänschen, Gretchen und Hexe zu spielen, so wendet das Lebensgefühl der Menschheit die zu Tatsächlichkeit gewordenen Niederschläge früherer Ergriffenheiten an, im Alltags- und Sonntagsleben. „Man" erfüllt seinen Beruf nach herkömmlichen Techniken, „man" liest gute Bücher, „man" geht in die Kirche, „man" ist Staatsbürger und Familienmitglied. Dieses „man" ist aber hier als Symbol für „jeder wie alle" und als Symptom der Gleichfühligkeit einer Masse angewendet. Hierin, in der eine Gesamtheit verbindenden Einheit des Lebensgefühles beruht das Charakteristische der ebenmäßig durchlebten Kultur, deren Schicksal durchaus nicht etwa dadurch beeinflußt wird, daß die Menge zusammengesetzt ist aus Begabungen in allen Schattierungen, die zwischen klug und stupid denkbar sind, — aus Glücklichen und Unglücklichen, — aus erfüllten und unerfüllten Existenzen und so fort.

Die Bedeutung dieses ebenmäßig dahinfließenden Lebensgefühles ist wie gesagt die des kindlichen Spieles. Auch insofern, als das Sichergehen in einer gemeinsam durchlebten Alltäglichkeit eine Prädisposition für das Eingreifen der Wirklichkeit schafft. Denn aus der ebenmäßig dahingleitenden Tätigkeit des Menschen erwächst ja eine fortschreitende Verfeinerung der Beobachtung, eine Mehrung der „Erkenntnisse", eine Erschließung neuer Wissenszweige. Diese zum Fortschritt drängende Betätigung ist ebenso Voraussetzung für das Statthaben einer Ergriffenheit, wie daß das Kind mit den Streichhölzern ein ihm neues Spiel beginnt. Denn jeder wesentliche Kulturwandel setzt die sachliche Erschließung eines Neulandes voraus. Eine entscheidende Ergriffenheit kann nur eintreten, wenn etwas bislang nicht Beachtetes nun in den Mittelpunkt des Interesses rückt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Bedeutsame der Ergriffenheit des Kindes gelegentlich des Hexenspieles beruht nun, um den zweiten Punkt zu erörtern, nicht etwa im Spiel mit der Hexe, also dem Objekt Hexe, sondern darin, daß das Wesen der Hexe dem Kinde plötzlich bewußt wird. Nicht die Hexe an sich, sondern deren Grausigkeit, also das Wesen der Hexe ergreift das Gemüt des Kindes. Und ebenso ist es ja in den Erscheinungen der großen Ergriffenheiten in der Kultur nicht die äußere Erscheinung der Dinge, sondern deren Wesen, welches sich in dem plötzlichen Wandel äußert. Das plötzliche Auftreten der Problematik (siehe „Die Geburt des Schicksals") ist nicht darauf zurückzuführen, daß die Menschen etwa erst die Bekanntschaft mit dem Jahreszeitenwechsel gemacht haben. Nein, den Jahreszeitenwechsel kannten die nordischen Völker schon seit ebensoviel Jahrtausenden, wie der Norden ihre Heimat war. Es war nicht die Tatsächlichkeit der Jahreszeiten, die die Menschen ergriff, sondern deren Wesen. Als die Menschheit dem Interesse für den Mond verfiel, war es nicht dessen Formnatur, sondern sein Wesen, das als Ergreifendes im Menschen das Lebensgefühl der Zeitbetontheit wachrief. Die Sonne hat nicht als Gestirn, sondern in ihrer Wesenheit als Lichtquelle die Betonung des Raumgefühles heraufbeschworen. Die Pflanze aber erweckte die Ergriffenheit durch ihr Wesen, d. h. die Natur des in rhythmischem Wandel begriffenen Lebens. Und weil es nicht die Dinge selbst, sondern ihr Wesen war, welches die Menschen ergriff, deshalb verwirklicht die Ergriffenheit durch den rhythmischen Wandel als Wesen der Pflanze die Gestalt des Sippenbaues, — die Ergriffenheit durch den Wechsel von Dunkelheit und sonnenerleuchtetem Raum die Gestaltung der Mythologie, — die Ergriffenheit durch den Wechsel des Mondes das Zeiterleben, — die Ergriffenheit durch den Wandel der Jahreszeiten die Ordnung des Staates. — Also nicht die Dinge selbst sind es, die als Naturerscheinungen das menschliche Paideuma ergreifen, sondern ihre Wirklichkeit, ihr Wesen. — Diese Tatsache kann nicht genügend unterstrichen und betont werden. Denn sie ist für die Beurteilung aller und demnach auch der Kulturerscheinungen unserer Tage entscheidend.

Drittens nun die Bedeutung der Ergriffenheiten für Natur und Schicksal der durch sie betroffenen Völker. Die Ergriffenheit er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zeugt eine eminente Erschütterung wie im Kinde. Wie das Kind schreckenserfüllt aufschreit, für den Augenblick kein anderes Interesse hat als für die Gestalt gewordene Hexe, wie es so vollkommen vereinseitigt, daß es die Natur des die Hexe darstellenden harmlosen Streichholzes unmöglich wiedererkennen kann, genau so wirken sich die großen Ergriffenheiten im Völkerleben aus. Was im Kinde Gestaltwerden der Vorstellung Hexe ist, ist auch im großen Kulturverlauf der Ausdruck. Seine Macht erkennen wir am leichtesten aus der Kulturgeschichte des vorigen Jahrhunderts. Die Menschheit Westeuropas war damals für eine kommende Ergriffenheit vorbereitet durch die langsam erfolgende, ständig vermehrte und vertiefte Naturerkenntnis und damit verbundene Tatsachenbeachtung. Die „Gesetzmäßigkeit" (ein sehr gefährliches Wort) als Wesen der Natur ergriff sie und fand ihren Ausdruck im Lebensgefühl des Zweckbewußtseins. Die Ergriffenheit fand ihren plötzlich zutage tretenden Niederschlag in der materialistischen Weltanschauung, im rasenden Galopp der Erfindung „Maschine", in der Erdumspannung. Wenn wir uns vergegenwärtigen, mit welcher Eruptivität diese Umstellung vom Lebensgefühl des Schäferjahrhunderts in das des Maschinenjahrhunderts, wie mit einem Schlage der Abbruch jeder Beziehung zu „irrationalen Möglichkeiten" erfolgte und statt dessen die schroffe Zurückweisung alles „Metaphysischen" eintrat, wie alles, was die nicht einmal bewußt und doch Kulturplan gewordene Aufgabe der Erdumspannung störte, zurückgedrängt, ja geächtet wurde, — haben wir das Bild der einer Ergriffenheit zugehörigen Symptome. Die Menschheit ist in solchen Zeiten „besessen", sieht nur noch das Eine, das über allem andern erhaben Erscheinende. Alles, auch das bis dahin als vernunftgemäß Geltende, hat zu schweigen. Es ist eben der Ausdruck, der den Menschen „borniert" macht (siehe „Ausdruck und Anwendung"). Und just die Ergriffenheit durch das „logisch bedachte" Wesen der Natur hätte nach den im Rationalismus gültigen Grundsätzen ja die Vernünftigkeit der Menschheit nur steigern sollen. Aber nichts davon. Im Gegenteil. Die in Verbindung mit dieser Besessenheit auftretende „Borniertheit" hatte eine Arroganz zur Folge, wie sie in solcher Großartigkeit nicht auszudenken war. Sie hat sich um so erschütternder ausgewirkt, als sie diesmal mit der Behauptung der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„wissenschaftlich begründeten Objektivität "hervortrat. „Wissenschaft" hieß die Gewandung, in die sie gekleidet war. Die Menschheit vergaß in ihrer Beschränktheit, daß die leitende Idee in der Wissenschaft damals in der Naturerkenntnis und in der natürlichen Tatsachenschau begründet war, der nur das zugänglich ist, was Experiment und äußere Sinnlichkeit belegen können, — daß die menschlichen Sinne aber so sehr, sehr schwache Werkzeuge sind, daß das Auge ja nicht einmal die magnetischen Ströme sieht, daß schon das Wachstum der Pflanzen zu langsam ist, um beobachtet werden zu können, daß alles Wahrnehmungsvermögen des „Kulturmenschen" gegenüber dem der Naturvölker und aller in voller Naturverbundenheit lebenden Geschöpfe verkümmert ist. Ja, solche aller-, allereinfachsten Überlegungen blieben den Trägern dieser materialistischen Kultur fern und konnten dieser Arroganz keine Hemmung bieten.

Diese Vereinseitigung und Borniertheit ist aber als Begleiterscheinung jeder Ergriffenheit und jedes Ausdrucks symptomatisch. Das „Du" ist unter solchen Umständen stets tyrannisch, ob es im Wesen eines Weibes besteht, das die Sinne eines Mannes ergriffen hat, oder in einer Vorstellung, die ein Volk beherrscht. Dieses „Du" ist in der Zeit der Ergriffenheit Wirklichkeit und besitzt damit die Macht des Lebens. Aus gleicher, wenn uns auch heute mehr „heilig" erscheinender Einstellung haben die Menschen der mythologischen Periode fast selbstverständlich, in der der Religionsbildung mehr fanatisch als Märtyrer ihr eigenes Leben hingegeben, sind in Zeiten der Ergriffenheit durch die Idee des Krieges ganze Heere todesbereit, sind etwa die Bedaui bei aller Schlächterei nur darauf bedacht, die Ehre zu wahren.

Wenn solche Vereinseitigung nun aber auch in allen Zeiten charakteristisches Begleitsymptom der Ergriffenheit ist, so trat sie doch wohl noch nie in so erschreckender Begrenztheit in Erscheinung wie in der Episode des Materialismus. Und zwar deshalb, weil die Menschheit gerade in ihr so ungemein selbstbewußt von der durch sie erreichten „Verstandeshöhe" herabblickte. Aber gerade mit dieser Ergriffenheit durch die Wirklichkeit des Tatsachensinnes und der Verwirklichung der Erdumspannung hatte die Raumdominante das Übergewicht gewonnen, das Zeitdenken seinen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

niedersten Stand erreicht. Mit Erstaunen erfüllt es uns heute, daß diese doch so große Gemeinschaft von Völkern, die Unmengen von hohen Intelligenzen aufwiesen, die Begrenztheiten der Möglichkeit der mechanischen Weltwirtschaft nicht erkannte, daß „Verträge" geschlossen wurden, die der Füllung ventilloser Dampfkessel gleichkamen und auf lange Sicht Verhältnisse verewigen wollten, die nur Tage dauern oder — Explosionen zur Folge haben konnten — und sich als Utopie schon anno 1931 erwiesen. Solches war aber, kulturmorphologisch betrachtet, die letzte Konsequenz der Einstellung auf Materialismus, wie sie der Ergriffenheit des vorigen Jahrhunderts entspringen mußte.

Wir haben damit drei entscheidende Symptome, die das Wesen der Ergriffenheiten charakterisieren, behandelt und wollen uns nunmehr dem Sinn, den sie für das Gesamtwerden der menschlichen Kultur haben, nähern.

DER IDENTITÄTSZWANG

Wir haben uns im vorletzten Abschnitt mit der Anschauung, daß das Leben als Wirklichkeit alles Lebende zu einer Totalität und Identität vereinigt, im letzten dann mit der Symptomatik der Ergriffenheiten beschäftigt. Den Beziehungen nachzugehen, die zwischen der wirklichen Totalität und deren Verwirklichung bestehen, ist die natürlich nun folgende Aufgabe. Solche ist bedeutend genug, unsere Aufmerksamkeit voll in Anspruch zu nehmen; denn wie sich aus allem Vorhergehenden ergibt, muß die soweit verfolgte Anschauung in der Kette der sich verwirklichenden Ergriffenheiten den Sinn der Weltgeschichte erblicken.

Die Totalität des Lebens hat eine Struktur, die im Wechsel der Zeit- und Raumbetontheiten zutage tritt. Das Leben selbst ist die Wirklichkeit, an der der Mensch schon als physisches Wesen teilhat. Nur dadurch, daß der Mensch Luft und Licht, Pflanzenwelt, Tierwelt, Erde zur Verfügung hat, ist das menschliche Dasein zu erklären. Physisch genommen ist der Mensch ein Produkt der natürlichen Umwelt, ebenso wie er psychisch genommen eines der Wirklichkeit ist. So wie der Mensch durch seine Sinnesorgane immer und überall mit seiner natürlichen Umwelt verbunden ist, so ist das Paideuma des Menschen mit dem Wesen dieser natürlichen Umwelt verknüpft. Diese paideumatische

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gebundenheit führt in schöpferischen Perioden, deren Aufeinanderfolge dem Ablauf des Kulturwerdens entspricht, in Spontaneität zu Ergriffenheiten durch das Wesen dieser Umwelt, deren Niederschläge in der späteren paideumatischen Stufenfolge zu wesentlichen Erkenntnissen werden.

Im Verlauf des Kulturlebens läßt sich eine starke Verschiebung in der Bedeutung der Sinnesorgane für das menschliche Dasein feststellen. Wir haben keine Ahnung mehr, wie fein das Wahrnehmungsvermögen der Völker, deren Existenz von der kümmerlichen Natur der armen Ödländer abhängt, ausgebildet ist. Nicht nur in der Fähigkeit, da Spuren zu erkennen, wo kein Europäer etwas anderes sieht als Steine und Steine, sondern auch in der Witterung, in der Voraussage zu erwartender Niederschläge, herannahender Krankheiten usw. verfügen sie über eine Verfeinerung der Beobachtungsgabe, die für uns einfach märchenhaft und dadurch charakterisiert ist, daß sie sich vererbt, ohne erklärt oder gelehrt werden zu können. Reste aus einer Periode der Verwirklichung, die wir bislang noch nicht zu erschließen vermögen. Jedenfalls eine Naturverbundenheit, die nicht nur durch physische oder intellektuelle Fähigkeiten erklärt werden kann, sondern auf eine Naturverbundenheit in Wirklichkeit schließen läßt.

Nun haben wir im Vorhergehenden die Symptomatik der Ergriffenheiten kennengelernt. Der Mensch wird in jedem Stadium, sei es der Einzelne als Kind und Jüngling, sei es das Volk im Verlauf des Kulturwerdens, vom Wesen der Dinge ergriffen. Das Wesen, der Sinn der Dinge, nicht sie selbst packen den Menschen und gewinnen in ihm Gestalt. Daß diese Erscheinung die Bedeutung eines Willens zur Wirklichkeit zum Ausgang hat, können wir z. B. darin erkennen, daß das Kind lieber mit nichtssagenden Formen wie Knäuel und Rolle als mit naturalistischen Puppen spielt. Das Spiel der Kinder ist ein Umgang mit Symbolen (während das der Erwachsenen ein solches mit Tatsachen, Begriffen und Werten ist). Also Freude an der Sinngabe liegt dem kindlichen Spiel zugrunde. Sinn ist aber Wesen der Wirklichkeit. Das kindliche, noch nicht durch Begriffe und Verstandesfunktion belastete Geschöpf weist also als Lebensgefühl eine vollkommene Identität mit der Wirklichkeit, deren Natur ja in ständigem Gestalten beruht, auf. Und weiter noch: da im kleinen Kinde keiner-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lei Vernunft in der Lebensführung zu beobachten ist, das Spiel aber als erste Äußerung psychologischer Selbständigkeit in Erscheinung tritt, so können wir zum mindesten sagen, daß die Ausbildung des inneren Sinnes früher statthat als die der äußeren.

Dieser Wille zur Wirklichkeit, der wahrscheinlich gleichbedeutend ist mit dem Leben überhaupt, erfüllt aber nicht nur das Kind, sondern herrscht auch im Kulturwerden. Es sind nicht die Pflanze, nicht der Mond, nicht die Sonne, nicht die äußeren Erscheinungen des Jahreszeitenwechsels, also nicht die Tatsachen der natürlichen Umwelt, die die Menschheit ergreifen. Es sind das Wesen der Pflanze als ständig im Wandel ihrer Gestalt seiende Gestalt, — das Wesen des Mondes als Zeitengliederer, — das Wesen der Sonne als Raumaufheller, — der Jahreszeitenwechsel als Erscheinung des Werdens und Vergehens, — die Tatsachen der Natur als Phänomene der Gesetzmäßigkeit, — also es ist immer das Wesen der Dinge, das den Menschen ergreift. Indem im Menschen dann diese Wesen eigene Gestalten: Sippenordnung, Zeit- und Raumdenken, Staat, Problematik und Kausalitätskonstruktion gewinnen, findet dieser „Wille zur Wirklichkeit" als Verwirklichung seine Erfüllung. Das charakteristische Moment hierbei ist aber, wie wir gesehen haben, stets, daß der Mensch sich und sein Denken der Ergriffenheit hingibt. Er gibt sich und alles Bisherige auf und identifiziert sich mit der in der Ergriffenheit zutage tretenden Wirklichkeit; dadurch wird die Verwirklichung zur Sippenordnung, zum Staat, zur Maschine und Weltwirtschaft. So sind denn alle großen „Kulturerrungenschaften" und ebenso alle Kunstwerke Gestalt gewordene Wirklichkeit. Der „Bedeutende" und „Schöpfer" ist aber nichts anderes als der der Verwirklichung gegenüber nicht versperrte, sondern offene Mensch.

Das Leben äußert sich als Paideuma im Menschen in ununterbrochener Wirklichkeit und demnach auch als Wille zur Wirklichkeit, der die Form des Identitätszwanges insofern hat, als das Wesen Mensch mit der Natur identisch ist. Die Identität stellt hierbei das Seiende, der Identitätszwang stellt die dem Wesen der Wirklichkeit gleichsinnige Zeitbetontheit dar. Der Identitätszwang als Charakterzug der menschlichen Seele wie der menschlichen Vernunft ist ein Phänomen des Lebens und ist Ausdruck der natürlichen Verbundenheit mit allem in Wirklichkeit und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tatsächlichkeit bestehenden Dasein. Es ist von ihm auch zu sagen, daß er es ist, der die ständige Abhängigkeit des Menschen zur Folge hat. Im Irrationalen wie im Realen. Es ist die große, den Menschen von innen heraus beherrschende Macht, und diese übt eine so gewaltige Tyrannis aus, daß ihr gegenüber alle Freiheit der Willenshandlung ein Nichts bedeutet.

Denn der Mensch ist identisch mit dem Lebensgefühl seiner Zeit und der Kultur seines Volkes. Der Identitätszwang verleiht dem Menschen das Wesen seines Berufes. Hie Schuster — hie Schneider! Der Identitätszwang hat die Menschheit die Bahn der Kulturentfaltung getragen, und kein Intellekt, kein noch so großer Geist unter den Menschen kann etwas Wesentliches, das nicht im Sinne der „Stunde" liegt, schaffen. Der große Künstler wird von außen her ergriffen und kann danach sein Werk gestalten, eben weil er sich der Ergriffenheit hingibt. Wehe dem Augenblick, von dem an ihm die Gnade der Ergriffenheit nicht mehr zuteil wird, oder dem andern, von dem an er sich gegen sie auflehnt, denn damit ist sein Künstlertum ausgelöscht. Jammer aber auch über den Geist des Mannes oder Volkes, dessen Natur allzu früh der Materie verfällt und der zuletzt nur noch Sklave des „Besitzes" ist. Groß und allgewaltig ist die Auswirkung dieses Phänomens, über alles herrlich auf der stolzen Bahn großer Entfaltung, abschreckend und schauerlich aber in der Form der Erniedrigungen, die sie zur Folge haben kann.

Damit ist unser Weg wieder angelangt im Gebiete der großen Zwiespältigkeit des Daseins, die der Natur der Dominanten entspricht und die ja im Lebenslaufe jedes Menschen zutage tritt (vgl. „Das Paideuma im Menschen"). Die das Menschendasein mit dem Eintritt in das Leben erfüllende Wirklichkeit weicht mit zunehmendem Alter der Macht der Tatsachen. Die Ergriffenheit durch das Wesen der Dinge weicht einer solchen durch die Dinge selbst. Denn der „Ichwille" verliert im Laufe des Lebens die Fähigkeit zur Dienstbarkeit als Ausdruck der Harmonie. Die Dominante Zeit erfüllt den Menschen dann nicht mehr mit der Beweglichkeit der jugendlichen Seele. Aus den Ergriffenheiten werden Begriffe. Und deshalb: der Identitätszwang erstreckt sich nicht mehr auf das Wesen der Dinge, sondern auf die Dinge selbst. Es erscheinen jetzt nicht mehr Gestalten, welche Zeugnis ablegen von der inneren Macht des Paideuma, sondern Formen, die der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geist des Menschen als Belege seiner geistigen Größe und als Sinnbild seiner äußeren Macht herstellt.

Bezeichnend ist es, daß in dem, was wir als „Weltgeschichte" zu bezeichnen pflegen, die Momente seelischer Ergriffenheiten nicht verzeichnet sind, dem „Gestaltwerden" wenige Worte gewidmet sind und nur das „Formgewordene" wesentliche Beachtung findet. Es verhält sich hierin ebenso wie mit den Erscheinungen Vorgang/Bilanz, die ich im 2. Stück besprach. Aber das kann nicht wundernehmen. Denn die Geschichte war ja bislang eine solche der Tatsachen und hat auch in ihrer Vertiefung zur Philosophie der Geschichte diese Grundlage nicht verlassen. Wir aber dürfen aus dem Sinne unserer Anschauungen heraus sagen, daß eine Weltgeschichte, in der die Ergriffenheit unsichtbar ist, nur Scherbensammlungen bietet.

Wie hätte es aber anders sein können in einer Zeit, deren Lebensgefühl unter der Leitung des Ichdämons und der Tatsachenverherrlichung stand und in der Philosophie des Übermenschen gipfelte! In einer Zeit, in der die westeuropäische Menschheit sogar von einer „Herrschaft über die Naturkräfte" faselte, — einer Herrschaft, die in einem raffinierten „Sichanpassen" und im „Dienen" bestand! Ach, wie schwer wird es den Trägern der euramerikanischen Kultur werden, sich aus der Besessenheit durch den Dämon „Neue Sachlichkeit" zu befreien! Und den Weg zurückzufinden aus der Tatsachenversklavung in die „Freiheit der Wirklichkeit". Denn die Erkenntnis der Wirklichkeit führt den Menschen in die Freiheit, welche im Lebensgefühl nichts anderes bedeuten kann als Harmonie des Lebens und Erlebens.

DAS LEBENSGEFÜHL

Damit sind wir bei dem „Lebensgefühl "angelangt, von dem gesagt werden kann, daß sein Wandel, seine Ausdehnung und seine Zusammenziehung gleich bedeutend sind nicht nur für die Stellung des Individuums im Dasein, sondern auch für die der Völker im Geschehen der Zeiten. Vergessen wir die beinahe banale Feststellung nicht, daß: gleichgültig, was dem einzelnen Menschen Familie, Beruf, Staat, Nation und Religion sind, das Bedeutsamste immer und in jedem Fall bleibt, daß er eben lebt. Das „Leben" ist alleinige Vorbedingung alles den Menschen betreffenden Geschehens, weshalb es gar keine Rolle spielt, ob es für den Einzelnen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

oder eine Gemeinschaft in bestimmten Konfliktpunkten der Güter Höchstes ist oder nicht. Aber wenn auch der Mensch das Phänomen „Leben" als erste aller Daseinsvoraussetzungen mit allen Geschöpfen wie Pflanze, Einzelzelle und Wirbeltier gemeinsam hat, so besteht doch zwischen seinem Wesen und dem der organischen Umwelt ein Unterschied darin, daß dieser im wesentlichen und gewissermaßen ein ein- oder zweidimensionales, ihm dagegen ein drei- oder vierdimensionales Lebensgefühl eigen ist. Denn Pflanze und Tier können als Grundlage nur die Einheitlichkeit alles Lebens (Identität) und das Tier dazu noch eine individuelle Absonderung empfinden. Das Lebensgefühl des Menschen ist aber den Funktionen der Dominanten, der Zeit und dem Raum, bis zur Bewußtseinsmöglichkeit ausgesetzt, wodurch die Fähigkeit zur Gestaltung einer neuen Welt (Kultur) gegeben ist.

Solches dokumentiert sich schon in den spontan eintretenden Verwirklichungen der Kinderzeit, vor allem aber in jenem zuweilen (wie bei Jean Paul) schroff mit Erschütterung ins Bewußtsein tretenden Vorgang im Jünglingsleben, in welchem sich seinem Lebensgefühl mit einem Ruck das Sein in „die Umwelt" und „ich" scheidet. Diese Scheidung trennt im Individuum das erste ichbewußtlose Dasein vom ichbewußten. Aber nicht nur im Einzelmenschen. Auch im Lebensgefühl der Völker. Noch im homerischen Griechentum (hierauf hat mich Walter Otto in Frankfurt aufmerksam gemacht) entscheidet zuletzt im Denken der Gott mit seinem Hinzutreten. Also geht hier noch ein „es denkt in mir" dem späteren griechischen: „ich denke" voraus, das dann im cartesischen „cogito, ergo sum" festeste Gestalt gewonnen hat.

Die Stellung des „Ich" im Lebensgefühl bedeutet im Paideuma und für alles Gestalten oder Formen die Entscheidung. In den Zeiten der Ergriffenheit und des Ausdrucks tritt es vollkommen zurück, in denen der Realisation und der Anwendung ist es souverän. Damit kommen wir aber zu der großen Bedeutung, die das späte Leben der Ichbetontheit, der Tatsachenschau und der Raumbetontheit hat.

Das Lebensgefühl bewegt sich sowohl im Individuum wie in der Gesamtheit des Kulturlebens zwischen der jugendlichen Hingabe an die Ergriffenheiten (z) und dem Bedürfnis zum Verharren in Begriffsbildung (r). Im ersteren Stadium entstehen die Gestalten, im letzteren die Formen. Gestalt ist stets einmalig und ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schwindet (wenn nicht Kunstwerk) mit dem Erlebnis. Nur die Formen sind vererbbar. Solange die Ergriffenheiten herrschen, erfüllt sich wohl das Leben in aller Herrlichkeit, aber nur dadurch, daß das aus ihrem Wirken heraus Gestaltete in die Tatsachen des Lebens eingegliedert wird, wird es zur „Errungenschaft". Nun darf man aber nicht vergessen, daß im Sinne des Lebens und der Kultur das Erhalten ebensoviel bedeutet wie das Gestalten.

Solches kann gerade der Jugend von heute nicht genügend klargemacht werden. Denn nachdem im vorigen Jahrhundert in der Zeit des Materialismus, der Maschine und realitätsmäßig gerichteten Wissenschaftlichkeit den Tatsachen allzu hohe Bedeutung beigelegt wurde, beginnt jetzt die Zeit, in der sich eine neue Ergriffenheit mehr romantischer Natur zumal in einem Teile unseres akademischen Nachwuchses breit macht. Das Bedürfnis nach „Metaphysischem" wächst in beängstigender Weise, wie ja auch Unmengen phantastischer Sekten und „Glaubensrichtungen" im breiten Volke auftauchen. Diese Erscheinungen wollen berücksichtigt werden. Und deren Anhängern muß in starker Betonung folgendes gesagt werden:

Gewiß stellen die Ergriffenheiten im Leben der Menschen und Kulturen die wesentlichen Phänomene des Werdens dar, und kein Zweifel ist, daß die Weltanschauung des vorigen Jahrhunderts erblindete, als sie sie in ihrer zwangsmäßigen Vereinseitigung ungebührlich bekämpfte. Deshalb kann man sich aber nicht genügend davor hüten, die Wirklichkeit als allein seligmachende Göttin anzubeten und nunmehr die Welt der Tatsachen zu bekämpfen. Die Folge würde eine Überproduktion von Unkraut und eine Verwirrung des Geistes zur Folge haben. Denn das „Werden" stellt im Dasein ja nur eine Seite dar, der die andere des „Seins" entsprechen muß. „Sein" ist aber nach meiner Anschauung die harmonische Verbindung von Wirklichkeit und Tatsache, von Werden und Erhalten. Auch der „geniale Mensch" kann sein Werk nur mit Hilfe der Werkzeuge, die aus ererbten Tatsachen bestehen, vollenden. Solches immer wieder zu bedenken, ist gerade für die Träger der deutschen Kultur, die ihrer Wirklichkeitsbetontheit zufolge stets ein Ideal im Wolkenkuckucksheim hat, sehr vonnöten.

Das Wesen des Lebens ist Ordnung. Und was wir benötigen, ist ein Lebensgefühl, in dem der Sinn für die Erhaltung ebenso stark ausgebildet ist wie der für die Ergriffenheiten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auf dem Wege über das Lebensgefühl sind wir dem „Menschen selbst" ganz nahe gekommen. Hier höre ich das aufbegehrende „Ich" fragen: „Was soll mir das alles? Was ist mir Weltgeschichte? Ich, durchaus ich habe mich mit der Problematik eines heute verworrenen Lebens abzufinden, und deshalb stelle ich die Frage, was es mit meinem allerpersönlichsten Dasein für eine Bewandtnis habe!" Derartige selbstquälerische Fragen aus der Mitte des deutschen Volkes in der Zeit, in der es den hundertsten Geburtstag Wilhelm Raabes und den hundertsten Todestag Wolfgang Goethes begeht, — in der Spanne zwischen zwei zeitbeherrschenden Lebensgefühlen — immer zu vernehmen, kann nicht wundernehmen. Solches Fragen gehört durchaus „dazu", zumal es gemeiniglich dem Bedürfnis entstammt, die gelockerte Beziehung zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit wiederherzustellen. Die derart geforderte Aufklärung soll mehr sein als „nur eine Richtschnur für das Verhalten". Solchem Anspruch möchten wir doch gern nachkommen und versuchen dies, indem wir vom einzelnen und vom kleinen Geschick ausgehend dem Umfassenden und Entscheidenden zustreben. Damit aber dann mit der Frage enden: welches die Rolle ist, die der Mensch auf dieser Erde spielt.

ZEIT DES REGIEWECHSELS

Wir Heutigen stammen noch aus einer Periode, in der nichts einfacher war, als „seinen Weg zu finden". Die Ordnung der Dinge war ungestört. Die Maschine war Modell im höheren Sinne. So wie in jener Zeit, die die Geburt der Schrift erlebte, diese das Spiegelbild der herrschenden Mentalität war, so in der vergangenen die Höchstleistung der Technik. In der Maschine ist die Identität in klassischer Deutlichkeit materialisiert. Das Wesen der Weltanschauung und das Wesen mechanistischer Ordnung waren identisch, die Freude am Maschinenbau und am „Organisieren" ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geben. Rad- oder Achse-, Kurbel- oder Schraube-, Kessel- oder Ventilsein war alles. Mag die heutige Jugend über, ich weiß nicht was alles für Ärmlichkeiten der „alten Zeit" und des „Ancien régime" die Nase rümpfen und — räsonieren, so bot sie doch den Vorteil der „Geborgenheit", und der Boden war sicher, über den „der" Mensch durch das Leben schritt. Es war eine angenehme Zeit. Hierüber läßt sich nicht rechten. Angenehm nicht nur deswegen, weil die Staatspapiere solide waren, sondern weil das Quantum der den deutschen Menschen von Natur notwendigen Problematik durchaus durch die Unterhaltung am Stammtisch zu bewältigen war.

Und doch war in dieser Periode, besonders in den angedeuteten „gebildeten" Kreisen ein Seufzer nicht selten zu hören: „Wenn wir doch in einer großen Zeit lebten." Ob der Seufzer aus der Ahnung stammte, daß ein derartiges Dasein doch vielleicht nicht der Bedeutung des Lebens entspricht, — das lassen wir hier dahingestellt. Aber richtig ist es, daß dieses gesättigte Behagen sich häufiger und immer häufiger in solchem Gedanken erging. — So, und nun haben wir die große Zeit in so vollkommener Charakteristik, wie nur die der Perserkriege, die des römisch-karthagischen Völkerringens und die (am meisten als Modell erwünschte) der Renaissance gekennzeichnet war. Und jetzt ist „man" gar nicht zufrieden, — kann man auch nicht sein. Denn die Tatsachen, auf die „man" sich in der alten Zeit verlassen konnte, bestehen nicht mehr. Nun war das im Anfange der Grübelei nur sehr ärgerlich und machte, solange die Unordnung einem Maschinendefekte glich, nur nervös; aber dann, als eine Panne der andern folgte, bis zuletzt auch noch der Kessel platzte — oder steht diese letzte Erscheinung noch zu erwarten? —, da war es nicht nur mit der Gemütlichkeit, sondern auch mit jeder Art Entflucht aus. Es half gar nichts. „Man" muß sich doch mit den Dingen abfinden. Das Dichterwort „Sein oder Nichtsein" ist unheimlich „wahr" geworden. Die große Zeit ist eben da. Damit aber auch die gründliche Verwirrung des materiellen wie des geistigen Lebens, in der jeder sich einen neuen Stil erobern muß. Sind doch, nachdem die Karosserien der Sicherheiten schon längst verratzt sind, jetzt sogar die „wohlerworbenen Rechte der Beamten" und der Bürokratismus, d. h. das Chassis des bürgerlichen Lebens, in allergrößter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bedrängnis. Die allgemeine Menschheit ist dem Schicksal verfallen, das „unsereins" von Jugend an als allereigenstes kennt, — weshalb wir uns jetzt als in solchen „Zu- und Umständen" Erfahrene allmählich an die Stellung als „Beachtens- und Hörenswerte" heraneignen. Und wir sind gern bereit das mitzuteilen, was an solcher Stelle zu sagen ist, denn in uns lebt die Überzeugung, daß unser Schicksal vergeblich gewesen wäre, wenn wir es unterließen.

Die Stunde, in der der größte Teil der fühlenden und sinnenden Menschen sich fragt, wie mit der Zeit und dem Leben (ich meine nicht die Bankaktien!) fertigzuwerden und welche Rolle im Drama der großen Zeit zu agieren sei, ist die geeignete, die Stimme eines Menschen zu hören, der durch recht viele Nöte des Lebens geschritten ist und sich — trotzdem und deswegen gerade für „den glücklichsten aller Menschen" hält.

Der Mann, von dem hier die Rede ist, wurde in ein „Miliö" und in eine alles beherrschende Weltanschauung hineingeboren, in welche er so schlecht paßte, wie dies nur irgendein kräftiges volkstümliches Beispiel auszudrücken vermag. Denn alles forderte Anerkennung der Tatsachen, ihm war aber nur und lediglich Verständnis für das Wesen der Dinge gegeben. Damit war dreierlei verbunden: ein leidenschaftliches Bedürfnis, sich seinem Berufe hinzugeben, die unerschütterliche Überzeugung vom Sinn des Lebens und endlich frohsinnige Unternehmungslust. Das heißt „dem Manne war seine Rolle auf den Leib geschrieben". Dazu kam dann als Charakteristikum des Verlaufes, daß bei aller Summierung der seinem Wirken widerstrebenden Erschwerungen diese immer nur so hoch schwollen, daß er sie gerade noch überwinden konnte und daß sein Leben bis in die Zeit hineinreichte, die im Wandel der Einstellung sein Streben verstand, so daß er also an der Fundierung einer neuen Weltanschauung mitwirken durfte.

Dies Beispiel ist deswegen so gut, weil es den ersten Punkt des hundertfach an unsereinen herantretenden Fragenkomplexes beantwortet. Mit einer geradezu polizeiwidrigen Oberflächlichkeit suchen heute noch Eltern ihre heranreifenden Kinder in Berufe zu bringen, in denen sie möglichst bald „pensionsberechtigte" Stellungen erreichen. Diese Lösung einer der wichtigsten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fragen des Daseins bedeutet nichts anderes, als die vielleicht zu wesentlichem Spiel geborenen Kinder von vornherein zu Kulissenschiebern und im besten Falle zu Statisten des Lebens zu bestimmen. Aber wie dem auch sei, diese Erscheinung stelle ich dem vorgeschilderten Lebensbild gegenüber, weil sie besser als jedes andere exemplifiziert, daß uns als Rest der gar nicht mehr alleingültigen Weltanschauung eine geradezu lebenswidrige, d. h. dem Wesen des Lebens entgegengesetzte Einstellung überkommen ist, die — dringend einer Warnung bedarf.

Hier gilt es, einmal gar klar und deutlich bis zur Härte auszusprechen: das Schicksal eines Volkes erstreckt sich nicht vom Einzelnen auf das Ganze, sondern vom Ganzen auf das Einzelne. Das Schicksalsdrama des einzelnen Volkes wie des Zeitabschnittes wird gespielt, und die Frage ist es nur, welche Rolle der Mensch darin spielt. Wer im 20. Jahrhundert lebt und eine Rolle aus dem 14. wählt oder ein Deutscher ist und den Inder mimen will, der verspielt sein Leben. Die Regie ist zeitlich und räumlich stil- und themabedingt, als für alle gültig, gleich ob es sich um Sonderheiten der Gemeinde, einer Familie oder eines Standes handelt. Auch der bedeutende Mensch, von dem der typisch deutsche Individualismus so gern sagt, er „mache seine Zeit", ist nur Akteur, der ein guter Schauspieler ist, — ein Mann, dem seine Rolle auf den Leib geschrieben ist, — ein Mann, der seine Rolle stets eifrig studiert, — ein Mann, der sorgfältiger als die Menge auf die Zeichen der Regie achtet und der — soweit er wirklich die Bezeichnung des Bedeutenden verdient — sich bewußt ist, begnadet zu sein zu einem Lebensstil.

Ist also die Verwirrung in der Periode des Wandels der Weltanschauung, des Lebensgefühls und der Richtung auch noch so groß und allgemein, so können wir doch eines als feststehend erachten: Beim Ganzen und nicht beim Einzelnen liegt die Regie. Ich möchte das noch deutlicher machen, und es wird dies wohl in der Weise am besten ausgeführt, indem ein uns ganz fremd gewordenes Lebens- und Kulturbild aus längst vergangener Zeit dargestellt wird. Denn auch hier handelt es sich ja wieder um ein „Du". Der eigene Raum ist aber für jeden heutigen „Europäer" so „ich"- und „meinerfüllt", daß er seine Durchsichtigkeit eingebüßt hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wiederum greife ich zurück in jene Periode, die dem Menschen die Stunde der Geburt des Schicksals und der Problematik ward. Die Zeit, in der die Ordnung im Verlauf der Gestirne und der Jahreszeiten so stark zur Ergriffenheit wurde, daß ihm die Wesensgleichheit (Identität) in der Architektur des All und dem eigenen Lebensbau Gestaltungsgabe verlieh. Die makellosen, herrlichsten Menschen lebten den Sinn des Erhabenen auf der Erde und wurden dann als Träger der Erneuerung absterbenden astralen Lebens nach oben entsandt, — d. h. auf Erden getötet (Periode des rituellen Königsmordes. Näheres siehe „Erythraea" und „Indisches Reisetagebuch"). Bei Gelegenheit solcher „Entsendung" wurde in SO-Afrika nur ein Gesang vorgetragen, den ich zunächst einmal hier wiederhole, weil er uns am besten den Einblick in das noch in später Zeit fortbestehende Lebensgefühl erschließt:

Maori (Gott) machte erst einen Menschen, der hieß Mwuetsi (Mond). Er machte ihn auf dem Boden eines Dsivoa (See) und gab ihm ein Ngona (Horn mit Salböl). Mwuetsi lebte erst im Dsivoa.

Dann sagte Mwuetsi zu Maori: „Ich will auf die Erde gehen." Maori sagte: „Du wirst es bereuen." Mwuetsi sagte: „Ich will aber auf die Erde gehen." Maori sagte: „So gehe auf die Erde." Mwuetsi ging aus dem Dsivoa auf die Erde.

Die Erde war damals ganz kalt und leer. Es gab keine Gräser. Es gab keine Büsche. Es gab keine Bäume. Es gab keine Tiere. Mwuetsi weinte und sagte zu Maori: „Wie soll ich hier leben?" Maori sagte: „Ich habe es dir vorher gesagt. Du bist auf dem Wege gegangen, an dessen Ende du sterben wirst." Maori sagte: „Ich will dir aber das Deine geben." Maori gab Mwuetsi ein Mädchen, das hieß Massassi (Morgenstern). Maori sagte: „Massassi soll zwei Jahre deine Frau sein." Maori gab Massassi ein Feuerzeug.

Mwuetsi ging abends mit Massassi in eine Höhle. Massassi sagte: „Hilf mir. Wir wollen Feuer machen. Ich werde das Chimandira (liegendes Feuerholz) halten; quirle du das Rusika (stehender Feuerquirlstab)." Mwuetsi tat, was Massassi verlangte. Massassi hielt das liegende Feuerholz. Mwuetsi quirlte mit dem Stabe. Als das Feuer entzündet war, legte sich Mwuetsi auf der einen Seite des Feuers nieder. Massassi legte sich auf der andern Seite des Feuers nieder. Das Feuer brannte zwischen ihnen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mwuetsi dachte bei sich: „Weshalb hat mir Maori dieses Mädchen gegeben? Was soll ich mit dem Mädchen Massassi tun?" Als es Nacht war, nahm Mwuetsi sein Ngonahorn. Er befeuchtete den Zeigefinger mit einem Tropfen Öl aus dem Ngonahorn. Mwuetsi stand auf. Mwuetsi sagte: „Ndini chaambuka mhiri ne mhiri", d. h. „Ich überschreite (das Feuer) von der einen Seite zur andern." (Dieser heilige Spruch wird mehrfach melodramatisch und in feierlichem Tonfall wiederholt!) Mwuetsi schritt über das Feuer hinweg. Mwuetsi trat an das Mädchen Massassi heran. Mwuetsi berührte mit dem gesalbten Finger den Leib Massassis. Dann kehrte Mwuetsi zu seinem Lager zurück und schlief ein.

Als Mwuetsi gegen Morgen aus dem Schlafe erwachte, blickte er zu Massassi hinüber. Da sah Mwuetsi, daß Massassis Leib geschwollen war. Als es Tag war, begann Massassi zu gebären. Massassi gebar Gräser (usua). Massassi gebar Büsche (maguensi). Massassi gebar Bäume (miti). Massassi hörte nicht auf zu gebären, bis die Erde mit Gräsern, Büschen und Bäumen bedeckt war.

Danach wuchsen die Bäume; wuchsen und wuchsen, bis ihre Kronen den Himmel erreichten. Als aber die Kronen der Bäume den Himmel berührten, begann es zu regnen.

Mwuetsi und Massassi lebten so in der Fülle. Sie hatten Früchte, Wurzeln und Samen zu essen. Mwuetsi baute ein Haus, in dem Mwuetsi und Massassi wohnten. Mwuetsi machte Eisen und Schaufeln. Mwuetsi machte Hacken und bestellte das Feld. Mwuetsi machte aus Rinde und Bast Stoffe. Massassi machte Fischkörbe und fing Fische. Massassi brachte Wasser und Holz. Massassi kochte. So lebten Mwuetsi und Massassi zwei Jahre lang.

Nach zwei Jahren sagte Maori zu Massassi: „Die Zeit ist abgelaufen." Maori nahm Massassi von der Erde und brachte sie wieder in den Dsivoa. Mwuetsi klagte. Mwuetsi weinte und sagte zu Maori: „Was soll ich ohne meine Massassi tun? Wer trägt für mich Wasser und Holz? Wer kocht für mich?" Acht Tage lang klagte Mwuetsi.

Mwuetsi klagte acht Tage lang. Dann sagte Maori zu ihm: „Ich habe dir vorher gesagt, daß du dem Tode zugehst. Ich will dir eine andere Frau geben. Ich gebe dir die Morongo (Abendstern). Die Morongo wird wiederum zwei Jahre bei dir bleiben. Dann nehme ich sie wieder zurück." Maori gab Mwuetsi die Morongo.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Morongo kam zu Mwuetsi in die Hütte. Als es Abend war, wollte Mwuetsi sich auf der andern Seite des Feuers niederlegen. Morongo sagte: „Nein, lege dich nicht auf die andere Seite der Hütte. Leg dich zu mir." Mwuetsi legte sich neben Morongo.

Mwuetsi nahm das Ngonahorn und wollte den Zeigefinger mit Salböl benetzen. Morongo sagte aber: „Nein, tue nicht so! Ich bin nicht wie das Mädchen Massassi. Reibe deinen Unterleib mit dem Ngonaöl ein. Reibe meinen Unterleib mit dem Ngonaöl ein." Mwuetsi rieb seinen Unterleib mit dem Ngonaöl ein. Mwuetsi rieb Morongos Unterleib mit dem Ngonaöl ein. Morongo sagte: „Nun vereinige dich mit mir!" Mwuetsi vereinigte sich mit Morongo. Mwuetsi schlief ein.

Als es am andern Tage gegen Morgen war, erwachte Mwuetsi. Mwuetsi sah, daß der Leib Morongos geschwollen war. Als der Tag anbrach, begann Morongo zu gebären. Morongo gebar am ersten Tage Hühner, Schafe und Ziegen.

Am Abend des zweiten Tages vereinigte sich Mwuetsi wieder mit Morongo. Am andern Tage gebar Morongo Elenantilopen (nhuka) und Rinder.

Am Abend des dritten Tages vereinigte Mwuetsi sich wieder mit Morongo. Am vierten Tage gebar Morongo erst Knaben und dann Mädchen. Die Knaben, die am Morgen geboren waren, waren am Abend erwachsen.

Am Abend des vierten Tages wollte Mwuetsi sich wieder mit Morongo vereinigen. Es stieg aber ein Gewitter auf, und Maori sprach:

„Laß es. Du gehst schnell dem Tode entgegen." Mwuetsi erschrak. Das Gewitter zog vorüber. Als das Gewitter verstrichen war, sagte Morongo zu Mwuetsi: „Mach eine Tür und verschließ den Eingang. So kann Maori nicht sehen, was wir tun. Dann vereinige dich mit mir." Mwuetsi machte eine Tür. Mwuetsi verschloß den Eingang der Hütte. Dann vereinigte sich Mwuetsi mit Morongo. Mwuetsi schlief ein.

Als es am andern Tage gegen Morgen war, erwachte Mwuetsi. Mwuetsi sah, daß der Leib Morongos geschwollen war. Als der Tag anbrach, begann Morongo zu gebären. Morongo gebar Löwen, Leoparden, Schlangen und Skorpione. Maori sah es. Maori sagte zu Mwuetsi: „Ich habe dich gewarnt."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Am Abend des fünften Tages wollte Mwuetsi sich wieder mit Morongo vereinigen. Morongo aber sagte: „Sieh, deine Töchter sind erwachsen. Vereinige dich mit deinen Töchtern!" Mwuetsi sah seine Töchter. Mwuetsi sah, daß es schöne Mädchen und daß sie erwachsen waren. Da vereinigte er sich mit ihnen. Sie gebaren Kinder. Die Kinder, die am Morgen geboren waren, waren am Abend erwachsen. Mwuetsi ward der König eines großen Volkes.

Morongo aber vereinigte sich mit der Schlange. Morongo gebar nicht mehr. Morongo lebte mit der Schlange zusammen. Eines Tages kam Mwuetsi wieder zu Morongo und wollte sich mit ihr vereinigen. Morongo sagte: „Laß es!" Mwuetsi sagte: „Ich will es." Mwuetsi legte sich zu Morongo. Unter Morongos Lager lag die Schlange Schato. Die Schlange Schato biß Mwuetsi. Mwuetsi wurde krank.

Nachdem die Schlange Mwuetsi gebissen hatte, wurde Mwuetsi krank. Am andern Tage blieb der Regen aus. Die Pflanzen vertrockneten. Die Flüsse und Seen wurden trocken. Die Tiere starben. Die Menschen begannen zu sterben. Viel Volk starb. Die Kinder Mwuetsis sagten: „Wir wollen die Hakata (heilige Würfel) fragen." Die Kinder Mwuetsis fragten die Hakata. Die Hakata sagten: „Der König Mwuetsi ist krank und siecht dahin. Sendet Mwuetsi in den Dsivoa zurück."

Darauf erdrosselten die Kinder Mwuetsis den Mwuetsi und begruben ihn. Die Morongo begruben sie mit Mwuetsi. Darauf machten sie einen andern Mann zum König. Auch Morongo hatte nur zwei Jahre im Simbawoye (verehrungswürdige Hofburg) Mwuetsis gelebt. —

Dieser heilige Gesang gibt gewissermaßen eine Erklärung für das Schauspiel ab, dem wir uns jetzt zuwenden, für das Schauspiel, das sich ständig und ohne Unterbrechung am Hofe des Königs — wir können sagen: des Kaisers — abgespielt hat und in kleinen Gebieten sich heute noch abspielt.

Eine andere Mythe sagt — und dies ist das Modell und Grundmotiv aller dieser Überlieferungen:

Der Mond ist unser großer Gott, der König. Dieser König hat zwei Frauen, die eine ist der Abendstern, der Venusstern, die andere ist die Sonne. Der König verehrt die Sonne, aber er verehrt noch mehr und liebt noch mehr den Abendstern. Und des-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wegen, weil die Sonne eifersüchtig wird, hat sie in dem Augenblick, wenn die Fülle des Mondes der Fülle der Sonne gegenübersteht, einen Aufgang, der andre einen Untergang, vergiftet die Sonne den Gatten, und er nimmt ab und stirbt. Und er stirbt, er wird schmaler und schmaler und sinkt in die Tiefe. Dann folgt der Abendstern dem Gatten, und der Abendstern erlöst den Gatten: wenn er in ganz schmaler und zarter Linie emporsteigt, ist es die liebende Gattin, die gerade den jungen Mond am meisten verehrt.

Wir haben fernerhin heilige Legenden, in denen uns geschildert wird, wie das erste Königspaar auf den Thron kam. Es ist eine Mythe, in der geschildert wird, wie eine Schwester eines Tages sich in den Bruder verliebt. Bekanntlich mußte in alten, echt mythologisch gegliederten Staaten, in Ägypten, in Peru und sonst, der König die eigene Schwester heiraten. Und hier ist geschildert, wie ein Mädchen in ihren Bruder verliebt ist. Sie geht zum Priester und bittet ihn: „Gib mir einen Zauber, daß mein Bruder mich liebt." Sie erhält das Zaubermittel, und sie tut es in den Becher, aus dem er trinkt. Am nächsten Tage kommt der Bruder zum Vater und zur Mutter und sagt: „Niemand soll meine Schwester heiraten als ich." Die Eltern lehnen das ab. Er aber erklärt: „Ich tue es, ich heirate meine Schwester, und wenn ich es nicht tun darf, werde ich mich selbst opfern." Die Eltern glauben es nicht. Er aber nimmt seine Hunde, er nimmt seine Pfeile, er nimmt seine weißen Kleider und geht zum Dsivoa, zum heiligen See, und er schreitet hinein. Und wie er hineinschreitet in den See, da werden die weißen Kleider zu der roten Farbe, die schillernd den See bedeckt, die Pfeile werden zum Schilf, das am Ufer steht, seine Hunde werden zu Krokodilen, die in der Tiefe ruhen. Er selbst steigt hinab in die Tiefe und begibt sich dorthin. Dort liegt er. Und am andern Tage kommt eine alte Frau vorbei, will waschen und hört den Gesang, der ungefähr lautet: „Runde ist mit seinen Kleidern, seinen Pfeilen und seinen Hunden in den See gegangen, und die Kleider wurden zur roten Farbe auf dem Wasser, die Pfeile zum Schilf und seine Hunde zu Krokodilen. Und wenn seine Schwester nicht zu ihm kommt, bleibt er dort unten. Dort unten weilt er." Die Eltern versuchen alles, ihn zur Rückkehr zu bewegen, sie bringen schöne Mädchen, aber jedes schöne Mädchen flieht, wenn aus dem See die Stimme erklingt: „Wenn du meine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schwester bist, komm zu mir." Die Schwester selbst hört den Gesang: „wenn du meine Schwester bist, dann komm zu mir." Da läuft die Schwester hin, sie legt ihre Kleider ab, sie legt den Haarschmuck ab, sie legt ihre Armspangen und ihren Beinschmuck ab, sie geht an das Wasser und geht hinein. Und sie trifft den Bruder. Und da wird das Schilf wieder zu den Pfeilen, werden die Krokodile wieder zu den Hunden, die rote Farbe auf dem See wird wieder zu den weißen Kleidern, und Runde steigt heraus aus dem Wasser, der junge erste König. Und seine Schwester, sein Weib, folgt ihm und legt die Kleider an und den Haarschmuck, den Armschmuck und den Beinschmuck. Und beide sind, bis sie getötet werden, die Herrscher des Landes.

Also dasselbe Motiv: Der Mondkönig kann nur gerettet werden durch die eigene Gattin.

Dann wieder finden wir in Überlieferungen aus alter Zeit genau beschrieben, wie dieser König leben soll, wie er leben muß, — dieser ideale König und seine Schwester. Danach darf „er" sich zeigen und nur zeigen, wenn der Mond am Himmel steht, — darf seine Gattin, die Königin, die Rolle spielen, solange der Venusstern abends am Himmel steht, oder aber, wenn er am Morgen wieder auftaucht. Der König hat sich zu verstecken, wenn der Mond abnimmt. Er hat die große Herrlichkeit, aber seine Gnade und alle Güte darf sich zeigen, wenn der Vollmond leuchtet. Wenn jedoch der Mond ärmlich und klein wird und niedergeht, hat der König sich zu verstecken. Und wenn die Zeit kommt, wo kein Mond zu sehen ist, darf niemand vom König sprechen, darf niemand im Lande seinen Namen erwähnen. Er muß heimlich versteckt im Dunkeln sein, darf auch seiner Gattin sich nicht zeigen, kein Gebot darf von ihm ausgehen, kein Geschenk darf von ihm gesandt und kein Geschenk darf von ihm empfangen werden. Wenn aber nach zwei Jahren ungefähr der Abendstern zum Morgenstern wird und das zusammentrifft mit der Mondfinsternis, dann wird der König in die Tiefe eines Berges gebracht, dann werden die heiligen Würfel gefragt, und der König wird erdrosselt. Der König weiß das. Und nicht nur der König wird erdrosselt, sein ganzer Hofstaat, alles muß ihm folgen. Denn er wird ja zum neuen Mond, zu dem Mond, der mit dem neuen Venusstern aufgeht. Sein Leichnam wird mit größter Zartheit und Vorsicht behandelt,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bis seine Seele oder sein Inneres, oder wie man es nennen will, wiedergeboren werden kann. Und sein Weib leidet mit ihm. Das ist die Rolle, die der König spielt.

Und diese Rolle spielen alle, die am Simbawoye, am verehrungswürdigen Hof des Königs, verheiratet sind. Kein Mensch im Lande, der nicht dieses Drama, diese Projektion des Kosmos auf die Erde miterlebt. Jedes Herdfeuer hängt ab davon, was drüben im Simbawoye sich abspielt. Jede Frage der Fruchtgabe, jede Frage der Ernte, jede eheliche Gemeinschaft ist dadurch bedingt, Kinder können nicht geboren werden oder müssen getötet werden, wenn sie im falschen Augenblick erscheinen. Es gibt keine Grausamkeit der Erde, die nicht vollführt wird als heilige Handlung, als Selbstopfer, keine Handlung dieser Art, von der wir je gehört haben, die in diesem Augenblick nicht selbstverständlich ist, die nicht jeder ohne Bedenken als vollkommen selbstverständlich erachtet.

Und wenn wir danach fragen, von wo und wannen diese unteilbare Vorstellungswelt kommt, so finden wir das gleiche, vielleicht noch schauerlicher gestaltet, in Indien. Dort ist das Gestirn, nach dem sich alles richtet, der Jupiter. Der Jupiter vollendet in 12 Jahren seine Bahn. In ganz Südindien, besonders an der Malabarküste (wir haben aber auch Zeugnisse aus allen andern Teilen des Landes), wurde dann der König in allem Staat und Glanz auf einen erhabenen Stand gesetzt. Dort thronte er in aller seiner Herrlichkeit, erfuhr die Segnungen und heiligen Waschungen der Priester und richtete sein größtes Gebet an den Gott, an dessen Stirn der Mond befestigt ist (Shiva). An dem Tage, an dem der Jupiter seinen heliakischen Aufgang hat, an diesem Tage bildete sich ein langes Spalier vier Meilen lang zwischen dem Thron des Königs und den Hügeln, ein Spalier, gebildet von Menschen, die alle den König verteidigten, alle links und rechts standen mit ihren Speeren, aber nicht in die Mitte treten durften; dort waren diejenigen, die aus seinen Nächsten ausgesucht waren und ihm folgen sollten. In dem Augenblick, wo der heliakische Aufgang des Jupiter festgestellt wurde, stürmten die ausgesuchten Nächsten durch die Gasse auf den König zu, schlugen rechts und links die Speere nieder, die meisten fielen wohl, aber einige erreichten doch das Ende. Und wenn es einem von ihnen gelang,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den König zu treffen, war dieser tot, und der junge Krieger war der neue König. Wir finden denselben Vorgang im alten Sumer, in Babylon: am Nisamtag wurde der König an den Tempel geführt und geschlagen; an seiner Stelle wurde jedoch auf dem offenen Platz ein anderer Mann erst gekrönt und dann erdrosselt.

Und sie haben es in alter Zeit wahrscheinlich so nicht nur mit dem König, sondern mit allen Bewohnern des Königshofes getan, wo alle Königstöchter lebten, um das Schicksal der Sterne zu teilen, das Schicksal des Unterganges. Keine von ihnen durfte heiraten, es sei denn den eigenen Bruder; alle andern konnten glücklich sein, fröhlich sein, lachen, wo und wie sie wollten, doch eines Tages mußten sie geopfert werden. Eine Urform dieser Sagen, die afrikanische Version der Mythe vom Venusstern, der dem Monde folgt, kennen wir sehr gut auch aus dem alten Indien wie aus dem alten Sumer. Im alten Sumer ist es, um ihren späteren Namen zu verwenden, die Ischtar, der Abendstern, der in die Tiefe steigen muß, um Tammuz, den Geliebten ihrer Jugend, den Günstling ihrer Glut und Schönheit, zu erringen. Tammuz hat nach der Legende Ischtar allzusehr geliebt und mußte sterben. Und Ischtar, sie selbst, die bereit war, alles zu lieben in der Welt, konnte nicht ohne Tammuz leben. Ischtar ging an den Eingang der Unterwelt. Er war verschlossen. Sie schlug mit der Faust gegen das Tor und rief: „So ihr mir nicht das Tor aufmacht, zerschlage ich es und führe alle Gespenster und alles, was tot ist, auf die Erde!“ Die Götter erschraken, befahlen, die Tore zu öffnen. Ischtar stieg in die Unterwelt hinab. Sie mußte durch sieben Tore gehen; an jedem Tore hatte Ischtar ein Kleinod niederzulegen. Unten schlug die Göttin der Unterwelt Ischtar mit sechzig Krankheiten. Ischtar starb. Da vertrocknete das Gras auf der Erde, herrschte Dürre überall, und die Menschen litten, und die Götter litten. Und die Götter befahlen der Göttin der Unterwelt, Ischtar freizugeben. Ischtar ging hin, benetzte ihren Tammuz mit dem Wasser des Lebens und führte ihn zur Erde zurück. Neues Leben begann. —

Dazu nehmen wir das Beispiel aus Indien: Schiva, der Gott, der den Mond auf der Stirn trägt, heiratete die Tochter des Himalaja, Sati. Der Schwiegervater grollte und wollte den Schwiegersohn töten und vernichten. Aber Sati ging hin und opferte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sich für ihren Gatten, und da sie sich geopfert hatte, blieb Schiva am Leben und wurde Sati wieder glücklich. Jedesmal ist es das Weib, das für den Mann die Seele hergeben muß, sich selbst zu opfern hat. Die Witwenverbrennungen von Indien heißen Sati; sie sind nichts anderes als eine Erinnerung daran, daß einmal die große Göttin den Gatten aus der Hölle gerettet hat. Jedes Weib in Indien lebte früher das Leben des großen kosmischen Astrum. Jeder Mensch erhob früher den Anspruch, so zu leben, wie der Kosmos sich wandelte, und nicht anders. Derart ist die Rolle beschaffen, die einstmals die Menschheit auf Erden spielte.

Wir fragen uns, ob dieses eigentümliche „Leben nach einer Regie", die damals durch die Idee des Kosmos gegeben war, ausgestorben ist. Wenn wir mit ernsthafter Bereitschaft zur Erkenntnis die Geschichte der Völker durchwandern, so erkennen wir, — bei dem einen Volk plastischer, bei dem andern schwächer konturiert, — daß jedes Volk der Vergangenheit, das wir zu sehen vermögen, nicht sich lebte, sondern die Rolle spielte, welche die große Regie „Kultur" ihm auferlegte. Der römische Staatsbürger war genau derselbe Mensch wie der Mensch in Indien, der Mensch in Südafrika oder der Mensch in Sumer. Das Dasein aller dieser Menschen wurde bestimmt durch die Rolle, welche die Wirklichkeit nach Zeit und Raum ihnen auferlegte, ihnen diktierte.

DER VERLAUF DES ERDENDRAMAS

Vordem war man in „der Wissenschaft" geneigt, die sittengemäßen Testate so gewaltiger Institutionen wie die dieser Selbstopferbereitschaft einer „primitiven" oder „unentwickelten" Menschennatur zuzuschreiben. Wir aber wissen, daß die Menschen aller Zeiten im Wahne der Selbstherrlichkeit und Tatsächlichkeit einerseits und im Dienste der Wirklichkeit andererseits lebten.

Daß die Menschen aber diese Erkenntnis aussprechen und außer des Wandels sich auch noch des Wesens der Wirklichkeit bewußt werden können, das ist das, was als Neues in der Weltgeschichte zu buchen ist. Den Weg, auf dem solche „letzte" Einstellungsmöglichkeit erreicht wurde, die einzelnen Phasen sich zu vergegenwärtigen, ist wünschenswert als Vorbereitung einer Diagnose

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Gegenwart. Folgendes sind die Perioden der Weltgeschichte, soweit ich sie bis heute zu übersehen vermag:

I. Die Periode der polaren Kulturen. Das sind solche, die den Zustand vor der Manifestation der Polarität dargestellt haben müssen, weil die faßbaren Kulturen durch ihr Dasein entsprechende Vorformen bedingen. Reste von ihnen lassen sich wohl heute noch am Rande der Ökumene und in verschiedenen abgelegenen und isolierten Kleingebieten, aber überall nicht nur als senil, sondern unter dem Einfluß der sie zurückdrängenden und dadurch mit ihnen in Berührung tretenden polaren Kulturen erkennen. Im Innenbau zeigen sie Gebundenheit an enge Räume; also entsprechen sie hierin den Bedingtheiten der meisten höheren Tiere. Die Menschen dieser Kulturen fühlen so noch wesenseins mit der niederen natürlichen Umwelt und bilden wie die Geschöpfe dieser Horden ohne irgendeine andere als die animalische Ordnung von Männern und Weibern.

II. Periode der Manifestation der Polarität in Spaltungsphänomenen. Dadurch, daß der Mensch sich der Pflanze hingab, wurde er empfangsbereit für die Wirklichkeit, die in der Gestalt der Mystik das Aufquellen aller höheren Kulturen prädisponierte. Seitwärts aber führte die Auseinandersetzung mit dem Tiere zu einer schroffen Vereinseitigung, die zur Ausbildung des magischen Lebensgefühles und des Tatsachensinnes (wahrscheinlich in der Eiszeit und Westeuropa) führte. Äußerlich trat die Sonderung in der Ausbildung des Matriarchats hier und des Patriarchats dort zutage. In allen Kulturen wird die Spaltung deutlich. Wir können diese Periode also als die erklären, in der die Menschheit die Gliederung in zwei Chöre erlebte.

III. Periode der mythologischen Kulturen, in welcher die höhere natürliche Umwelt zum Erzieher der Menschheit ward. In ihr ward die solare Weltanschauung zur Manifestation des Raum-, die lunare zu der des Zeitgefühles. Also auch hier stehen sich die zwei Chöre noch in klarer Prägung gegenüber.

IV. Periode der hohen Kulturen. Die Einstellung auf Erlebnis des rhythmischen Wandels von Werden und Vergehen erfolgt nach der Offenbarung der Jahreszeitenordnung. Die Problematik erwacht. Erst „das" Menschenleben und dann „der" Mensch werden bewußt; die Idee des Staates gewinnt Gestalt. Mit dem Staat

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

als Wesen des Kosmos werden die Völker geschlossene Sonderheiten und Träger der „Kulturstile". Es ist die Periode, in der die Wirklichkeit erkennbare Gestalten und Gestaltenwandel erweckt. Die innere und äußere Abgeschlossenheit hat, um in dem musikalischen Gleichnis zu bleiben, die Ausbildung von Solospielern zur Folge (Babylon, Indien, China, Griechenland usw.).

Diese hohen Kulturen nehmen den Daseinsverlauf durch die oben des näheren charakterisierten Phasen: 1. die mythologische Phase, in der die Menschen sich noch als allem andern Lebendigen „ebenbürtiges Objekt" fühlen, 2. die Periode der Ausbildung der hohen Religionen, in denen der Mensch bevorzugtes Objekt, 3. die der Philosophie, in der dieses „bevorzugte Objekt" zum selbsterkennenden und kritischen Subjekt wird, 4. die des Materialismus, in der der Mensch allesbeherrschendes Subjekt wird. Mit der letzten Phase wird die IV. Kulturperiode abgeschlossen.

V. Periode der Erdkultur. Die letzte Phase der IV. Periode wird zum Beginn der V. Die äußere Ordnung der natürlichen Umwelt wird zur Wirklichkeit, die den Menschen zur Fassung der „Naturgesetze", zum Bau der Maschine und zur Erdumspannung drängt. Diese Höchstleistung des Tatsachensinnes wird in der ersten Phase erreicht, und zwar indem der Wirklichkeitssinn unterdrückt wird. Daher erweist sich die Weltwirtschaft schon nach einem Jahrhundert als „unerfülltes Gebilde". Denn schon im Beginn der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts kracht es in allen Fugen.

Ein hohles Gebilde, weil der Wirklichkeitssinn zum Besten der Konzentration auf einen Willen und ein Ziel beiseite geschoben wurde, — werden mußte. Die Weltwirtschaft verdankt ihr Dasein der Ergriffenheit durch den subjektivistischen Tatsachensinn, ist deshalb eine Vertatsächlichung. Sie ist das interessanteste Phänomen der gesamten Kulturgeschichte. Denn in musikalischer Ausdrucksweise würde die Erdkultur ja den Zusammenklang der Kulturen aller Völker beanspruchen. In solchem Erdorchester beruht die Wirklichkeit der „Weltwirtschaft", der „Erdkultur". Aber immer möchte das eine Volk seine Flöte, das andere seinen Schellenbaum und das dritte seine Trommel im Solospiel und als Hegemonial erklingen lassen. Wir werden aber hierbei stark an

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Erfahrung erinnert, daß ein Apfelbaum sein nahendes Sterben durch übermäßiges Blühen und Früchtetragen ankündet. Im letzten Augenblick tritt der „imperialistische Gedanke" noch in gesteigerter Anspruchsfülle auf.

Späte, sehr späte Blüte; wenn nicht alles täuscht, sind es die ersten Herbststürme, die über das Land fegen, und nimmt die Verwirrung des in Tatsächlichkeit ratlos Gewordenen immer groteskere Formen an.

PAUSE VOR DEM NÄCHSTEN AKT

Ja, da stehen wir nun inmitten der großen Weltgeschichte und auf dem Gipfel der Herrlichkeit der Selbstzufriedenheit und sind, soweit wir noch das Recht besitzen, als vernünftige Leute bezeichnet zu werden — gar nicht mehr selbstzufrieden. Da stehen wir und wissen sicherlich zum allergrößten Teil nicht, was wir mit all den schönen Erkenntnissen in Dingen der Maschine und der Naturgesetze anfangen sollen. Und daß wir alle uns in großer Ratlosigkeit befinden, dafür zeugt es, daß die saubersten Plattheiten von theoretischen Klüglern als Ratschläge präsentiert und diskutiert werden: Propaganda der Rassenlehre, der Gesellschaftslehre, der Raubtierlehre! Das Haus brennt, und jeder läuft mit der Feuchtigkeit herbei, die ihm zunächst stand, um sie in die Flamme zu schütten; der mit Eau de Cologne, der andere mit Haarfärbemitteln, der dritte mit Benzin und der vierte mit — Tinte.

Die Weltgeschichte selbst aber rollt in erhabener Ruhe dahin, — just so wie sie sich immer bewegte von Wirklichkeit zu Wirklichkeit — in erhabener Ruhe und im Sinne ihres Planes. Ihr Wesen ist das gleiche, das wir in der Erscheinung alles bisherigen Kulturwerdens noch beobachten können. Und der an die große Linie gewöhnte Blick erkennt wohl auch in der heutigen Verwirrung den tieferen Sinn. Ich greife einige als entscheidungsvoll erscheinende Punkte heraus.

Da ist zunächst die Tatsache, die auch mir jahrelang unerklärlich und besorgniserregend war, daß nämlich die Weltwirtschaft als hohle Tatsachenform erscheint, daß sie als Verwirklichung des Maschinengeistes entstand und ihr in der Entstehung die Ergriffenheit der Menschheit als Einheitssinn fehlte. Die Beobachtungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß sich hier ein ganz na-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

türlicher Verlauf wiederholt, dessen Selbstverständlichkeit sich durch ein Beispiel allgemeiner Natur erweist. Wir schweifen also ab.

Es ist schon häufig die Frage aufgeworfen worden, welche Gedankengänge die Menschen dazu veranlaßt haben, wenn sie ihre Mahlzeiten beginnen, ein wenig von Speise und Trank den Ahnen oder Göttern zu spenden. Auffallenderweise hat man diesen wie andere Kultgebräuche als Niederschläge tiefer mythologischer „Meditationen" angesehen: das heißt, ein durchdachtes Gedankensystem als Ausgangspunkt und die entsprechenden Kultushandlungen als Folgerungen zu bezeichnen. Nun habe ich in all meinen Erlebnissen und jedesmal, wenn ein faßbarer Vorfall begegnete, genau nur das Entgegengesetzte festzustellen vermocht. Die meisten Handlungen der Menschen erfolgen spontan. Etwa so, als ob gläubige Menschen dreimal gegen ein Holz klopfen, um ein Unglück zu beschwören. Gerade dem Unfaßbaren gegenüber hat bei den Naiven Afrikas jedes unerwartete Geschehen irgendeine Geste zur unmittelbaren Folge. Diese Neigung zu spontanen Handlungen aus dem Affekt heraus muß als eine Primärerscheinung in Betracht gezogen werden; ihre Wiederholung als Beginn einer Sitte, die Meditation aber als späteres Ereignis auf solchem Wege. — So auch im Bedeutenderen. Im vorigen Abschnitt wurde einiges von dem Material wiedergegeben, dessen Zusammenfassung als die Periode der Geburt des Schicksals, der ersten Problematik erkenntlich ist. Wiedergabe ist für den, der auf „folgerichtiger" Darstellung besteht, falsch; denn spontane Selbstopferung ging geordnetem und regelgewordenem Brauche voran, und die zuerst abgedruckte Mythe gehört ans Ende. — Im Anfange die spontane Handlung!

Wie nun, wenn die Erdumspannung auch als eine „Handlung aus dem Affekt" heraus zu betrachten wäre! Als eine Handlung, erfolgt aus einer plötzlich eingetretenen Besessenheit einer „foule", einer Masse? Wenig schmeichelhaft und sogar etwas beschämend wäre solches ja für eine „Menschheit", die sich sehr, sehr viel auf ihre Kunst des Berechnens, auf das Einhalten des Zweckmäßigen, auf ihre Herrschaft über die Naturkräfte und auf das „Denken in Kontinenten" eingebildet hat! Aber die sämtlichen Symptome des Phänomens „Weltwirtschaft" sind so ungemein deutlich, daß an der Richtigkeit solcher Betrachtungsweise kaum zu zweifeln ist.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist so gewesen: ein aus unsichtbarer Hand geschleuderter Ball flog durch die Luft in die Welt hinaus. Erst sahen ihn einige, dann mehrere, dann viele. „Das ist es!" ward die Parole und — alles, alles raste hinter der Erscheinung her! Wie „man" eben in der Besessenheit rast. Wer hätte damals denn die allereinfachsten Fragen aufgeworfen, wie etwa: „Wie weit reicht das Bedürfnis an Rohstoffen?" oder „Wo ist die Grenze der Konsumfähigkeit an Maschinen?" oder „Was wird dann geschehen, wenn das Kapital sich derart verfilzt?" oder irgendeine sonstige, wenn auch noch so kindliche, so doch entsprechende Äußerung? Sicherlich einzelne; aber der Sinn der von Besessenheit erfüllten Menge wurde von irgendeiner Bedenklichkeit nicht berührt — geschweige denn, daß die große Frage aufgetaucht wäre, ob denn die „psychologische Prädisposition" für die Weltwirtschaft unter den Völkern schon geschaffen sei.

Also kann gesagt werden, daß tatsächlich die Weltwirtschaft aus einem Affekt heraus, der diesmal die sämtlichen an der euramerikanischen Kultur beteiligten Völker gepackt hat, erfolgte, — daß wir es also nur mit der Einleitung eines Phänomens zu tun haben, dessen Sinngabe noch nicht erfüllt ist. Diese Feststellung ist von Wichtigkeit für alle Untergangsphantasten und -fanatiker, die sich heute kaum weniger breitmachen als im Jahre 1000 nach Christi Geburt.

Für uns andere entsteht damit aber das Bedürfnis nach dem Verständnis für das in der Tiefe sich Ereignende, womit wir zum zweiten Punkte der Erörterung kommen.

Was mir die eben formulierte Feststellung so wichtig macht, ist die Erwägung, daß, wenn der erste skizzenhafte Aufbau der Weltwirtschaft als eine aus dem Affekt heraus erfolgte Handlung zu bezeichnen ist, — daß dann die jetzt alles bedeutende paideumatische Wirklichkeit für das Vergangene überhaupt noch nicht in Erscheinung getreten ist. In der Tat scheint diese „erste Skizze einer Weltwirtschaft" nur Abschluß und „letzte Konsequenz" der großen Linie der Geschichte der hohen Kulturen zu sein, der allerdings als letzte Form schon die Keime zukünftiger Gestalt birgt, — die aufzufinden nächste Aufgabe ist; deren Wesenheit sich nur auf Gebieten wird erkennen lassen, die der Vergangenheit gegenüber als „bis dahin unbedachte" und „bis dahin

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unerreichte" bezeichnet werden können. Ich möchte meinen, die neue Gestalt müßte von dort aus zu erkennen sein, wohin nur die Betrachtung bis dahin gleichzeitiger Stoffe geführt hat: vom Standpunkt des vertieften Kulturbewußtseins. Dabei denke ich natürlich nicht an uns, die wir unsere Theorien und Ansichten in Schriften niederlegen, sondern vor allem an den anfangs erwähnten, von der Presse trefflich aufgefangenen Seufzer:

Das deutsche Volk ist an seiner Kultur irre geworden.

Der Handlung aus dem Affekt heraus mußte, wenn es eine solche war, die Ernüchterung und die Skepsis folgen. Mit diesen Worten aus dem Jahre 1919 ist sie gegeben. Und wenn es zunächst auch nicht entscheidend ist, in welchem Raum und Zusammenhang solche Skepsis ausgesprochen wurde, so ist dies, wie ich nachher zeigen werde, doch nicht ohne Bedeutung. Den Worten von 1919 folgte dann aber 1931 die plötzliche „Entdeckung", daß die Weltwirtschaft das Vertrauen der Völker voraussetze, und es gehört keinerlei besondere Prophetengabe dazu, vorherzusagen, daß Hand in Hand mit weiterem Zerfall der westeuropäischen Arroganz und Selbstherrlichkeit noch mehr und wichtigere Einsichten folgen werden.

Schon heute sind sich viele der Menschen, die sich eingebildet hatten, „Ewigkeitswerte" geschaffen zu haben, der Tatsache bewußt, daß sie als Architekten des Kartenhauses „Weltwirtschaft" keine sehr ersprießliche Rolle spielen, — wissen auch schon, daß es heute mehr oder weniger die „Nationen" oder — wie wir sagen — „Kulturstile" sind, die in dem neuen Akte des Dramas der Weltgeschichte als Akteure aufzutreten haben — ahnen auch, daß das, was die Menschheit als Betrachterin der Symptome des Zerfalls so gründlich und hoffentlich auch gedeihlich erschüttert, das Abschminken und den Kulissenwechsel in der Pause bedeutet und daß bei wiederum sich hebendem Vorhang die Zuschauer eine neue Szenerie und neue Kostümierung erblicken werden.

In den Kostümen einer anderen Wirklichkeit. Unter neuer Verteilung der Rollen.

Die Titelrolle lag am Ende des Tatsachenzeitalters in den Händen Englands. Es hat die ganze Wirtschaftsmechanik geschaffen. Mechanik im besten Sinne des Wortes. Kühl berechnend, kühl bis ans Herz. Immer mit der für damals zauberhaft sicheren For-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mel: „Distanz halten" gegenwärtig; Distanz, die niemals den Sinn, die Seele der Menschen zum Sprechen kommen läßt, — Distanz, die vor jeder Ergriffenheit schützt. So recht die einzig wahre Einstellung für Mechanik größten Stils. Die naturgetreue Vormacht des Okzidents!

Die Titelrolle wird in der kommenden Zeit nur einem Kulturstile zufallen können, in dem höchste Befähigung zur Ergriffenheit mit Gestaltungsgabe verbunden ist; deshalb setzt sie wohl östliche Einstellung voraus. Östliche Einstellung bedeutet hier Fähigkeit zur Hingabe, Fähigkeit zur Ergriffenheit. Denn das Kommende wird ja nicht mehr vom Wesen äußerer Macht, sondern von innerem Gestaltungsbedürfnis ausgehen. Die Formen des „Heute noch" werden anscheinend bald verbraucht sein, und der Gestaltsinn selbst liegt im Innern. Denn das, was heute noch als „Vertrauen der Völker untereinander" gefordert wird, kann nichts anderes heißen als eine „Ergriffenheit von morgen".

Einiges glauben wir aber zu der Frage sagen zu können, welcherart die Rolle sein wird, die der deutschen Kultur in diesem Sinne zufallen wird, — womit wir denn abschließend auf den Inhalt des ersten Stückes zurückkommen.

Eine für die zukünftige Entwicklung der Dinge wichtige Eigenart der deutschen Natur hat jeder gesehen, der die weitere Welt aus eigenem Erleben kennt: Das Bedürfnis, sich in das Wesen der ihr zunächst fremden Erscheinungen zu vertiefen und sich mit ihm endlich zu identifizieren. Es ist selbstverständlich, daß der Deutsche sogleich die Sprache des Volkes lernt, in dessen Mitte er seine Arbeit fand, seine Sitten beobachtet, sich unter es mischt. Seine Eigenart hierin ist so deutlich, daß er vielfach spöttisch als Kulturdünger bezeichnet wurde. Aber dieses halte ich persönlich für ein Urteil, welches wir anderen für unsere Art Verständnislosen nachreden. Wie so vieles! In Wahrheit erweist ein sorgfältiges Hinsehen eine oft geradezu erstaunliche Konstanz deutscher Art. Es sei an die vergessenen Deutschen in der Dobrudscha, in vielen Teilen Rußlands, an die Deutschamerikaner erinnert.

Diese Eigenart der deutschen Kultur ist schon beachtenswert. Es ist die der Befähigung zur Ergriffenheit durch das „Du"; es ist die „Befähigung zum Katalysator" und zwar kat' exochen. (Als katalytisches Verfahren bezeichnet man die Zu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fügung eines entsprechend eigenartigen Elements, die zwei der Verbindung abgeneigte Elemente doch zur Körperbildung veranlaßt.) Nun war diese Eigenart ein entscheidender Charakterzug der deutschen Kultur, die ausgesprochen zentrifugal ist und demnach eine oft unheimliche und erschreckende Tendenz ins Wolkenkuckucksheimische hatte. Die deutsche Geschichte legt hierfür Zeugnis ab. Die Intensität, mit der das Deutschtum nun aber außerdem begabt ist, ermöglichte es ihm, sich die Lehren der Träger der Westkultur (Realismus und Rationalismus) zu eigen zu machen. Diese wurden seine Erzieher und damit zu festen Ufern seines Strombettes. Es war eine harte Schule, die die deutsche Kultur durchmachte und — wie ja oben schon ausgeführt wurde — ein Werdegang im ständigen Straucheln über „Stilfehler". Und verhehlen wir es uns nicht! — auch heute noch schwankt das deutsche Volk vielfach, ob es sich einer wirren und nur durch westliche Dogmatik mit Sklavenketten dressierten Problematik des Ostens oder aber der immer unproblematischer sich entwickelnden Tatsächlichkeit des Westens zuwenden soll. Erfreulicherweise wird aber die Ratlosigkeit auf allen Seiten nachgerade so augenscheinlich, daß keine der beiden Einstellungen dem gestaltschwangeren Deutschland noch eigentlich gefährlich werden könnte.

Wenn die Menschheit in der Tat auf dem Zuge vom Mythos zum Materialismus eine höhere Form des Bewußtseins und der Erkenntnis gewonnen hat, dann wird die aus aufdämmernder Ergriffenheit emporsteigende Zukunft sie zum ersten Male in der Weltgeschichte nicht unvorbereitet finden. Und jedes Volk wird demnach wenigstens erahnen können, welche Rolle es in dem kommenden Drama einer neuen Verwirklichung zu spielen hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

00/14982

T 52 533 082

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

K. Weber
Buchhandlung
Poststr. 19

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main